

die Heimat



Jahrgang
49/1978

GALERIE FÜR SELTENE ORIENTTEPPICHE



CHINA „NING-HSIA“ 185/125 um 1850-70



WERNER BÄUMER · KUNSTHÄNDLER

SACHVERSTÄNDIGER FÜR ORIENTTEPPICHE

4150 KREFELD · OSTWALL 81-83 · TELEFON 021 51 / 69628

die Heimat



Zeitschrift für
niederrheinische
Kultur- und
Heimatspflege

Herausgegeben vom
Verein für Heimatkunde
in Krefeld

Schriftleitung
Heiner Kaltenmeier

Jahrgang 49
Dezember 1978

Inhalt

Beiträge zur Geschichte

Leo Peters	23	Ein geheimnisvoller Kaufmann aus Batavia bei von der Leyen in Krefeld 1752
Jakob Hermes	33	Die ehemalige Festung Kempen
Ernst Köppen	43	Aus der Frühzeit der Wasserleitung
Josef Lichtenberg	66	Krefelder Ärzte
Theo Schultes	74	Ein Dienstjubiläum vor 100 Jahren
Marie Therese Füngling	77	St. Martinus
Hannes Martens	85	Eine Provokation des Egelschen Spiels Anno 1780
Renate Pirling	87	Das fränkische Gräberfeld von Krefeld-Stratum
Ulrich Rein	112	Aus alten Briefen
Heinrich Röhm	114	Burg und Stadt Linn im 18. Jahrhundert
Hannes Martens	120	Der Hof Gelindom oder Gleumes in Schmalbroich
Rudolf Besouw	124	Das „geistliche Personal“ im Landdekanat Krefeld 1830
Franz Heckmanns	148	Fischelner Einwohnerlisten II
Guido Rotthoff	152	Zur Geschichte der Juden in Krefeld
Paul Kleinewefers	167	Krisen und Kriegswirtschaft am Niederrhein 1918 - 1945
Dieter Hangebruch	177	Das „Socialistengesetz“ im Spiegel der Krefelder „Zeitungsberichte“

Kunst

Arthur Klein	13	Bernhard Berkenfeld
Eva Brües	38	Neues aus dem Museum Schloß Rheydt
Franz Nießen	47	Eine Bilderwand aus Uerdingen
Hermann Stappmann	61	Hein Stappmann 1911 - 1977
Ernst Köppen	76	Schriftproben
Hermann Jung	100	Religiöses Schnitzwerk mit Humor und Satire
Monika Kühn	103	Schöne Frauen, bärtige Männer
Bernhard Hafner	158	Die Bauplastik in der neugotischen St. Gertrudis-Kirche in Krefeld-Bockum

Krefelder Perspektiven

Renate Wilkes-Valkyser	7	Von Oktober zu Oktober
Marianne Gatzke	26	„Großer Bahnhof“ beim Nüggelball des Krefelder Frauenvereins
Helmut Rommerskirchen	51	Vierzig Jahre „Sammlergilde Heinrich von Stephan“ e. V. Krefeld
Ernst Wüsthube	81	20. Geburtstag der früheren Staatl. Ingenieurschule für Maschinenwesen Krefeld am 1. April 1978
Antonius Beermann	90	Eine Generation der Heimatlosen?
Ernst Hoff	141	125 Jahre Werbung für ein schöneres Krefeld
Ursula Leonhardt	175	50 Jahre Schulzahnklinik in Krefeld
Klaus Homey / Georg Schrooten	185	Das Heilpädagogische Zentrum Krefeld
Ludwig Beck	188	Der grüne Husar
Waltraut Fieck	191	Ein bedeutender Unbekannter

Zwischen Rhein und Maas

Werner Böcking	54	So fischte man am Rhein
Ernst Doffiné / Kurt Rehnelt	95	Botanische Notiz über das Lohbruch bei Linn (Ndrhh.)
Theo Mülders	121	Wie in alten Zeiten
Bertold Dolezalek	136	Sand, Kies, Ton und Lehm



Geschäftiges Treiben beim Wochenmarkt auf dem Westwall mit dem Kaiser Wilhelm-Museum im Hintergrund. (Blickrichtung von Norden nach Süden)

Diese Aufnahme wurde dankenswerterweise vom Verkehrsverein Krefeld e. V. zur Verfügung gestellt.

Foto: Manfred Ehrich

Mundart, Erzählungen

Ernst Hoff	102	Gedenkblatt für ein Haustier
Th. Wierichs	189	Blue-es noch en Nummer?
Fritz Edmund Wagemann	190	Rufus Metellus, „Volksschullehrer“ im römischen Gellep
Jakob Engels	192	Et Mötterke
Peter Erdweg	192	Steen onn Wuot
Aletta Eßer	192	Onderschied
Hannes Martens	192	Fröljoahr
Theo Mülders	193	Dat Knusperhüske

Aus dem Heimatleben

Reinhard Feinendegen	194	Der Verein für Heimatkunde 1977/78
	196	Bücher
	207	Personalien



„Die Heimat“ wird herausgegeben vom Verein für Heimatkunde e. V. Krefeld. 1. Vorsitzender ist Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstr. 14, F 53170, 2. Vorsitzender Dr. Heinz Büsch, Ostwall 85, F 632582, Schriftführer Ernst Tapper, Wiesenstraße 40, F 53223, Kassenwart Heinz Kürvers, Stippergath 46, F 52462; weitere Vorstandsmitglieder sind Dipl.-Kfm. Heiner Kaltenmeier als Schriftleiter der „Heimat“, Luth.-Kirch-Straße 57-59, F 1246, Dr.

Hans Marchand, Dr. Eugen Gerritz, Dr. Guido Rotthoff und Schulrat i. R. Franz Heckmanns als Ehrenvorsitzender. Der Verein erhebt einen Jahresbeitrag von DM 20,-; darin ist der Bezug der „Heimat“ eingeschlossen. Zahlungen werden erbeten auf ein Konto des Vereins (Sparkasse Krefeld 309617, Postscheckamt Köln 107175-508).

„Die Heimat“ erscheint jährlich im Dezember. Für Nicht-Mitglieder sind die Hefte außer beim Kassenwart des Vereins

auch bei den Krefelder Buchhandlungen zum Buchhandelspreis zu beziehen. Der Kassenwart vermittelt auch frühere Jahrgänge. Die Anzeigenverwaltung liegt in Händen des 2. Vorsitzers.

Die Autoren vertreten ihre Beiträge selbst.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen oder den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.

Liebe Leser!

In einer Besprechung des neuen Bestseller-Romans „Heimatismuseum“ von Siegfried Lenz schrieb ein Rezensent, Geschichte, Tradition sei ihm bei der Lektüre dieses Buches wieder erfahrbar geworden, und zwar als eine „Provinz des Menschen: eine verlorene und dann wiedergewonnene Vergangenheit zum besseren Bestehen der Gegenwart.“ Und einige Abschnitte vorher meint er, für Lenz könne Weltkunde immer nur Heimatkunde sein.

Heimatkunde ist auch der Gegenstand eines Aufsatzes, der unlängst in der von der Bundeszentrale für politische Bildung herausgegebenen Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ erschien (B 32/78 vom 12. 8. 1978). Darin setzt sich ein 34jähriger Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Marburg für etwas ein, das er „aufgeklärte Heimatkunde“ nennt.

Ein Verein, der seit 60 Jahren „Verein für Heimatkunde“ heißt und der seit 57 Jahren eine „die Heimat“ betitelte Zeitschrift herausgibt, nimmt solche Stimmen der Bestätigung erfreut - zum Teil auch etwas amüsiert - zur

Kenntnis. Mit um so größerem Vergnügen legt er Ihnen, liebe Leser, hiermit das neueste Heft seiner Zeitschrift in die Hand; es wäre schön, wenn Sie alle in der bunten Vielfalt der Beiträge - ob sie Ihnen nun „aufgeklärt“ vorkommen oder nicht - das finden möchten, was Sie erwarten, hoffen und vielleicht auch brauchen.

Das übliche Wort des Dankes soll und darf nicht vergessen werden: die Stadt Krefeld, der Landschaftsverband Rheinland und der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz halfen wieder mit Zuschüssen, eine Reihe von Inserenten unterstützte das Werk durch Anzeigen, die Firma van Acken übernahm in bewährter Weise den Druck, die Lithoarbeiten und die Gesamtherstellung, vor allem aber fehlte es nicht an Autoren, die mit qualifizierten Wort- und Bildbeiträgen zur Stelle waren. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Und nun sind Sie, die Vereinsmitglieder und Käufer, die Leser, also am Zuge. Die Aufnahme, die das Heft bei Ihnen findet, wird mit darüber entscheiden, wie es mit der „Heimat“ weitergeht.

Reinhard Feinendegen
Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde

Heiner Kaltenmeier
Schriftleiter der „Heimat“

Von Oktober zu Oktober

von Renate Wilkes-Valkyser

Am 1. Oktober 1977 trauerten die Fans des Krefelder Eislauf-Vereins. Ihre Mannschaft hatte am Abend zuvor 5 Tore von der Düsseldorf EG einstecken müssen, ohne auch nur einen Ehrentreffer landen zu können. Am 1. Oktober 1978 haben die KEV-Fans Grund zur Freude. Man hat den Berliner Schlittschuh-Club 6:4 bezwungen. Doch dieser Sieg ist kein gutes Omen. Es soll dem traditionsreichen Krefelder Sportverein im Verlauf der kommenden 12 Monate noch an die Substanz gehen. Im Rahmen dieses Jahresrückblicks, der vom 1. Oktober 1977 bis zum letzten September 1978 reicht, wird davon noch die Rede sein.

Moderne Technik hat zum Zwecke der Belehrung des geneigten Publikums Einzug in das Linner Museum gehalten. Der Verein der Freunde und Förderer der Linner Museen hat seinen ersten audio-visuellen Informationsapparat gestiftet. Auf dem Ausgrabungsgelände in Gellep hat die Archäologen-Mannschaft von Dr. Renate Pirling ein Pferdeskelett gefunden, das dort seit der Zeit der Bataverschlacht ruhte. Ein neues Adressbuch erfaßt auf 440 Seiten ganz Krefeld, ohne Unterschied zwischen arm und reich zu machen. Unbekannte quälen auf brutale Weise den Damhirsch im Gehege am Hülser Berg, so daß das Tier verendet. Der Krefelder Yacht-Club eröffnet seinen Rheinhafen. Rührige Hülser haben die Tradition des „Bottermaat“ mit großem Erfolg wiederbelebt. Eine Krefelderin schmuggelt ihre von dem Vater in die Türkei entführten Kinder über die Grenzen zurück nach Deutschland. In den Städtischen Krankenanstalten schießt ein eifersüchtiger Spanier auf seine Frau und verletzt sie. Der Turm der Dionysiuskirche ist eingerüstet. Reparaturen an den zerfallenden Sandstein-Gesimsen sind notwendig. Minister Friedhelm Farthmann besucht die Thyssen-Edelstahl-Werke. Im Stadtrat wird gerangelt. Die CDU schiebt schließlich erfolgreich ihrem ehemaligen Fraktionschef Alfred Böll das Jugenddezernat



Ein Gerüst umgab monatelang den Turm der Dionysiuskirche. Die Sandstein-Verzierungen und -Gesimse waren brüchig geworden und mußten erneuert werden.

zu. Vor dem Landgericht jagt ein Rauschgift-Prozeß den anderen. Der Weiher im Schönwasserpark wird ausgebaggert. Im Verkehrsverein löst Dr. Peter Pokorny den langjährigen Vorsitzenden Josef Koerver ab. Die Traarer Christliche Wählergemeinschaft löst sich auf und versöhnt sich mit der CDU. Die Polizei fahndet auch in Krefeld nach den Mördern des Präsidenten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Hanns Martin Schleyer, jedoch hier wie anderswo vorerst erfolglos. Oberbür-

germeister Hansheinz Hauser gibt bekannt, daß im Stadtgebiet ein Schaden von über einer Million Mark durch mutwillige Zerstörungen entstanden ist. Minister Dr. Diether Deneke eröffnet auf dem Großhüttenhof am Freitag, 21. Oktober, eine Lehr- und Versuchsanstalt für Pilzzucht. Unbekannte versuchen, das Stadtwaldhaus mit Molotow-Cocktails in Brand zu setzen, während dort ein Schützenverein feiert. Der Krefelder Frauenverein feiert das 150jährige Bestehen. Die Firma Becker und van Hüllen, seit einem Jahr am Rande des Konkurses einherbalancierend, geht in den Besitz des Hoesch-Estel-Konzerns über. 350 Arbeitsplätze sind gerettet. Die Einwohnerzahl der Stadt sinkt auf 280 870. Friederike Schulte und Rolf Schmidt werden als neues Karnevals-Prinzenpaar vorgestellt.

Am Donnerstag, 3. November, eröffnet die Bundespost ihren Neubau für Fernmelde-technik. Armin und Tina Everhardt werden als Uerdinger Prinzenpaar vorgestellt. Am folgenden Freitag löst sich ein Problem von selbst, das jahrelang Ratsgremien beschäftigt hatte: Die Baumwollspinnerei an der Vennfelder Straße geht in Flammen auf. Das riesige Fabrikgebäude stürzt ein. Die, die es als Baudenkmal betrauern, argwöhnen, der Brand habe wie bestellt ausgesehen. Amateur-Archäologe Kropat und einige Bauern bergen aus dem Abraum des Hafens einen 12 Zentner schweren römischen Weihstein, der drei Matronen zeigt. Der Kirchenchor St. Peter Uerdingen feierte 100jähriges Bestehen. Im Rahmen der Etatberatungen des Stadtrates wird bekannt, daß die Stadt 1978 über 26 Millionen Mark allein für Sozialhilfe aufwenden muß. In das ehemalige Amtsgericht am Uerdinger Markt zieht eine Filiale der Stadtbücherei ein. Die Soziale Demokratische Union, von SPD-Abtrünnigen unter Führung des Ratsherrn Willi Sinnecker gegründet, hält in Krefeld den ersten Landesparteitag und wählt Sinnecker zum Vorsitzenden. Am Samstag, 19. November, tritt die Stadt Kre-



feld im Rundfunk-Quiz „Allein gegen alle“ gegen einen Lehrer aus dem Harz an und löst mit Hilfe aller Bürgervier der fünf kniffligen Fragen. Ein Lkw verliert am gleichen Tag auf der Philadelphiastraße 10 000 Köpfe Weißkohl. Die Preise für die Plätze in den Krefelder Altersheimen werden wieder einmal erhöht. Sie übersteigen ohnehin schon bei dreivierteln der Bewohner deren Einkommen. Der Vorschlag des Landes-Innenministers Dr. Burkhard Hirsch, die Krefelder Polizei einem Mönchengladbacher Präsidium zuzuschlagen, erregt die Gemüter. Im Stadtrat ist beschlossen worden, daß Sperrmüll künftig nicht mehr im bestimmten Turnus, sondern jeweils nach Anruf abgeholt wird. Bei der Chemischen Fabrik Stockhausen tritt aus einem Behälter Chlorgas aus. Der Vorfall bleibt ohne ernsthafte Folgen. Bund und Land kündigen finanzielle Hilfen an, damit die Firmen Siempelkamp und Krahn und Gobbers aus dem Süden der Innenstadt ausziehen können. Einige Monate später werden die Gebäude der Firma Krahn und Gobbers bis auf einen denkmalgeschützten Rest abgerissen.

Ein Wettbewerb unter Architekten wird zu Anfang des Monats Dezember entschie-

den. Es ging um Gestaltungsvorschläge für das Viertel rund um die Wallstraße. (Ein Jahr später weiß noch niemand, wie die schönen Planerträume in die Tat umgesetzt werden sollen.) Der FC Bayer stiftet einen neuen Seelöwen für den Zoo, der auf den Namen „Paule“ hören soll. Ein zwölfjähriger Junge erschießt seinen Freund beim Spiel mit einer Pistole. Im Stadtrat beschäftigt man sich bei stundenlangem Gerangel mit der Frage, ob für die Stadtverwaltung eine neue Telefonanlage gekauft oder die alte erweitert werden soll. Der Krefelder Kunstpreis wird Horst Lerche und Michael Badura zuerkannt, die Thorn-Prikker-Plakette an Joseph Beuys vergeben. Die Sportler Hans Geister und Michael Scheuer, die 25 Jahre zuvor in Helsinki zu olympischen Ehren gelangten, sind zu einem Empfang bei Bundespräsident Scheel eingeladen. Der KEV schickt seine „Geistesgrößen“ Kremershof, Guggemos und Tenberg in ein Fernsehrate-spiel gegen Ski-Mädchen aus Hindelang. Die Damen distanzieren die „Eismänner“ in dieser Disziplin. Bei einer Wohltätigkeits-Auktion im Haus des Kunstvereins erzielen Fritz Huhnens „Krefelderinnen“ den Spitzenpreis mit 500 Mark. Die Bürgervereine wehren sich gegen den Bau von

oben links: Den Fund des Jahres 1977 tat ein Amateur-Archäologe im Hafenaubraum, nachdem die professionellen Archäologen schon die Grabungssaison beendet und den Spaten aus der Hand gelegt hatten. Aus acht Metern Tiefe wurde ein römischer Matronenstein ans Tageslicht geholt.

oben rechts: In der Uerdinger Fußgängerzone der Oberstraße ist ein Brunnen vor dem Portal der Pfarrkirche St. Peter zu bewundern. Der Brunnen wurde bei Straßenbauarbeiten entdeckt und wieder aufgemauert.

unten links: Ein großes Loch rissen Bagger in die Bebauung zwischen Ritter- und Melanchthonstraße. Bis auf Reste verschwanden die Gebäude der Firma Krahn und Gobbers. Wohnungsbau soll hier im Zuge einer Sanierungsmaßnahme errichtet werden.

unten rechts: Tut Schlemmer, die Witwe des Malers Oskar Schlemmer, kam am 24. September zur Eröffnung einer Ausstellung ins Haus Lange, die dem Werk ihres Mannes gewidmet war. Museumsleiter Dr. Gerhard Storck begrüßte Frau Schlemmer vor großem Publikum.





oben: Zigtausende Tonnen Altpapier, die im Keller der Baumwollspinnerei an der Vennfelder Straße gelagert waren, gerieten in Brand. Teile des riesigen Fabrikgebäudes stürzten ein. Die Reste wurden später abgerissen. Die Spinnerei, kurz nach der Jahrhundertwende errichtet, hatte zeitweise 600 Mitarbeiter beschäftigt, in den letzten Jahren aber den Betrieb eingestellt und war in den Besitz der Stadt übergegangen.

unten links: Fenster und Türen zahlreicher Häuser im Gebiet Wallstraße sind zugemauert. Das alte Stadtviertel wartet auf seine Sanierung, die zwar schon seit längerem geplant ist, aber vorerst keine Fortschritte zeigt. Die Fassaden, hinter denen einst die Damen vom „Gunstgewerbe“ ihre Besucher empfingen, sollen erhalten bleiben.

unten rechts: Bis 1980 soll der Neubau eines Textilmuseums am Linner Andreasmarkt stehen. Der Stadtrat akzeptierte die Pläne, die die Architekten Stappmann/Thorissen anfertigten. Unser Bild zeigt ein Modell des Andreasmarktes. Im Vordergrund rechts der Neubau, anschließend das alte Kloster, das erhalten bleibt.



Nord- und Westtangente. Bei einem Treffen von Kommunalpolitikern am 14. Dezember in Geldern hören die Krefelder zu ihrem Schrecken, daß sich die Gelderner nach Duisburg hingezogen fühlen. Die Stadt Krefeld kauft die Hülser Klausur, um das alte Kloster vor dem Verfall zu retten. Im Stadttheater sind die Aufführungen von Humperdincks Oper „Hänsel und Gretel“ schon lange im voraus restlos ausverkauft. Heinz Cüppers, der jahrelang Vorsitzender des Vorstandes der Kreissparkasse war, stirbt im Alter von 69 Jahren am 19. Dezember. Mit einem Kerzenständer wird am Abend des 21. Dezember der Arzt Saud Naoum in seiner Wohnung in Fischeln erschlagen. Die Tat bleibt ungeklärt.

Zu Jahresbeginn erfreut die Polizei das Auge des Bürgers mit neuen Uniformen. Der Zoo hat eine Igelstation eingerichtet, die junge Stacheltiere über den Winter bringt. Im Haus Sollbrüggen werden Stuck und Crisaille-Malerei restauriert. Vor den Toren der Stadt wird die Behinderten-Werkstatt Hochbend eröffnet. Manuela Vianten aus Hüls wird am 11. Januar Mutter von Drillingen. Alle vier sind wohlauf. Die Industrie- und Handelskammer Mittlerer Niederrhein wählt Herbert Pattberg zu ih-

rem Präsidenten. Josef Porten, ehemaliger Ratsherr und Bundestagsabgeordneter, stirbt am 19. Januar im Alter von 69 Jahren. Der Architekt Professor Hein Stappmann wird tot im Rheinhafen gefunden. Der Bierkonzern Dortmunder Union gibt bekannt, daß ab 1979 bei Tivoli kein Bier mehr gebraut wird. Der niedersächsische Finanzminister Walther Leisler Kiep wird „Krawattenmann des Jahres“. Der Buchhalter Heinz Sch. soll 800 000 Mark unterschlagen und mit „Damen“ verjübelt haben. Er wird verhaftet. Bei einem geselligen FDP-Abend auf Burg Linn hören die Landesminister Hirsch und Riemer nicht nur Angenehmes von ihren Parteifreunden.

Fachhochschulrektor Professor Dr. Karlheinz Brocks wurde als humorvollster Bürokrat ausgezeichnet. Der Künstler Adolf Luther hilft, Düsseldorfs neue Tonhalle mit einem Spiegelobjekt zu schmücken. Die Stadtverwaltung teilt zu Beginn des Monats Februar mit: Krefelds Autofahrer sind „parksündiger“ denn je zuvor. Am Abend des 2. Februar treiben es die „alten Weiber“ besonders im Seidenweberhaus so toll wie in alten Zeiten. 130 000 - so schätzt die Polizei - schauen dem Rosenmontagszug zu. Ivan, zehn Jahre alter



Schneeleopard aus Arnheim, gibt im Zoo ein längeres Gastspiel. Er soll den dort anwesenden Damen seiner Gattung zu Nachwuchs verhelfen. Im Uerdinger Casino tagen am 10. Februar Vertreter diverser Krankenhäuser und des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales. Es geht um die heikle Frage: Sollen Krankenhäuser geschlossen werden? Derweil sind die Parteien im Volksbegehren gegen die kooperative Schule entzweit. Eine zehnköpfige Geldräuberbande wird entlarvt. Das Düsseldorfer Kabarett „Kom(m)ödchen“ tut Krefeld einen Tott an. Es gruppiert seine satirischen Nummern um einen „Herrn Flachmann aus Krefeld“. Die CDU, auf über 3500 Mitglieder angewachsen, wählt ihren alten Kreisvorstand wieder. Krankenanstalten und Krankenkassen liegen im Clinch. Letztere wollen nicht den Pflegeersatz akzeptieren, den erstere für ihre Patienten aufwenden. Es sickert durch, daß die Mühlenwerke Kampfmeier im Hafen ihre Pforten schließen werden. 120 Mitarbeiter werden arbeitslos.

„Amerika“, die dramatisierte Fassung des Kafka-Romans, hat am 2. März im Stadttheater Premiere. Die Prager Autoren Kohout und Klima haben das Stück geschrieben. Die Uraufführung wird unter merkwürdigen Umständen vorbereitet. Die Autoren stehen in Prag unter Restriktionen. Das Presse-Echo nach der Aufführung ist zwiespältig. Im Rahmen der Sinfonie-Konzerte ist Rafael Frühbeck de Burgos als Dirigent zu Gast. In den Ratsgremien wird beschlossen, bei der Neugestaltung des Ostwalles auf Sandkästen zu verzichten. Die Bayer-Werke, die die Kathreiner-Niederlassung in Uerdingen gekauft hatten, lassen den Getreidesilo sprengen. Die Bürgervereine wollen in einer Aktion für Gemeinsinn und gegen die Zerstörungswut werben. Die alte Hafenbrücke kommt ins Gerede. Angeblich kann sie nicht mehr lange Dienst tun. Eine neue Brücke soll gebaut werden. Entsprechende Pläne werden zielstrebig verfolgt, ohne daß das Schicksal der alten Brücke geklärt wird. Professor Herbert Greven geht in Pension. Nachfolger als Chef der HNO-Klinik an den Krankenanstalten wird Professor Jörg Haubrich aus Göttingen. Ein Druckerstreik verhindert tagelang das Erscheinen der Tageszeitungen. Bundeswirtschaftsminister Otto Graf Lambsdorff und DGB-Vorsitzender Heinz Oskar Vetter besuchen die Tagung der Gewerkschaft Textil-Bekleidung in Krefeld. Die Firma Holtz und Willemsen, einem internationalen Konzern zugehörig, wird geschlossen. 320 Mitarbeiter werden arbeitslos. Die Krefelder Eisenbahngesellschaft ließ zum letzten Mal einen „Schluff“ nach Süchteln fahren. Die Strecke zwischen St. Tönis und Süchteln wurde aufgehoben. Ratsherr Alexander Winkler wechselte die Fronten - von SPD zur CDU.



Illusions-Architektur-Pläne wie diesen aber auch Zeichnungen zum Bau von Krefelder Wohnhäusern präsentierte eine Ausstellung im Kaiser Wilhelm Museum, die dem Andenken an den Architekten Karl Buschhüter gewidmet war.

Das Getreidesilo der ehemaligen Fabrik Kathreiner in Uerdingen wurde gesprengt. Grundstück und Gebäude der Firma gingen in der Besitz der Bayer-Werke über.



Die Kunde, daß Pfarrer N. verhaftet worden war, ging ausgerechnet am 1. April wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Verdacht des sexuellen Mißbrauchs von Schutzbefohlenen. Die ersten Beamten der Stadtverwaltung sind in das ehemalige Verseidag-Gebäude am Johannes-Blum-Platz eingezogen. Adolf Junker wird am 8. April zum neuen Vorsitzenden der FDP gewählt. Pfarrer Manfred Horch wird neuer Superintendent des Kirchenkreises Krefeld. Auf einigen Baustellen finden Warnstreiks der Bauarbeiter statt. Hans Grefen wird als Nachfolger von Dr. Laurenz Rüttershof neuer Chef des Hafenamtes. Die Keksfabrik Wolff meldet Konkurs an. 100 Beschäftigte sind ohne Arbeit. Die Stadt meldet, was jeder ringsum am Stadtrand sehen kann: Der Eigenheim-Bau floriert wie nie zuvor. Auf der Oberstraße in Uerdingen wird bei Bauarbeiten ein Brunnen entdeckt, kurze Zeit später ein zweiter auf der Niederstraße. Die Fußballer vom FC Bayer Uerdingen machen ihren Fans wenig Freude. Sie verlieren am 23. April 1:2 gegen Aachen. Der Stadtrat beschließt am 27. April den Abriß von Haus Blumenthal gegen die Stimmen der SPD. Eine große Gruppe von Zuhörern demonstriert schon in der Sitzung gegen den Beschluß mit Transparenten. Die Misere des KEV beginnt sich abzuzeichnen. Das Finanzamt schickt eine Rechnung über 530 000 Mark. 60 noble Oldtimer kommen zur Rallye und werden von Fotoamateuren aufs Korn genommen.

Zum ersten Mal seit über zehnjähriger Pause rafft sich der DGB zur Maifeier auf. Dirigent Heinz Bongartz, gebürtig aus Krefeld, ist im Alter von 83 Jahren in Dresden gestorben. Der Chor der Liebfrauenpfarre besteht seit 100 Jahren. SPD-Frauen demonstrieren in der Stadt gegen die Neutronenbombe. Über 200 000 Besucher kommen zum Linner Flachmarkt. Folge des Beschlusses des Bundesverwaltungsgerichts: Die Bezirksvertretungen müssen aufgelöst werden. Die Delegierten von 1750 SPD-Mitgliedern wählen den Vorstand des Unterbezirks. Das Schulzentrum Horkesgath wird offiziell eröffnet. Bischof Dr. Klaus Hemmerle besucht die Region Krefeld. Mit großem Gästeauftrieb wird auf Burg Linn die Tatsache gefeiert, daß Oberbürgermeister Hansheinz Hauser seit zehn Jahren im Amt ist.

Auf eigenen Wunsch scheidet die Leiterin des Textilmuseums, Dr. Brigitte Menzel, aus dem Amt. Ihre Stellvertreterin, Dr. Schmedding, übernimmt Anfang Mai vorläufig die Museumsleitung und arbeitet mit an der Planung für den Bau eines neuen Textilmuseums am Linner Andreasmarkt. Gemäß einer Idee der Bürgervereine schenkt Rathaus-Prominenz im Foyer des Rathauses bei einem Frühschoppen Bier aus. Volk, Verwalter und Regenten sollen sich näherkommen. Ganz Krefeld stöhnt



unter Sommerhitze. An der linksrheinischen Autobahn werden Beton- und Metallwände gegen den Autolärm errichtet. Heinz Steinke, ehemaliger DGB-Vorsitzender, ist gestorben.

Auf dem Sprödentalplatz wird am 10. Juni die Ausstellung „Schöner Wohnen“ eröffnet. Mit Wasserfontänen, Salutschüssen und vielen Gästen wird die Hafenerweiterung am 12. Juni offiziell ihrer Bestimmung übergeben. Nach jahrelangem Gerangel kann der erste Spatenstich zum Bau des Schulzentrums Süd am 19. Juni getan werden. Polizeidirektor Dr. Max Bloser wird Polizeipräsident in Essen. Die Mehrheit des Stadtrates lehnt den Beitritt zum Verkehrsverbund Rhein-Ruhr ab. Mit einem Beschluß des Stadtrates werden neue Bezirksvertreter bestimmt.

Am 3. Juni meldet der Vorstand des KEV beim Amtsgericht den Konkurs des 1935 gegründeten Vereins an. Die Hoffnungen, daß der Verein dennoch überlebt, sind vergeblich, die Spieler der Bundesligamannschaft werden schließlich als Konkursmasse an andere Vereine verkauft. Das Tiefbauamt hat mit dem Ausbau des Platzes an der Dionysiuskirche begonnen. Dort wird auch die De-Greif-Säule aufgestellt, die vom ehemaligen De-Greif-Denkmal auf dem Ostwall übriggeblieben ist. Die Kriminalpolizei meldet neue Rekorde an Straftaten. Die Verkehrs-AG besteht darauf: Am Hauptbahnhof und im Bereich Ostwall muß die Straßenbahn unter die Erde. Die 18jährige Heidi Bigalke



oben links: Josef Porten, ehemaliger Ratschherr und Bundestagsabgeordneter der CDU, starb am 19. Januar 1978 im Alter von 69 Jahren. Der Krefelder hatte sich für Belange des Handwerks, des Sports und soziale Maßnahmen eingesetzt.

Ivan, Schneeleopard aus dem Arnheimer Zoo, gab ein Gastspiel bei seinen Artgenossinnen in Krefeld. Das Beisammensein sollte Nachwuchs fördern.

Die Uraufführung erlebte am 2. März im Stadttheater die dramatisierte Fassung des Kafka-Romans „Amerika“, die die Prager Autoren Kohout und Klima verfaßten. Unser Bild zeigt Norbert Kollakowsky (rechts) in der Hauptrolle.



gibt in einem Konzert an der Orgel der Friedenskirche eine überzeugende Talentprobe. Halb Krefeld ist verweist. Ferienruhe bestimmt überall das merklich verlangsamte Tempo von Amts- und sonstigen Geschäften. Auf einem Acker an der nördlichen Stadtgrenze geht eine Cessna 177 wohlbehalten bei einer Notlandung zu Boden.

In einer nächtlichen Aktion wickeln Ostwall-Anlieger Stacheldraht um die Bänke.

Die 3,60 Meter hohe Marmorstatue des Kaisers Wilhelm, die jahrelang in einer Kiste hinter der Husarenkaserne gelegen hatte, wartet in aufrechter Haltung auf dem Grundstück an der Westparkstraße auf die Rückkehr an den Westwall. Der Kaiser soll in den Grünanlagen seinen Platz finden.



Sie wollen damit auf das Stadtstreicher-Problem aufmerksam machen, ernten allerdings für die Form ihrer Aktion nicht nur Beifall. Sparkassen-Direktor Rolf Hoffmann stirbt am 7. August an den Folgen eines Verkehrs-Unfalles. Das Tiefbauamt stellt Pläne vor, nach denen die alte Kläranlage am Uerdinger Rundweg, ein technisches Denkmal, renoviert und als Abwasserpumpwerk reaktiviert werden soll. Der Rentner Wilhelm Worm findet mit Hilfe des Deutschen Roten Kreuzes nach 35 Jahren seine Töchter wieder. 2750 I-Dötzchen erleben am 14. August ihren ersten Schultag. In die Fichte-Schule ziehen zum erstenmal weibliche Sextaner ein. Der Kulturausschuß beschließt, daß das Kaiser-Wilhelm-Denkmal an das nach ihm benannte Museum zurückkehren und in den Grünanlagen aufgestellt werden soll. In der Nacht zum 19. August detoniert neben der britischen Kaserne an der Kempener Allee eine Bombe. Die Tat bleibt ungeklärt. Emil Brüster, Leiter des Sozialamtes, geht in Pension. Gemäß einem Beschluß des Aufsichtsrates wird 110 Jahre nach ihrer Gründung die Krefelder Eisenbahngesellschaft aufgelöst und der Verkehrs-AG als Abteilung angegliedert.

Politiker aus dem Kreis Kleve kommen am 2. September in die Burg Linn, um zusammen mit Kollegen aus Krefeld die Niederrhein-Woche zu eröffnen. Der FDP-Kreisvorsitzende Adolf Junker gibt bekannt, daß er in Kürze zurücktreten wird. In der Rheinischen Formschichte-Fabrik in Linn entsteht bei einem Großbrand am Abend des 5. September ein Millionenschaden. Die 31jährige Hausfrau Annelore Hausmann wird erste „Schiedsrau“ in Krefeld. Gustav Knuth kommt zu Filmaufnahmen in den Hauptbahnhof. Stadtkämmerer Kurt Honnen entdeckt ein Loch in der Stadtkasse: Die Steuerzahlungen fließen spärlicher. Das Steeger-Stipendium teilen sich Dr. Jörg Schalich und Dr. Surenda K. Arora. Der Ex-Baulöwe Josef Kun steht in Krefeld vor Gericht: Zu enge Kontakte zur Moerser Stadtverwaltung sind das Thema. Regionaldekan Karl Reger hilft, einen Betrüger dingfest zu machen, der schon 60 Pastöre geprellt hatte. Im Museum Haus Lange zieht eine Oskar-Schlemmer-Ausstellung große Besucherscharen an. Das Stadttheater eröffnet am 16. September die neue Saison. Am gleichen Tag versammeln sich abends auf dem Egelsberg Amateur-Astronomen und Neugierige, um eine Mondfinsternis zu bewundern. Die neu ausgebaute Blumentalstraße wird am Montag, 18. September, für den Verkehr freigegeben. 100 Jahre alt wird der Bürgerverein Nord. Die Uerdinger feiern die Eröffnung der Fußgängerzone. Im Kaiser Wilhelm Museum wird eine Ausstellung eröffnet, die dem Architekten Karl Buschhüter und seinem originellen Werk gewidmet ist. Nach siebenjähriger Pause findet wieder eine Kreistierschau statt.

Während dieser Rückblick erscheint, planen auf Geheiß des Stadtrates acht Bau-Investoren und ihre Architekten die Zukunft im Sanierungsgebiet vor dem Hauptbahnhof. Der Stadtrat hat sowohl das Hansa- wie das Sinnhaus zum Abbruch freigegeben. Die Stadt gibt wieder einmal ein Stück des Unverwechselbaren ihrer Innenstadt preis. Nach einem „flauen“ Jahr, das ohne wichtige positive Impulse auf lokaler Ebene verlief, stehen die Parteien vor vier Wahlkämpfen innerhalb von eineinhalb Jahren.

Die Hafenbrücke soll durch eine neue ersetzt werden. Sie hält angeblich auf Dauer den Belastungen nicht stand und muß für die Durchfahrt größerer Schiffe gedreht werden. Noch weiß niemand, was aus dem technischen Denkmal werden soll.



Bernhard Berkenfeld

von Arthur Klein

Das Menschliche ist nicht festzuhalten ohne den Glauben, daß der Mensch - potentiell - Ebenbild Gottes sei und eingeordnet in eine - wenn auch gestörte - Weltordnung.

Hans Sedlmayr

Wie der hier vorangestellte Leitsatz bei vielen heute Ärgernis und Widerspruch erregt, so mußte der Maler und Pädagoge Bernhard Berkenfeld - nicht nur in seiner tiefen Affinität zu diesem Gedanken Sedlmayrs - zeitlebens aus den verständlichsten Gründen Gegenstand heftiger Anfechtung werden. Anziehungskraft und Abstoßung hielten sich in diesem Menschen nicht die Waage. Die Natur hatte ihn mit einer Vielzahl von Begabungen beschenkt, deren jede, einzeln entwickelt, ein Leben hätte ausfüllen müssen. Diesem Genie: Maler, Schauspieler, Diener des Worts, Pädagoge und Sozialreformer (ich nenne seine Hauptneigungen) war nur eine kurze Schaffensfrist vergönnt. Der Wahl-Krefelder starb 1964 als Konrektor an seinem 57. Geburtstag.

Im Jahre 1907 in Nieder-Sprockhövel geboren, Sohn der „Roten Erde“, litt er an einer Schwerblütigkeit, die zu allen Zeiten den Umgang mit ihm belastete. In intellektuellen Kreisen als blendender Geist erkannt, fand er wohl Freunde in aller Welt. Aber seine Verschlossenheit verwehrte ihm den tieferen und bleibenden Zugang zum heiteren Leben. Die Stunden sind zu zählen, wo der Einzelgänger im Kreis von Freunden und Berufsgenossen sich gelöst, beinahe froh gab. Für alle, die ihn näher kannten, wurden seltene Stunden zum unvergeßlichen Erlebnis, wenn er seinem schauspielerischen Talent die Zügel schießen ließ und die Hörer mit dem formvollendeten, stimmungsgewaltigen Vortrag eines Werkes der großen klassischen Dichtung beglückte. Hier lebte er im Bekenntnis des Erhabenen, des Schrecklichen und des Schönen eine Möglichkeit aus, die ihm hienieden sonst nicht gegeben war. Die Gegensätze seines Charakters - Feinernigkeit, Gesinnungsadel, Rigorismus, Melancholie, depressive Zwänge, eine unbändige Lust zum Ausleben - erschwerten ihm

die Verwurzelung im normalen Gefüge der Gesellschaft. Als künstlerische Natur der bürgerlichen Konvention unangepaßt, dem Mittelmaß überlegen, das Höchste fordernd, stieß er weithin auf Unverständnis. Stolz elitärer Berufung vereinigte sich in ihm mit einer aus reinsten Quellen genährten religiösen Demut. In klarer Erkenntnis absoluter Werte war sein Urteil unbestechlich, sicher, aber zeitgemäß. Ohne Gefühl für Nuancen, sah er die Grenzen nicht, die kein Sterblicher ungestraft überschreitet. Seine Isolierung vom modernen Kunstbetrieb erlebte er bewußt; ja, auch von der „heutigen christlichen Kunst“ und ihren extremen Strebungen setzte er sich ab: „Sie sind ja doch nur der Affe der Welt.“

Dieses harte Wort bedeutet nicht in extenso eine Absage an die „neue Kunst“ überhaupt, doch darf man als gewiß annehmen, daß Berkenfeld, alle Modi der Malerei und ihre Techniken beherrschend, sein eigenes Schaffen an das „heile“ Menschenbild anbinden wollte. Fern jedem Historismus, achtet er die kulturgeschichtlichen Funk-

Emmaüs - Mittelstück eines Tryptichon im Dominikanerkloster St. Michael, Öl, 1937.
Walberg





Wäscherin, Aquarell, 1934.

Auferstandener Christus, Holzschnitt, 1938.



tionszusammenhänge. Farbe und Form bleiben bei ihm identisch, und selbst da, wo er bei der Strukturierung sparsam wird bis zum fugenlosen Ineinandergehen der Bildebenen, entwickelt er die Realität nicht, sondern setzt der Auflösung die Linie und die Tektonik entgegen - Elemente, von denen er in seinen Ursprüngen ausgegangen ist.

Dabei waren seine Entwicklung und sein Lebensgang alles andere als harmonisch. Da sein Vater ihn für einen „bürgerlichen Beruf“, den Verwaltungsdienst, ausersehen hatte, ging Berkenfeld nach Abschluß der Mittleren Reife im April 1923 als Praktikant zum Polizeibüro Mengede. Diese Berufsentscheidung über den eigenen Kopf hinweg erwies sich als aussichtslos. Der Vater folgte dem Drängen seines Musensohns und tat ihn im darauffolgenden Jahr in die Buchhändler-Lehre bei der Verlags- und Sortimentsbuchhandlung Gebr. Lensing in Dortmund. Anderes und Größeres im Blick, schied er hier bereits im Jahre 1925 aus, um das Gymnasialstudium wieder aufzunehmen. Am 3. März 1928 bestand er sein Abitur. Nunmehr erwirkten die Eltern, die den Gedanken an eine Versorgung ihres Sohnes im sicheren Staatsdienst nicht aufgegeben hatten, seine Einstellung als Zivilsupernumerar bei der Reichsbahn in Mülheim-Styrum. Wie vorauszusehen, fesselte ihn auch hier die Arbeit nicht. Nach wenigen Monaten schon mußte der Versuch, einen Adler in den Hühnerstall zu pressen, aufgegeben werden. Berkenfeld ging an die Universität Breslau zum Studium von Germanistik und Kunstgeschichte. Otto Gerlach gab ihm grundlegende Führung auf dem Gebiet der Geistesgeschichte und Literatur. Seine erste künstlerische Ausbildung erhielt er an der Breslauer Akademie unter Griesebach. Im April 1929 wechselte er von Breslau zur Universität Köln, wo er bis zum Schluß des Wintersemesters 1930 blieb. Gleichzeitig belegte er an der Kölner Theologischen Hochschule der Dominikaner einen Lehrgang in Philologie und Philosophie. Inzwischen - September 1930 - war er in das Dominikanerkloster Warburg i. W. eingetreten: Frater Eusebius. Als Novizenmeister fand er den bekannten Famulus Langbehns, des „Rembrandtdeutschen“, Pater Benedikt Momme Nissen, dem wir die Biographie Julius Langbehns verdanken (Herder, Freiburg 1926).

Berkenfeld verband - nicht immer bruchlos - seine große Offenheit für das Religiöse mit einer Urbegabung für die Bildenden Künste und dem Sinn für das Neue. Momme Nissen, durch bedeutendes Schicksal vorgeprägt, konservativ, mehr nachschaffende als schöpferische Natur, förderte voll Güte den eigenwilligen Schüler, doch sind sich beide innerlich nicht sehr nahegekommen. Im Jahre 1932 folgte Berkenfeld dem ihm erteilten Rat, in „die Welt“ zurückzu-

kehren. Er schied ohne Groll, ein wenig unsicher nur: Herr, wenn Du mich jetzt ins Leben weist, Gib mir die Hand, schenk mir den Geist!

Der Ordensfamilie der Dominikaner in Warburg und Walberberg blieb er bis zu seinem Tode freundschaftlich verbunden. Bezeichnend für seine noble Art ist die Ehrenrettung, die Berkenfeld für Momme Nissen unternahm, als Gottschling mit seinem Buch: „Zwei Jahre hinter Klostermauern“ Momme Nissen, das Ordenswesen und die katholische Kirche angriff. In einem geschliffenen Essay, den Johannes Maahsen in der Wochenzeitung des jungkatholischen Widerstands, dem „Michael“, veröffentlichte, trat Berkenfeld für seinen früheren Novizenmeister ein.

Der Austritt aus dem Orden stellte den jungen Religiösen und Kunstadepten wieder vor die Existenzfrage. Nach vergeblichen Bemühungen, wenigstens vorübergehend im Staatsdienst unterzukommen, fand er Refugium sowohl als auch eine neue Aufgabe in Marienthal bei Wesel, wo er von Pfarrer Winkelmann in den dortigen Kreis der Künstler und Kunstschüler aufgenommen wurde. Hier unter Gleichstrebenden gewann er für seine Arbeit die langgesuchte Anregung, die Momme Nissen ihm nicht hatte vermitteln können. In dem alten, 1806 aufgehobenen Kloster der Augustiner-eremiten war seit Mitte der zwanziger Jahre schon eine Vielzahl von Kräften tätig, die der neuen religiösen Kunst ihr Profil, unter heutiger Bewertung ihren „klassischen“ Ausdruck gegeben haben. Die Namen Heinrich Dieckmann, Anton Wendling, Dominikus Böhm, Heinrich Wimmer, Josef Strater, Hein Minkenber, Jupp Rübsam, Franz Dinnendahl, Kurt Schwippert, Hellmuth Macke, Ludwig Baur, Josef Jäckel, Hubert Schöllgen, Karl Schollmeyer sind - neben vielen anderen - Zeugen des neuen Aufbruchs der sakralen Kunst in Stein, Glas und Farbe. In den ehemaligen Mönchszellen, die von den Künstlern neu hergerichtet wurden, war auch Berkenfelds Handschrift zu sehen, doch ist seine von ihm ausgemalte Zelle von späteren Besuchern schwer beschädigt worden. Bis weit in das Jahr 1933 hinein verlebte er in der Marienthaler Gemeinschaft eine lebendige und künstlerisch fruchtbare Zeit. Zwei Studienreisen führten ihn nach Paris, wo er seine fachlichen Einsichten vertiefen und zu den Leuten des *Rénouveau Catholique* Verbindung aufnehmen konnte. Er lernte Marc Sangnier kennen, den Gründer des „Sillon“ und die Lige de la Jeune République. Auch zu Professor Joseph Réillet trat er in Beziehung. Früh schon Anhänger der sozialreformerischen Bestrebungen und der katholischen Friedensbewegung, gab Berkenfeld zusammen mit Joseph Probst und Carl M. Brohl den Bericht über die „Tage von Bierville“ (6. Internationaler Friedenskongress) heraus.



links:
Verkündigung
an Maria
Kreide 1934



rechts:
Emmaus
Tempera
aus Holz
1934

Emmaüs



Selbstbildnis: Frater Eusebius, Öl auf Holz,
1931.



Im Herbst 1933 ließ Berkenfeld sich in Düsseldorf als freischaffender Künstler nieder. Mit einer Empfehlung von Pfarrer Winkelmann versehen, bezog er die Düsseldorfer Kunstakademie. Unter Professor Nauen setzte er, ein unermüdet Lernender, sein Studium fort. Die Arbeiten jener Zeit tragen den Stempel der „Nauen-Schule“ - flächige Malweise, Zwischentöne unter Blau, Rot, Grün und Ocker. Er schloß enge Freundschaft mit Professor Karl Thieme, Herausgeber der „Religiösen Besinnung“, dessen Buch „Am Ziel der Zeiten“ in den spätdreißiger Jahren lebhaft diskutiert wurde. In Düsseldorf begegnete er Sven Hedin, den er porträtierte. In der ersten Zeit der Trennung von Marienthal war Berkenfelds finanzielle Position prekär. Eine gewisse Unfestigkeit, die seinem Erscheinungsbild lebenslang anhaftete, ließ ihn damals als Bohemien erscheinen, der, im Dachzimmer hausend, in Klöstern speisend, dann, wenn ihm Geld zufließt, dies an einem einzigen Abend mit Freunden verschleuderte. Stärker als seine charakterliche Labilität war jedoch sein in der christlichen Heilslehre beheimateter Glaube, dessen mystische Komponente immer wieder bestimmend in Erscheinung trat. Mit diesem nie erlöschenden idealen Streben verband sich eine Verachtung des Bürgers - des „Bourgeois“ -, die er spät erst mildern, nie restlos überwinden konnte.

Wirtschaftliche Erwägungen - die Verehelichung mit Antonie Brohl fällt in diese kurzen Jahre - veranlaßten ihn schließlich, dem freien Leben abzusagen und nach einem festen Beruf Ausschau zu halten. Erneut wandte er sich zur Verlagsanstalt Gebr. Lensing in Dortmund, wo er 1935 als

Volontär, später als Buchhändler tätig wurde. Am 5. April 1936 bestand er in Essen das Buchhändler-Examen. Er übersiedelte nach Leipzig, wo er bei der Medizinischen Verlagsbuchhandlung Johann Ambrosius Barth Anstellung fand. Bald schon Lektor, gab er den Kalender der reichsdeutschen Universitäten und Hochschulen heraus, bearbeitete den Archivkatalog und verwaltete die seit 1780 kontinuierlich angewachsene Verlagsproduktion. Der ihm gewährte Einblick in die Entwicklung des altangesehenen Verlagshauses, das u. a. Ludwig Klages' philosophisch-psychologisches Werk betreute, gab ihm tiefgründende Erkenntnisse über den Ablauf der deutschen Geistesgeschichte seit der Aufklärung. In der Durchordnung des Archivs wuchs ihm eine große Vertrautheit mit den bibliothekarischen und bibliographischen Sachgebieten zu. Während einer hieran anschließenden Tätigkeit an der Reichsschule des Deutschen Buchhandels fand Berkenfeld Zugang zu jungen, geisteswissenschaftlich und künstlerisch interessierten Menschen, denen er, im Widerstand zur N-S-Staatlichen Lenkung, durch persönlich gestaltete kunstpädagogische Kurse auf einen guten Weg helfen konnte. „Die Kunst, wie sie sich heute darstellt, ist das verführerischste Mittel, die Augen zu schließen. Ihr könnt in irgendeiner Routine am laufenden Band malen. Der alte Liebermann sagte einmal: 'Wo die Begabung aufhört, gleich fängt der Stil an.' Wir haben nicht ästhetische Gefühle zu befriedigen, und in der Gekonntheit des Vortrags liegt noch gar nichts. Der heute verfemte Paul Klee schuf Blätter, die so schön sind, daß kein Produkt der heutigen Züchtung diesen Ausdruck erreichen wird. Kunst wird

nicht gemacht, um den vagen Begriff „Schönheit“ zu verwirklichen. Künstlerisch ist die Reproduktion der Natur meistens nicht „schön“. Künstlerisch ist das im täglichen Sprachgebrauch „Häßliche“ oft schön, war früher sogar Wesensmerkmal eines ganzen Kunststils. Es ist wichtig, zu beachten, daß der Künstler niemals für das „Volk“ gearbeitet hat, und auch der moderne Künstler wird es nicht können, trotz aller heutigen Tendenzen.“ Berkenfeld holte bedeutende Autoren nach Leipzig, u. a. den Dichter Josef Weinheber, der im kritischen Moment seinen großen Namen und mächtigen Einfluß einsetzte, den mittlerweile als klerikal berüchtigten Berkenfeld vor der Verfolgung durch den parteiamtlichen Sicherheitsdienst zu schützen.

Während dieser dem Buchhandel und dem literarischen Leben gewidmeten Epoche blieb Berkenfeld seiner ersten Liebe, der Malerei, treu. Er betätigte sich als Landschaftler, Porträtist und Graphiker. Anfang 1937 erhielt er durch Vermittlung seines geistlichen Freundes Domkapitular Heinrich Hesse den Auftrag zur künstlerischen Neugestaltung der Kirche St. Paulus zu Brügge i. W. Die Ausmalung dieses Gotteshauses mit monumentalen Bildern aus der Heilsgeschichte und dem Leben des Apostels Paulus zählt zu Berkenfelds größten Leistungen. In kurzer Folge entstanden weitere Werke, darunter einige Großobjekte in Mühlenrahmede bei Warburg, Muddenhagen, Elkringhausen, Börlinghausen, Kapellen-Süng. Seinen Wohnsitz nahm er nunmehr in Bad Sassendorf bei Soest. Für die dortige Pfarrkirche St. Bonifatius malte er den Kreuzweg. Ein ähnliches Werk schuf er für St. Georg in Paderborn.

Trio 1941



Gewölbe- und Apsismalerei in St. Paulus, Brügge i. W., 1938





Auge Gottes in der Apsis von St. Paulus, Brügge i. W., 1938.

Aus dem Leben des Apostels Paulus, 1938.

Hinweggehende, Holzschnitt, 1940.



ein paar andere sind fort!
 Du bist das in fort
 4.3.1940 von. Legend
 D. S. G.

Maria Magdalena, Holzschnitt, 1950.



Zu. K. S. G.

Verkl. Titelblatt vom Programmheft zur „Urfaust-Aufführung“, 1956.



am 18. November 1956 um 20 Uhr
 in dem Festsaal der Realschule-
 Gussfischen, aufgeführt von der
 Christlichen Spielgemeinde Gussfischen

Diese Spielereinführung besichtigt zum Eintritt - 1,- DM



links:
Weihnachts-
engel, Linol-
schnitt, 1950.

Rechte Seite:
Rast auf der
Flucht 1939
Tempera.
Picasso
„Kauernde“
1902.



rechts:
Damenbild-
nis, Öl, 1957.

Diese erfolgreiche künstlerische Tätigkeit fand kurz nach Ausbruch des II. Weltkriegs durch seine Einberufung zum Militär ein vorläufiges Ende. Er empfand die Katastrophe schwer: „Vor einem halben Jahr wäre mir der Tod leichter geworden als gerade jetzt, wo ich in meinen Arbeiten die letzte Stufe der Reife zu ersteigen begann. Ich glaube nicht, daß wir in unserem Leben vor eine eindringlichere Prüfung auf unsere Substanz gestellt wurden. Selbst den Heiligen unter uns geht es nur schwer ein: „O mein Christ, laß Gott nur walten . . .“ Berkenfeld verlebte den Krieg als Sanitätsunteroffizier in Tapiaw, Königsberg und Lötzen in Ostpreussen. Neben dem Lazarett-dienst bemühte er sich, den Geist der ihm anvertrauten Kameraden auf ein neues christliches und demokratisches Deutschland auszurichten. Zum Lötzener kulturellen Kreis gehörten außer Berkenfeld Pater Manfred Hörhammer, Kaplan Wormland (nachmals Propst von Xanten), Dr. med. Spätling und Kaplan Edmund Bungartz, nach dem Krieg Pfarrer an St. Bonifatius und St. Thomas Morus, dann - bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1975 - Regionaldekan in Krefeld. Inmitten dieser intensiv arbeitenden Lötzener Gruppe war Berkenfeld ein treibendes, schöpferisch wirkendes Element. „Hier kann der Anfang ge-

macht werden zum wesentlichen Leben. Wir müssen den Hexentanz und Zauber der Romantik und der Ideologie, der Theaterrealität im Kern entlarven. Es ist an der Zeit, den konkreten Christus wieder zu erfahren. Ich frage nur, ob hier oder dort Christus ist. Es muß über die Versteinerungen des Formalismus hinausgedacht werden - Liturgie als Herrendienst, nicht als Wochenendversammlung eines Vereins.“

In Lötzen schon, besonders im engen Zusammenwirken mit Pfarrer Bungartz, entwickelten sich die pädagogischen Ideen, die Berkenfeld ein paar Jahre nachher in den Lehrberuf führen sollten. Beim Zusammenbruch der Armeen und des Unrechtsstaates im Jahre 1945 kehrte er nach Bad Sassendorf zurück. Emsig tätig, die gefaßten Reformideen zu verwirklichen, wurde er Mitbegründer und später Geschäftsführer der „Deutschen Volkschaft“, einem Zusammenschluß von Männern und Frauen, die in den 20er und 30er Jahren der katholischen Jugendbewegung (Neudeutschland, Großdeutsche Jugend, Quickborn usw.), Bündnis der freideutschen Jugend und zumeist den Widerstandskreisen gegen den Nationalsozialismus angehört hatte. Es vereinigten sich Christen verschiedener Bekenntnisse, die entschlos-

sen waren, aus dem Geist der alten Jugendbewegung zu leben und auf die im Entstehen begriffene neue Gesellschaft im Sinne religiöser Verantwortung und demokratischer Freiheit einzuwirken. Mit einer leichten Trauer schauen wir heute auf die hochherzigen Bemühungen zurück, die in der leider vergeblichen Hoffnung gipfelten, in einem neuen „Heiligen Frühling“ das Volk der Deutschen geistig und politisch umzugestalten zu einer anderen, auch die konfessionelle Spaltung überwindenden christlich-demokratischen Gesellschaft. Hörhammer, P. Hirschmann SJ, P. Gilbert Corman O. P., Dr. H. E. Hengstenberg, Prof. Walter Rest, W. Dirks gehörten zu diesem Kreis oder sympathisierten mit ihm, und Bischof Van der Velden von Aachen förderte die Arbeit durch seine persönliche Zustimmung. Berkenfeld, in Gemeinschaft mit Carl M. Brohl, nahm über P. Hörhammer die Verbindung mit Bischof Théas von Lourdes, dem Gründer von „Pax Christi“ auf, um als Basis der Erneuerung auch in Deutschland einen Zweig dieser Bewegung ins Leben zu rufen. Die Männer der Deutschen Volkschaft, voran Berkenfeld und Brohl, waren am Zustandekommen des historischen Treffens in Kevelaer - Mai 1948 - führend beteiligt, wo die Bischöfe der Nachbarländer Frankreich und Holland



erstmals wieder auf deutschem Boden den deutschen Bischöfen begegneten, in der Absicht, vor aller Öffentlichkeit die geistigen Grenzpfähle zwischen den so lange verfeindeten Nationen niederzulegen. In Kevelaer wurde von den Bischöfen Théas-Lourdes, Lemmens-Roermond, Kardinal Frings-Köln, Van der Velden-Aachen, Keller-Münster der Grund gelegt, auf dem dann die Politiker ihr Befriedungs-, Versöhnungs- und Einigungswerk im Interesse des Europagedankens und der Solidarität der westlichen Welt aufrichten konnten. Erste Frucht der Kevelaerer Tagung war die Gründung von Pax Christi Deutschland mit dem Sitz in Aachen. Hierbei mitgeholfen zu haben, hat Bernhard Berkenfeld mit Freude erfüllt.

Zwar zeigte sich bald schon, daß die von der Deutschen Volkschaft vertretenen Anliegen sich nicht in die Breite einer kulturell-politischen Aktivität auswirken konnten. Die politische Führung verdrängte bzw. sog die Kräfte auf, die an einen grundsätzlichen Um- oder gar Neubau des Volklichen dachten, weil sie mit aller Macht, vordergründig und restaurativ, zu einem schnellen Aufbau des Staates kommen wollte. Was hier gemeint ist, hat Hausenstein in seinen posthum erschienenen „Pa-

riser Erinnerungen“ (Olzog Verlag, München 1961) für alle Einsichtigen und Gutwilligen deutlich gemacht. Es war die leichtere Lösung: Die Interessen der meisten Deutschen erhoben sich aus der Total-Niederlage des N-S-Staates nur zu zählbaren Zielen, während Berkenfeld und seine Freunde einen neuen Beginn, etwas Endgültiges gemeint hatten, einen „Christlichen Realismus“ d. h. Erneuerung des Glaubenslebens, Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit, Frieden auf sozialer und staatspolitischer Ebene. Der turbide Idealist Berkenfeld hatte das, wovon er sich so entschieden absetzte, das Spießbürgertum, nicht in seiner Wesensmitte erkannt. Er übersah, daß in der Spezies „Bürger“ das nur rechnende gewerbstätige Deutschland steckte. Berkenfelds Erneuerungsgedanken wurden als Kuriosum und private Arabeske beiseitegestellt. Die Deutsche Volkschaft, die auf verschiedenen großen Tagungen ihren Beitrag zur Neugestaltung des kulturellen und politischen Lebens hatte geben wollen, teilte das Schicksal aller idealen Gruppen, daß sie im Zusammenstoß mit den robusten Kräften der politischen Wirklichkeit und einem finanziell gut unterbauten Managerium versagen, vielleicht hier und da gedanklich klären, schwerlich aber zu einem

nützlichen Dienst im Staate kommen können, der alles daransetzt, in den aus der Vergangenheit bekannten Ordnungsprinzipien zu „regieren“.

Dies mit Beklommenheit spät erkennend, ließ Berkenfeld den tiefsten und reinsten seiner Lötzener Gedanken ausreifen. Er faßte den Entschluß, das Problem, mit dem die „Volkschaft“ vergeblich rang, an der Wurzel anzufassen: bei der Erziehung des Kindes. Er legte sein Amt in andere Hände und bezog die Pädagogische Akademie Dortmund. Nach bestandenen Examen erhielt er am 1. 6. 1949 seine erste Lehrerstelle in Antweiler bei Euskirchen. Pädagogische Impulse und pädagogische Praxis sind zweierlei. Schon während seiner Ausbildung in Dortmund war viel Wasser in den Wein seiner erzieherischen Ideale geflossen. Davon zeugt eine Briefstelle: „Warum fange ich den pädagogischen Luxus an, wo ich doch wissen sollte, daß die Handvoll Menschen, die ich erziehen werde, das Abendland nicht retten.“ Man spürt aus solchen Worten die Resignation heraus, die von Berkenfeld nach den ersten Erfahrungen mit der Nachkriegswirklichkeit Besitz ergriffen hatte. Der helle Alltag zeigte ihm, daß er seine Ziele enger stecken mußte. Auch sah er im Verlauf der Jahre die

Schwächen im Konzept seiner sozialreformerischen Freunde. Mit Richard Seewald hätte er sagen können: „Heute muß man nach rückwärts reisen, um Avantgardist zu sein.“ Niedergeschlagen durch den billigen Erfolgsoptimismus seiner früheren Weggefährten, äußerte der glühend Gläubige in stiller Stunde seinen Unmut und Schmerz über die sich mit ungeistlicher Verve vorschleibenden Träger des aufblühenden Neo-Modernismus in der alten Kirche. „Sie glauben nichts mehr“, sagte er bitter. „Mit fast mathematischer Folgerung kann man den Zeitpunkt einer neuen Katastrophe errechnen.“

Es versteht sich, daß Berkenfeld auch als Pädagoge Künstler blieb, und als solchen müssen wir ihn für die ganze Länge seines Lebens messen. Das war für seinen Lehrerberuf eine teils belastende, teils beglückende und förderliche Mitgift. Trotz Widerständen, die sich gegen ihn von der alten pädagogischen Richtung her erhoben, kam er in Antweiler zu einem frohen Wirken nach den von ihm vorgeformten erzieherischen Grundgedanken. Er übernahm den Kirchen- und Kinderchor und gründete eine Schola für den liturgischen Gesang. In verständnisvoller Zusammenarbeit mit dem derzeitigen Pfarrverweser, Kaplan Graf von Riooco, wurde die Kirche nach Berkenfelds Plänen künstlerisch erneuert und den Forderungen der Liturgie angepaßt.

Im Jahre 1953 erhielt Berkenfeld seine Veretzung nach Kleinbüllesheim. Im nahen Euskirchen gründete er eine Laienbühne, die „Christliche Spielgemeinde“, für die er eine Schar tüchtiger Darsteller geworben und herangebildet hatte. In der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens hat diese Bühne bei beschränkten Mitteln großes christliches Kulturtheater gebracht. Es wurde der „Urfaust“ gespielt, „Die begnadete Angst“ von Le Fort, „Die Freiheit des Gefangenen“ von Edzard Schaper, Shakespeares „Sturm“ und die Barockkomödie „Der Doktor von Paris“ von Bidermann. Berkenfelds Ruf als Laienspielleiter brachte ihm eine Verpflichtung an das Jugendtheater Gladbeck, wo er im März 1958 ein Passionsspiel inszenierte. Er war unermüdlich, Spieltexte für die Laienbühne zu schaffen. Seine Bühnenbearbeitung von Eichendorffs „Freiern“ blieb unvollendet.

Berkenfelds Wunsch, eine breitere Plattform zu gewinnen, entsprach Schulrat Franz Heckmanns, der ihn im Frühjahr 1957 nach Krefeld holte. Als Lehrer an der Dionysiussschule konnte er, bislang nur in der Erziehung der Landjugend geübt, seine Kräfte und Ideen den Kindern der Großstadt zuwenden. Daß er künstlerische Konzeptionen in seinen Lehr- und Erziehungsplan einbaute, war nur natürlich, und zu

seiner Freude gelang es ihm, in den Kindern Talente zu wecken. Im März 1958 wurde in den Schulräumen eine Ausstellung von Schülerarbeiten gezeigt, die große Beachtung fand. Als Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Kunsterziehung durfte er auch den Kollegen Anregung und praktische Hinweise zu schöpferischer Arbeit geben. Im Jahre 1963 erhielt Berkenfeld die Ernennung zum Konrektor. Bis in seine letzten Lebensjahre riß ihn immer neu der unbezähmbare Trieb zur Malerei hin. Zwar mußten die „großen“ Aufträge fehlen, und er litt darunter; aber sie hätten seine Bindung an den Lehrerberuf gesprengt. Es entstanden noch viele Bilder, darunter einige späte Entwürfe, die mehr vom Gefälle der Zeit geprägt waren.

Bernhard Berkenfelds Wesenszeichnung bliebe unvollständig, wenn nichts über die undurchschaubare Art seiner Malweise und die Grenzen seines Schaffens ein Wort gesagt würde. Zu viele Musen hatten bei ihm Pate gestanden, und seine glänzenden Gaben bargen die Gefahr der Zersplitterung in sich, der er oft erlag. Meister des Worts, schrieb er den überlegen deutenden Essay sowohl wie eine gedankenklare, strenge Lyrik. Seiten nur hatten seine dichterischen Erzeugnisse den sanften Tonfall und die Schmiegsamkeit des Menschenfreundes, der er doch, seinem Beruf nach, war. Es überwiegen die Ich-zentrierten Bekenntnisse und Kampfrufe in eine Umwelt, die ihn, seiner Meinung nach, nicht verstand.

Noch hämmert das Blut in meinen Adern -
noch schleiß' ich Kristalle.
Auf Quadern erricht' ich mein Leben.

Noch dröhnt um die Erde das Sonnenhorn -
noch trag' ich die Fahne siegreich nach vorn
und trage sie vor mein Leben.

Ich hasse der Masse ekles Geschmeiß,
bespeie, was jeglicher besser weiß.
Ich stehe für mein Leben.

Trotz der Größe ihres Gedankens sind viele Berkenfeld-Gedichte nicht zur letzten Form gereift. Der ruhelos Arbeitende fand nie die Zeit zum Feilen und Glätten. Sein dichterischer Anruf „An den Sänger“ gehört zu den formschönen Leistungen des herben, selbstgewissen Poeten:

Konntest du denn edlere Frucht den
Göttern
bringen, da du schwiegst, indessen die
Freunde
dich bei den Feiernden wähten, mitten
unter den lauten

Kränzen? Lästern nicht immer unfromm,
die den Markt zu eilig dem Wort bereiten?
Aber du vergiß nicht der Jahre, da unter
ihnen
Leiden dein Brot war.

Wie? Du wolltest sie schonen, die Haß
und Liebe
nicht aus vollem Herzen dir gaben? Diesen
singe! Doch den Halben zerreiße die Saite.
Feiler Triumph nicht

belaste dein Herz, das tiefer inne war
erschreckten Schweigens, dem du
entstiegen,
göttlicher zu singen. Doch ehe der erste
Laut tönt,
umstelle mit Würde

stolz den Mund dir. Zorn sei dein Odem,
während lieblicher die Lippen sich lösen,
preisend
Kind und Mutter. Unerforschtes Geschick,
das dir
Müssen gebietet.

Nun, so soll! Der Wind schwingt um.
Die Stirn
perlt im Rausch. Das Ohr umbrausen
Orkane.
Greif denn, oh, greif hart in die Leier! Heilig
sprichst du das Wort.

Wie ernst Berkenfeld selbst seine Aufgabe gesehen hat, geht aus einer seiner frühen Niederschriften hervor: „Das Werk ist oft nur die einzige Möglichkeit für den Künstler, der immer einsamer ist und weiter weg von allen Menschen, sein *ens sociale* zu verwirklichen. Je mehr ein Kunstwerk der Künstler selbst ist, umso mehr wird seine Anonymität, seine Einsamkeit erlöst durch den Beschauer. Nur im Werk wird der Künstler ganz Mensch, hat er den Mut, Mensch zu sein. Hier sind die Berührungspunkte mit der Religion. Wie jedes Menschenleben nur ein Streben nach dem Tal-ausfüllen und Bergabtragen ist, so ist das Leben des Künstlers ein Streben nach der vollkommenen Selbstverwirklichung in der Kunst.“

Ein nachdenklicher Blick auf das Gesamt-schaffen Berkenfelds enthüllt das Groß-artige in Vielfalt und Verwirrung. Der Graphiker hoher Grade entwickelte Einbandzeichnungen für das Missale Romanum. In minutiös genauer Kleinarbeit gestaltete er in gotischer Schrift auf handgeschöpftem Bütten ein deutsches Laienbrevier. (Ein zweiter - unvollendeter - Versuch liegt im Nachlaß.) Er verfertigte gute Holzplastiken, aus Linde und Eiche geschnitzte Kreuzfixe, baute die im Schülerorchester benötigten Fiedeln selbst, schuf für Puppenspiel und Marionettentheater die Puppen, und - ganz nebenher - baute er die Weihnachtskrippe für Kleinbüllesheim. Er lieferte Kartons für Kirchen- und Entwurfe für Paramente, die in Kavelaer ausgeführt wurden. „Ich habe jetzt Bilder gemalt, die, aus der Erfahrung der letzten sechs Jahre geformt, in ihrer Innigkeit mit zum Schönsten gehören, was mir je gelang. Noch in den letzten vierzehn Tagen malte ich die Geburt Christi (120 x 150 cm) für Heinrich

Hesse." Nie ließ ihn die Liebe zum Theater frei. Seine Textbearbeitungen klassischer Stücke sind zahllos. Mittelpunkt seiner Schöpferkraft blieb jedoch die Malerei, in der er bleibende Werke hinterließ. Berkenfeld verfügte über einen auf's feinste entwickelten Farbensinn. Am liebsten arbeitete er weiträumig, aus dem Vollen und ins Große. Er kannte die Verbindung von Architektur und Malerei. Sein steter Seufzer war: „Gebt mir eine Wand!“ Diesem Trieb entsprach ein ungewöhnlich starkes zeichnerisches Talent. Die Eleganz und Schönheit seiner Linie war es, die ihn zu seinen großflächigen, monumentalen Werken prädestinierte. Sogar die an Umfang „kleinen“ Versuche, beispielsweise die Zeichnung des Emmaus-Ereignisses, leben aus dem Glanz der Linie. Dabei verblüffte Berkenfeld durch die Mannigfaltigkeit seiner Techniken und die Ungleichartigkeit in Auffassung und Ausführung der einzelnen Objekte. Dies ging so weit, daß der Duktus seiner Hand vom einen zum anderen Werk manchmal nicht mehr zu erkennen war. Gern ließ er sich vom Vorbild der Säkulargrößen inspirieren. Vielleicht ging er hier einem spielerischen Reiz nach, gerade das zu bilden und zu können, was ihnen gelungen war, gewissermaßen mit dem Großen zu „würfeln“ und aus ihm ein Anderes zu machen - ein Bild von gleichem Rang. In einem seiner schönsten kleineren Werke, einer „Rast auf der Flucht“, nahm er Picassos „Kauernde“ (ein Bild von 1902 aus der Meisters „blauer Periode“), als Modell für die Gottesmutter, die, unter silberner Mondsichel im graubraunen Wüstengelände ausruht, das Kindlein Jesus im Schoß bergend. In der beigegebenen Gestalt des hl. Josef stellte er sich selbst dar, einen noch jungen Mann, ernsten und bekümmerten Gesichts, in blauer Samtjacke. Das herrliche Werk entstand 1939, kurz vor Beginn des Krieges, wie eine Vision der großen Flucht, die über Deutschland kommen sollte. Man könnte die „Ruhe auf der Flucht“ (wir stellen ihm hier das Picasso-Bild gegenüber) bösen Willens als Plagiat bezeichnen, so nahe stehen Picassos „Kauernde“ und die ruhende Gottesmutter Berkenfelds beieinander. Doch wir wollen uns an die richtige Erkenntnis Bertold Brechts halten, daß so ziemlich jede Blütezeit der Kunst auf der „Kraft und Unschuld der Plagiate“ basiert. „Es handelt sich nur um die mit allen Mitteln anzupackende Gestaltung des Ausdrucks unseres Jahrhunderts. Eklektiker und Epigonen sind Steckengebliebene, und nur dadurch, nicht durch ihren Mut, zu nehmen was da ist, unterscheiden sie sich von Künstlern von Form.“

In seiner ganzen Formsprache „moderner“ Maler, fand Berkenfeld - ich deutete es eingangs an - zu ihrer extremen - oder sollte man sagen konsequenten Entwicklung keinen Zugang. Er wußte, daß „die verfallenen Altäre von Dämonen bewohnt“ sind (E.



Selbstbildnis, Öl, 1943.

Jünger), und er stemmte sich mit aller Kraft gegen die „Kunst der Scheuerlappen und Klobrillen“. Gleichwohl hat Berkenfeld sich manches Mal in gewagten Entwürfen versucht, bei denen er die von ihm erstrebte Selbstverwirklichung nicht erreichte. Eigentlich war er in ganz jungen Jahren schon, fast traumhaft gesteuert, auf der Höhe seines Könnens. Überlebensgroße Apostelfiguren, Engelgestalten und Madonnen überzeugten jeden Sehenden von der Gewalt seiner Begabung. Die Verkündigung an Maria hat ihn in vielen Ausführungen, die nicht alle erhalten geblieben sind, durch sein Leben begleitet. Eines seiner Abendmahlsbilder, unvollendet-vollendet, lebt in mystischer Glut. Der schwierigen Darstellung des Herzens Jesu gab er eine grünlich-blaue Transparenz. Die nicht großformatige Arbeit in beinahe nazarenischer Auffassung ist nur von der Technik her bedeutsam. „Vielleicht ist die Hand anatomisch zu schwer, womöglich ist das

Bild ganz unmodern oder sogar unkünstlerisch. Fände ich nur öfter die innere Voraussetzung, alle Absicht zur Kunst zurückzustellen und nur fromm zu malen!“ Früher schon, besonders aber in den Sassendorfer Jahren entwickelte Berkenfeld seine Liebe zur Landschaft. Es existieren meisterhafte Landschaftsstücke von ihm. Zwar blieb er auch hier in der tradierten Malweise. Nie lernte er es, wie andere das Bild der Landschaft dem Trend der Zeit zu unterstellen, es geometrisch klar, etwa in Kuben zu konstruieren. In seinen Bildern welliger Wiesen, Hügel, Gehöfte und alter Winkel blieb er „schön“ und schwebend zwischen Naturalismus und Expressionismus, sich selbst widersprechend, wo er in der Unterhaltung am Tisch sich darauf versteifte, im Häßlichen das „Schöne“ zu entdecken. In einigen Gestaltungen späterer Jahre brach Berkenfelds theatralischer Impuls störend durch: So ist sein Bild des „Verlorenen Sohnes“, eine figürlich große Darstellung,



Abendmahl, Öl, unvollendet, 50er Jahre.

interessant als Farb- und Gewandstudie. Aber die Gestalten verharren in theatralischer Pose; nichts deutet an, daß der Maler daran glaubt, ein Vater könne seinen heimkehrenden Sohn mit der Sehnsucht seines Herzens erwarten und umarmen. Wilhelm Hausenstein sagt einmal über Michelangelo: „Als problematischer Mensch ist er in die Welt getreten, und keinen Augenblick seines Lebens ist er entspannt, keinen Augenblick im Gleichgewicht mit allem menschlichen Leben um ihn her, keinen Augenblick heiter, mit schweren Tränen im geröteten Auge wird er die Welt wieder verlassen haben.“ Dieser Satz könnte über Bernhard Berkenfeld geschrieben sein, dessen heimlichstes Ver-

langen und stolzester Schmerz es war, die Giganten der Kunst nicht zu erreichen. „Es ist ein wechselvoller Kampf, und ich kann nach fiebriger Arbeit und guten Fortschritten im nächsten Augenblick von hoffnungsloser Depression befallen werden bei dem lähmenden Gedanken, ob ich überhaupt fähig bin, die Arbeit Michelangelos oder Dürers zu leisten. Das Schaffen eines Künstlers ist einer Seiltänzererei über den Niagarafall vergleichbar, es ist ein Tun mit fiebriger Angst und furchterregender Ungewißheit.“ In den Konfessionen Michelangelos kann man gleiches lesen, und - im gebührenden Abstand von der unvergleichlichen Größe des Florentiners - werden wir, wenn nichts sonst, doch aber

im Tiefmenschlichen die Wesensnähe Berkenfelds zu ihm wahrnehmen.

Auf einer seiner frühen Zeichnungen - Porträtskizze einer Dame des schlesischen Hochadels - steht in dem an einem Baumstumpf aufgehängten Wappenschild der Vers von Bertold Brecht zu lesen:

Auf die Erde voller kaltem Wind
Kamt ihr alle als ein nacktes Kind.

Berkenfelds ganzes Leben stand im kalten Wind des Widerstehens, der Selbstbehauptung, der existentiellen Not, des Unverständnisses selbst seiner nächsten Freunde, die im Erschrecken zurückwichen vor der Maßlosigkeit des Anspruchs einer Natur härtesten Zuschnitts. Berkenfeld hat, treu seinem eigenen Gesetz, dem kalten Wind tapfer getrotzt. Seine großen Pläne, Träume von Schönheit und Harmonie, nahm er hinein in sein letztes Leiden, in seinen schweren Tod. Der schwebende Engel, nach einem Blatt reproduziert, das er zum Weihnachtsfest 1950 zeichnete, schmückt seinen Grabstein auf dem Krefelder Hauptfriedhof.

Viele haben Bernhard Berkenfeld nur als stereotypen Schweiger gekannt und abgelehnt. Seien wir uns aber bewußt, daß auch das „Schweigen“ dieses abenteuerlichen Lebens Tun, rastlose Arbeit war! In seinem Unterbewußtsein schlummerte wohl das Wissen um die Kürze der Zeit, die ihm vom Schicksal zugemessen war. Daß ein so komplexer Mensch die disparatesten Zeugnisse hinterließ, auch Lob und Last der Nachrede, nimmt nicht wunder. Man ist versucht zu fragen, welche Existenz in ihm überwog, die des Malers, des Theatermannes, die des Mönches. Als er den Kopf des Christus pantocrator in der Kirche zu Brügge fertiggemalt hatte, schrieb er: „Ich bin glücklich und dankbar, daß ich würdig war, dieses Werk zu schaffen. In ihm bin ich reif geworden, auch die letzten Bindungen an rein künstlerische Ambitionen abzulegen.“ Ein Jahr später, nach Ausbruch des Hitlerkriegs, spricht der gleiche Mensch Worte des Fluchs: „Davon kann mich kein Priester dispensieren, daß ich die antichristliche Macht mit glühendem Haß hasse, daß ich in Wut gerate über die Schuld, die Christus auf sich genommen hat. Darf ich lau sein, als ob mich das nichts angehe? Gott sieht nicht ruhig zu - sonst hätte er seinen Sohn nicht unter das Kreuz gesandt. Die „Seligkeit“ geht bei mir nicht weiter als zu dem Wunsch, daß der Herr kommen möge und diese Welt vergehe.“ Maler, Dichter, Spieler vor dem Herrn - in allen Metamorphosen, auch als Sünder! blieb Berkenfeld ein geistlicher Mensch: „Wir sind vor Dinge gestellt, die wir nicht begreifen. So ist es gut, daß gleichzeitig mit dem Sieg die Armseligkeit des Menschen vor Gott gezeigt wird.“

Ein geheimnisvoller Kaufmann aus Batavia bei von der Leyen in Krefeld 1752

von Leo Peters

In Adelsarchiven ist der Archivar besonders dann nicht vor Überraschungen sicher, wenn sie versprengte Akten staatlicher Provenienz enthalten, die nur deshalb in das jeweilige Familienarchiv gelangt sind, weil ein früheres, einmal in Staatsdiensten stehendes Familienmitglied amtliche Akten gleichsam als Handakten an sich genommen hat. Sie sind dann zwar oft sehr bruchstückhaft, deshalb aber nicht minder reizvoll.

Das Archiv der Freiherren von Pelden gen. Cloudt, das sich im Kreisarchiv Viersen in Kempen befindet, ist dafür ein gutes Beispiel. Die von Pelden gen. Cloudt, die seit dem 16. Jahrhundert führende adelige Beamtenfamilie der Grafschaft beziehungsweise des Fürstentums Moers, haben aus verschiedenen Generationen staatliche Verwaltungsakten in ihrem Archiv hinterlassen. Zum Beispiel könnte keine Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Raume Moers/Krefeld ohne Ausschöpfung dieses Archivs geschrieben werden. In dieser Zeit stellte die Familie in der Person des Reinhard Heinrich Vinzenz Bertram Freiherrn von Pelden gen. Cloudt den Regierungspräsidenten des seit 1702 preußischen Territoriums mit der exklavierten Stadt Krefeld¹⁾. Das Archiv, das der Kreis Kempen-Krefeld vor etlichen Jahren aus dem Besitz des Toenisberger Forschers Richard Verhuren erwarb, ist noch nicht abschließend verzeichnet. Doch die Arbeiten schreiten voran und dann und wann bringen sie besondere archivalische Leckerbissen ans Licht. Einen hat Guido Rothhoff nach einem Hinweis des Kreisarchivs im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift bekanntgemacht (S. 26 f): eine bis dahin unbekannt Karte von Bockum aus dem Jahre 1660.

Nun kam stückweise eine Korrespondenz zum Vorschein, die in zwei von König Friedrich II. von Preußen unterzeichneten Befehlsschreiben ihren Höhepunkt hat. Eines der beiden königlichen Schreiben war schon länger bekannt und wurde in der Ausstellung des Stadtarchivs Krefeld in Burg Linn zur 600-Jahrfeier der Stadt Kre-

feld als Leihgabe des Kreisarchivs gezeigt. Der Vorgang trägt die vorläufige Aktennummer 24.

Wir befinden uns im Jahre 1752. Im späten Oktober spricht beim Moerser Regierungspräsidenten von Pelden gen. Cloudt ein gewisser Lotharius Hollermann aus Batavia vor und bittet um nicht weniger als die Vermittlung einer Audienz bei König Friedrich in Berlin. Unter den Perücken der Moerser Regierungsmitglieder regten sich keine Zweifel an der Verpflichtung, diesen Wunsch dem König zu unterbreiten, denn der Kaufmann aus dem exotischen Batavia verstand es, seinem Anliegen einen bedeutungsvollen Anschein zu geben. Also ging am 24. Oktober ein Bericht an den König, der als Konzept mit Korrekturen und Ergänzungen von der Hand des Regierungspräsidenten erhalten ist. Darin ist folgendes ausgeführt:

„Ew. König. Maj. habe hiebey ein Memoriale eines sicheren Lotharii Hollermann allerunterthänigst²⁾ praesentieren sollen.

Dieser, welcher aus Mayntz gebürtig und welcher seinem Vorgeben nach in Batavia wohnen auch daselbst seit anno 1747 als freybürger seyn soll, ist vorgestern aus Holland in Crevelt angelanget und hat sich gestern bey mir dieserhalb gemeldet, weil er zu Ew. König. Maj. höchstem Interesse von einem sehr wichtigen und importanten Geheimnisse Ouverture zu thun, expresse aus Ost-Indien die Reise anhero gethan hätte.

Ohngeachtet ihn nun verschiedentlich zu sondiren gesucht, worin etwa sein Antrag bestehen mögte, hat er sich dennoch nicht im geringsten äußern wollen, sondern ist beständig dabei geblieben, daß er keinem auf der Welt als Ew. König. Maj. oder nur demjenigen, welchen Allerhöchst Derselbe specialiter dazu zu benennen geruhen würden, hievon etwas entdecken dürfe.

Als ich ihn auch befraget, ob er etwa zu der auf Ew. König. Maj. Allergrädigsten befehl antretenden Reise nach Berlin freye Vor-

mögte, hat er sich so weit ausgelassen, er hätte Ordre in seinem geschäfte einen Juden oder Mennonisten zu gebrauchen, weil er nun einen von denen beyden Gebrüderen von der Leyen, welche Mennonisten Kaufleute in Crefeld sind, ausgesehen hätte, so verlange er nichts weiter als eine Allerhöchste Ordre an einen dieser Gebrüder, ihn auf der Reise zu begleiten, und sonst auf sein Erfordern Assistenz zu leisten, die Reise aber selbst wolle er auf seine Kosten antreten.

So viel ich dem ansehen nach von demselben urtheilen kann, scheint Er nicht ohnvernünftig, jedoch sehr verschwiegen und circumspect zu seyn. Es ist föglich nicht faisable gewesen, etwas von dessen Mysteres zu entdecken.

Ich habe derhalben pflichtschuldigt nicht ermangeln sollen, Ew. K. M. dieses allerunterthänigst zu referiren, auch allergehoramsamst anheim zustellen, was Ew. K. M. dieses antrags halber Allernädigst zu befehlen geruhen werden, der zu Ew. K. M. Gnade beständig mich empfehlend, lebenslang in tiefster devotion verharre.“

Ein beiliegen des Blatt hält das Wesentlichste nochmals in Stichworten fest. Wir erfahren darüberhinaus, daß Hollermann 1747 in Batavia als „Boutelier“ angekommen und ebendort 1748 Freibürger geworden war. Der dringende Wunsch, in Begleitung eines von der Leyen nach Berlin zu reisen, wird hier als „eine Condition“ bezeichnet, „ohne welche er die Reise nicht antreten wird“. Schließlich ist gesagt, daß er bis zur Rückäußerung des Königs in Krefeld bleiben werde.

Die kam am 5. November 1752 in Moers an und fiel nicht ganz im Sinne des mysteriösen Herrn aus Batavia aus. Am 30. November hatte der König in Potsdam den Brief an seinen Moerser Regierungspräsidenten mit folgendem Wortlaut unterzeichnet:

„Wohlgebohrner, Lieber Getrauer. Ich ertheile Euch auf euer Schreiben vom 24. die-

von dem geringsten einige Overture zu geben verweigert, hierunter allerhand tergiversationes¹⁾ gemacht, welche ihm aber mit Entdeckung meines Geheimnisses zu benehmen, gar bedenklich gefunden. So habe Ew. König. Maj. ferner allerunterthänigst vortragen sollen, daß bey so bewandten unvorhergesehenen Umständen, es mir anitz unmöglich seyn würde, bei Allerhöchstdero Person mich einzufinden, es sey dann, daß Ew. K. Maj. einem hiesiger dero bedienten Ordre ertheilen würden, die zur Redimirung vorbesagter beider Kisten in Cöllen und Bonn erforderliche Summe von 800 reichsthalern nebst noch 200 reichsthaler zu allerhand anderen Ausgaben und Reisekosten zur Summa von 1000 reichsthalern zu fourniren, wogegen derjenige, dem diese Commission ertheilet wird, das ganze Juweelenkistgen sogleich in Empfang nehmen und solches auf Ew. König. Maj. Allerhöchste Ordre per Post sogleich nach Berlin transportiren lassen, als welches zugleich von der Realität mei-

nes Vortrags Probe geben wird, und einige Raritaeten enthält, die Allerhöchstdero Gefallen meritiren dürften.

Wann nun vor Ew. König. Maj. hierunter nicht der geringste Verlust zu besorgen, ich auch ohnedem gar wohl weis, daß mein Leib und Leben dafür haften würde, wenn ich mich erfrechen sollte, Allerhöchstdero geheiligte Person mit Unwarheiten und ungegründeten projecten zu hintergehen, so habe nun meine vorhin und allhie allerunterthänigst meldende höchst importante Entdeckung zur Wirklichkeit zu bringen, Ew. König. Maj. anheimstellen sollen, ob Allerhöchstdieselbe die nur hierzu nöthige 1000 reichsthaler fourniren und wegen meine Überkunft Ordre ertheilen (?) zu lassen, Allergnädigst geruhen mögten, welche ich dann in Crefeld allergehorsamst abwarten werde, und mit tiefster Erniedrigung bin . . ."

Die umständlichen Ausführungen Hollermanns konnten das Mißtrauen des Königs,

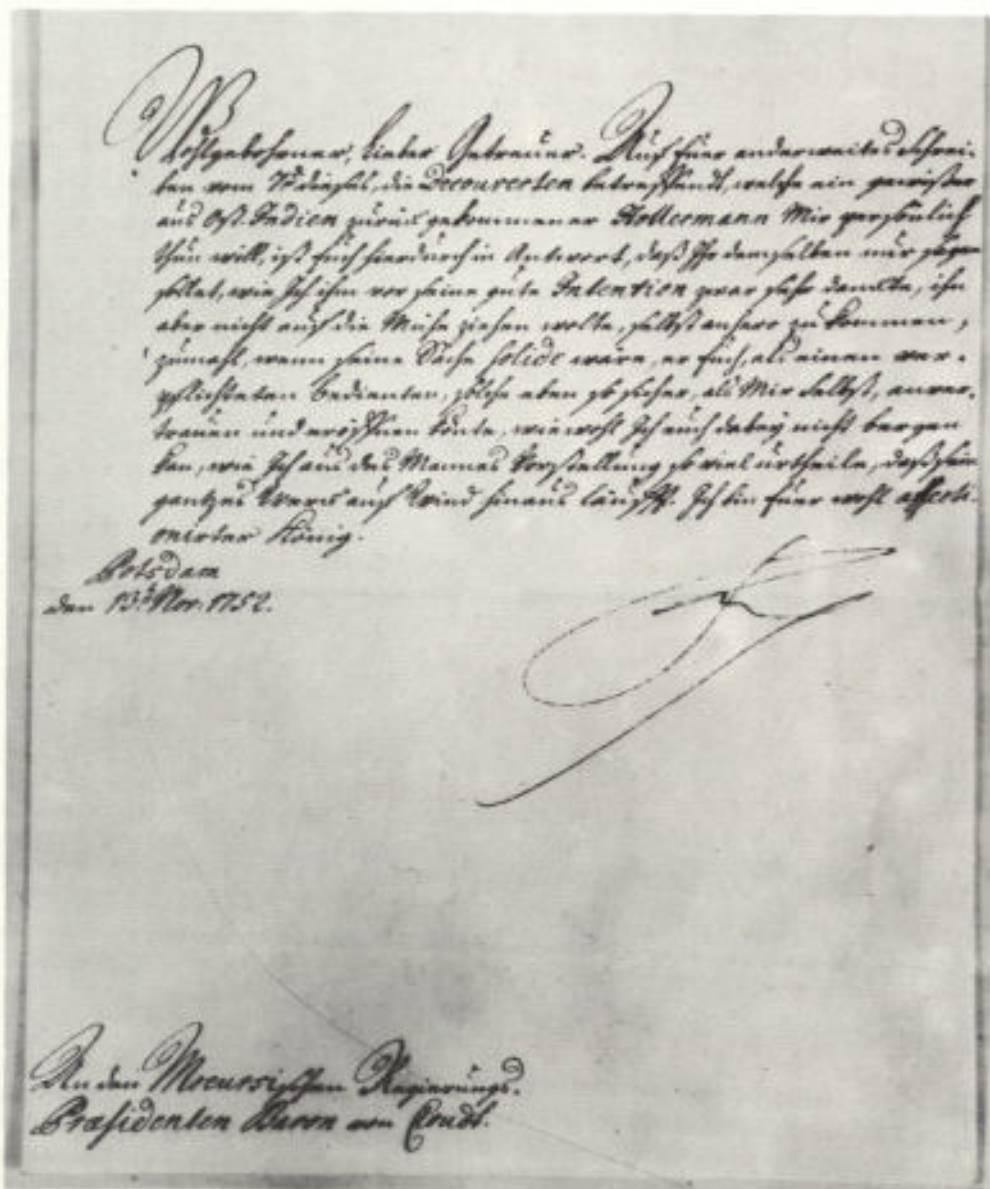
das angesichts so gewaltiger Summen auch nahelag, nicht ausräumen. Im übrigen empfiehlt der Preußenkönig das, was seiner Vorstellung von einem Beamten gemäß ist: sollte es sich bei Hollermanns Projekt nämlich um eine seriöse Sache handeln, könne er sie einem seiner Beamten ebenso sicher und unbedenklich anvertrauen wie dem König in eigener Person. Demgemäß unterschreibt er am 13. November 1752 in Potsdam folgende Weisung an den Regierungspräsidenten in Moers:

„Wohlgebohrner, Lieber Getreuer. Auf Euer anderweites Schreiben vom 7. dieses, die Decouverten betreffend, welche ein gewißer aus Ost-Indien zurückgekommener Hollermann Mir persönlich thun will, ist Euch hierdurch in Antwort, daß Ihr demselben nur sagen sollet, wie Ich ihm vor seine gute Intention zwar sehr dankte, ihn aber nicht auf die Mühe ziehen wolte, selbst anhero zu kommen, zumahl, wenn seine Sache solide wäre, er Euch, als einen verpflichteten bedienten, solche eben so sicher, als Mir selbst, anvertrauen und eröffnen könnte, wiewohl Ich dabey nicht bergen kan, daß Ich aus des Mannes Vorstellung so viel urtheile, daß sein gantzes Werk auf Wind hinausläuft. Ich bin Euer wohl affectionirter König.“

Regierungspräsident Freiherr von Pelden gen. Cloudt ist dem Geheimnis aber wohl nicht auf die Spur gekommen. Denn am 28. November berichtet er voller Entrüstung nach Berlin, Hollermann habe sich in der vorigen Woche „aus Crefeld mit Hinterlassung 40 reichsthaler Schuld weggemacht“. Zwar habe er ihm aus Köln einen Brief geschrieben, „wie er allda Holländische Kauffleute von seinen Bekanten angetroffen, die seine Kisten ausgelöset hätten, und mit welchen er nach Holland abzureisen, im Frühjahr anhero zu retourniren vorhabens wäre“. Des mithin vor dem König auch ein wenig bloßgestellten Regierungspräsidenten Urteil ist perfekt - und es ist hart. Er schreibt an Friedrich II.: „Aus welchen Umständen sich dann hervorthut, daß die Absichten dieses frechen betrügers nichts als filouterien bäuget haben müssen.“

Ein Registrator hat auf die Rückseite des Berichtes dann einen Betreff für den ganzen Vorgang gebildet: „Einen Avanturiers Nahmens Hollermann betr.“

¹⁾ Zur Geschichte der Familie von Pelden gen. Cloudt vgl. Reinhard Feinendegen: Der niederheinische Adel der Neuzeit und sein Grundbesitz. Eine Untersuchung über die Moerser Drostenfamilie von Pelden gen. Cloudt. (-Rheinisches Archiv 55) Bonn 1961, S. 33-47. 2) In der Vorlage gekürzt. Im Folgenden sind einige wenige Modernisierungen des Textes vorgenommen. - 3) Die Syntax dieses Satzes ist durch Korrekturen gestört. - 4) Ursprünglich war das deutsche Wort „bedenklichkeiten“ vorgesehen.



„Großer Bahnhof“ beim Nüggelball des Krefelder Frauenvereins

von Marianne Gatzke

In einer Februarwoche des Jahres 1957, zur hohen Zeit des Karnevals, lasen die Krefelder in ihren Zeitungen mysteriöse Nachrichten. „Der Ostwall wird gesperrt“, „Das Finanzamt geschlossen“, „Stadtverordnetenversammlung fällt aus“, denn „man erwartet die Ankunft von internationalen Berühmtheiten in Sonderzügen“, und „der gesteigerte Kraftwagenstrom wird durch die Petersstraße geleitet“ (Rheinische Post). - „Die Attraktion des Krefelder Frauenvereins - soviel sei verraten - wird in Verbindung mit dem Stadttheater und einer Reihe prominenter Bürger vorbereitet und dürfte ein besonderes Ereignis im Krefelder Karneval werden“ (NRZ). - „Eine besonders tolle Sensation... Es hat gar keinen Sinn, daß wir den Schleier lüften, wir würden doch keinen Glauben finden. Prominente Leute aus dem öffentlichen Leben unserer Stadt sind bereits dabei, auf der Bühne des Theaters 'Großer Bahnhof' zu üben. Obschon es niemand glauben wird, es ist doch Tatsache! Man wird ja sehen!“ (Westd. Zeitung).

Und was sahen dann die jubelnden Krefelder am Samstag, dem 16. Februar in der zum Platzen vollen Königsburg? Bitte, wie die Prinzessin Caroline von Monaco - ja genau die, die noch vor wenigen Monaten im fürstlichen Brautkleid in Monte Carlo zur Trauung schritt - auf den Armen der Amme im Gefolge ihrer durchlauchtigsten Mama Gracia-Patricia unter brausenden Hochrufen in den schier berstenden Saal der Königsburg einzog! Daß die Amme Waldemar Prechtel war und die Fürstin Gracia die nachgerade berühmt gewordene Schauspielerin Ingrid Ernest und daß der Oberbürgermeister Hellenbrock... und daß der Stadtkämmerer Felix Walpurger... und daß... und daß... - das Nähere hierzu siehe nebenstehend, bitte!

Von den fünf „Nüggelbällen“ der 50er Jahre (meine Kreation zugunsten vom damaligen Säuglingsheim, dem jetzigen Kinderheim Kastanienhof des Krefelder Frauenvereins) sind sicherlich alle unvergeßlich. Aber der schönste Nüggelball war und

bleibt jener von 1957. A propos Nüggel; für den Nichtrheinländer Schnuller! Von diesen kauften die Damen des Frauenvereins damals Tausende, um sie auf dem Nüggelball aller Welt am rosa- oder blauseidenen Bändchen um den Hals zu hängen. Natürlich gegen Geld. Natürlich für das Kinderheim!

Mit von der Partie waren stets die Mannen von der GKG „Fidelio“ mit dem Präsidenten Karl Hamacher an der Spitze. Mit ihnen schlossen wir jeweils zur Nüggelballzeit eine lustige Karnevalsehe.

Sie können sich vorstellen, wie hingerissen wir alle waren, als mir Dr. Erich Schumacher, unser langjähriger Theater-General, verschmitzt erklärte: „Diesen Schwank inszeniere ich selbst.“ Und dabei hatte ich bei ihm nur um Requisiten vom Theater bitten wollen. Schumacher knüpfte eine Bedingung an sein Angebot: er müsse alle Rollen original besetzen können - bis auf die beiden Film-Rivalinnen, die würden

Einzug der Fürstin Gracia (Ingrid Ernest) in die Königsburg. Oberkommissar Eschweiler bahnt den Weg.

Gracia ist entzückt vom fürstlichen Kinderbett. Rechts Waldemar Prechtel als Amme mit dem Fürstenbaby unterm Baldachin. Im Hintergrund Dr. Wollenweber.



vom Theaterensemble kommen. So beweg ich dann in flammender Rede Herrn Josef Hellenbrock, den Oberbürgermeister zu spielen, Herrn Dr. Walpurger, den Stadtkämmerer zu mimen, und, und, und . . . (wiederum siehe unten). „Alle Einnahmen aus der Aufführung fließen dem Kinderheim zu“ war mein verführerischer Slogan. Und wie sie dann flossen!

Am vorletzten Tag vor der „Première“, abends um 21 Uhr, - OB Hellenbrock und Kämmerer Dr. Walpurger kamen müde aus der Sitzung des Haupt- und Finanzausschusses - hetzte alsdann der Generalintendant sein gesamtes Prominentenensemble über die Bretter der Probesthübe im Theater. Es war nach Mitternacht, als er zu-

frieden seine Darsteller entließ. Anderentags ging der kleine Schwank in der Königsburg in Szene. Frau Engländer, die Frauenvereinsvorsitzende und oberste Säuglingsheimmutter, weilte auf Familienbesuch in Afrika und konnte nur per fingierten Telefongesprächen mitmachen. Für alle, die mitmimten, für alle Krefelder in der Königsburg war es ein köstlicher Spaß. Die meisten jener „Mimen“ weilen nicht mehr unter uns: Josef Hellenbrock, Elfriede Schornsheim, Dr. Max Wollenweber, Karl Hamacher, Hans Eschweiler . . . Vielleicht schmunzeln Sie jetzt mit den noch Lebenden. Nur in einer rheinischen Stadt konnte so ein rheinischer Schwank mit solcher Krefelder Prominenz sprühendes Leben gewinnen.

Ein üppig geschmücktes, pompös hergerichtete, mit rosenfarbenem Baldachin überspanntes und reichlich vergoldetes Kinderbettchen. Ihm zur Seite ein ebenso strotzendes Badewännchen. Dahinter eine schimmernde Wickelkommode und eine blinkende Kinderwaage. Blumen, Girlanden. Im Hintergrund einige Kinderbettchen.

Aufgeregtes Hin- und Herrennen von Schwestern. Herein kommt die Oberschwester und scheucht alle in Reih und Glied zu Seiten des Bettchens. Schwester Frida, in bestem Staat und sehr würdevoll, zupft noch einmal die Kissen zurecht.

Schwester Frida

Viel zu hart, ach nein, viel zu weich. Aufschütteln, aufschütteln!

(Eine Schwester schüttelt schnell noch einmal das „Plümöchen“ auf, alles wird wieder glatt gestrichen)

Schwestern

(setzen diverse Säuglingsutensilien auf die Wickelkommode)

Wo sind die Viehcher?

(Riesenspieltiere werden hereingetragen und aufgestellt, die Blumen in Windeseile noch einmal umarrangiert . . .)

Herein kommt Frau Gatzke oder vielmehr stürzt Frau Gatzke)

Fr. G.

Ist alles fertig?

Schwestern im Chor

Fix und fertig, wir auch!

Fr. G.

Ruhe, Ruhe, nur nicht die Nerven verlieren!
(Das Telefon schrillt)

Fr. G.

(am Telefon)

Ja, ja, hier alles in Erwartung! Noch nicht gemeldet? Noch fünf Minuten? Signal schon auf grün? Gut, Sie verständigen mich!

(hängt ab)

Ist der Doktor noch nicht da? Und die Vorstandsdamen?

Alle

Herr Doktor! Die Damen!

Dr. Wollenweber

Frau Melcher

(schauen beide auf die Uhr)

Die Aufregung!

Dr. Wollenweber

Mein Kittel!

Schwester Frida

(hilft ihm hinein)

Frisch gestärkt!

Der Streit um das Kinderbett

Ein Karnevalsschwänken -

mit origineller, man könnte auch sagen Originalbesetzung

von Marianne Gatzke

Inszenierung und Regie Generalintendant Dr. Erich Schumacher

Das Schwänken hat, da es acht Tage vor der Aufführung „geboren“ wurde (Sie sehen: es geht gleich im Jargon des Säuglingsheims los), den Charakter der Improvisation. Also erwarten wir von den Akteu-

ren und Akteurinnen nicht nur Witz und Laune und heitere Phantasie als Geburtshelfer zu sprühenden Einfällen, sondern auch ein wenig Selbstpersiflage im folgenden turbulenten Geschehen.

Die Mitwirkenden

Das Begrüßungskomitee

Stadtverordnete Elfriede Schornsheim

Stadtverordnete Elisabeth Plenkens

Marianne Gatzke

Gerda Melcher

Die Stimme der Frau Engländer

Stadtverordnete Lore Catterpoel

Die Bundeshebamme

Magdalene Schwietzke

Die Schwestern

Oberschwester Frida Schmidt

mit Schwestern des Säuglingsheims

Leitender Arzt des Säuglingsheims

Dr. med. Max Wollenweber

Oberbürgermeister der Stadt Krefeld

Josef Hellenbrock

Stadtkämmerer von Krefeld

Dr. Felix Walpurger

Fürstin Gracia-Patricia

Ingrid Ernest (Stadttheater Krefeld)

Gina Lollobrigida

Beatrice Mohammed

(Stadttheater Krefeld)

Polizei-Oberkommissar

Hans Eschweiler

Bahnhofsvorstand

Richard Braun

Amme der Fürstin Gracia

Waldemar Prechtel

Amme der Lollobrigida

Jakob Hüskes

Erster Diener

Hans Egon Spintig

Zweiter Diener

Hans Herbert Prechtel

Lakaien

Herren der GKG „Fidelio“,

Präsident Karl Hamacher

Pressefotografen, Presseleute

Zeit

Gegenwart

Ort

die Gaststation im Säuglingsheim des Krefelder Frauenvereins



Dr. Wollenweber

Er geht nicht zu, er geht nicht zu - verdammte Stärkel

Frau Melcher

(leicht nervös)

Meinen Sie, man könnte . . . ?

(Packt eine Riesenflasche Dujardin aus mit Gläsern und setzt sie auf die Wickelkommode)

Fr. G.

(dauernd auf die Uhr sehend, stürzt zum Telefon, das wieder schrillt)

Ja? Schön! Dr. Heun auch da? Gut! Und Dietrich? Gut! Mit Detektiven? Sehr gut! Klever und Tapper da?

(hier beliebig viele Namen des Krefelder öffentlichen Lebens)

Sogar Adenauer gekommen? Also ganz großer Bahnhof!

Fr. Schornsheim

(herein mit großer Tasche)

Ach Jott, ach Jott!

Fr. G.

(hängt ab)

Endlich die Schornsheimschel!

Fr. Schornsheim

(original kriewelsch sprechend):

Ich han ene richtige Bammell! Da muß ich wat jejen tun.

(Zieht eine Wacholderflasche mit Schraubverschluß aus der Tasche)

Dat Wachhölckerken hab' ich nötig, sonst kann ich de Knicks net maake.

(Verlötet sich einen)

Fr. Melcher

(zeigt auf den Dujardin)

Das läßt die Konkurrenz nicht schlafen. Kommen Sie, Schwester Frida, Sie haben auch einen nötig. Sie tragen die schwerste Verantwortung.

Alle übrigen

Und ich, und ich?

(Alle trinken einen Dujardin)

Also darauf, also darauf einen Dujardin . . .

(Das Telefon schrillt. Fr. G. läßt ihr Glas fallen und saust zum Telefon)



Bild oben: Huldvolle Entgegennahme des Begrüßungsdefilees. Von l. nach r.: OB. Hellenbrock, Kämmerer Dr. Walpurger, E. Schornsheim, Oberschwester Frida, M. Gatzke, E. Plenker, Gracia, Dr. Wollenweber.

Bild mitte: Großer Beifall. Von l. nach r.: Lollobrigida (B. Mohammed) Richard Braun, Gracia, Hans Eschweiler, OB Hellenbrock, E. Schornsheim.

Bild unten: Verleihung des Nüggelordens. Von l. nach r.: Prinz Karneval Hans der VII. (Hans Geister), Verw.-Dir. Peter Forré, Bürgermeister Heinrich Melcher, OB Hellenbrock, Frau G.

Fr. G.
Ja? Herr Oberbürgermeister?
(in höchster Erregung)
Seid doch still, ich verstehe kein Wort!
Nein, nein, Sie mein' ich nicht, entschuldigen Sie! Ja, Sie fahren schon voraus? Ja, ja. (hängt ab, zu den übrigen):

Es ist soweit! Der OB kommt als Vortrupp. Herrschaften, ist alles in Ordnung? Wo sind meine Blumen? Und das selbstgestrickte Kleidchen von Frau Engländer?
(Eine Schwester präsentiert das reich bestickte und golddurchwirkte Kleidchen).

Fr. G.
(wirft einen Blick unter das Bettchen)
Du großer Gott, das Wichtigste fehlt ja noch! Schornsheimsche, dafür wollten Sie doch sorgen!

Fr. Schornsheim
Jo, jo, nu wart ens nuer. Nich so hastig, doe is et ja schon.
(zieht ein total vergoldetes Töpfchen aus ihrer großen Tasche)

Fr. Plenkens
Aber das Spitzendeckchen!
(legt ein Spitzendeckchen unter das Bett. Frau Schornsheim stellt das Töpfchen darauf, alle übrigen erstarren in Ehrfurcht)

Dr. Wollenweber
(hängt das Hörrohr um)
Das Fläschchen!
(prüft, ob es noch warm ist, bei allen sichtbar wachsende Spannung)

Der OB
(von einer Schwester hereingeführt, rasche Begrüßung)
Ein Jammer! Bundeskanzler Adenauer mußte in letzter Minute absagen. Heuß ist aber schon im Krefelder Hof zum Galadiner. (am Telefon)

Ostwall-Beleuchtung noch ein wenig schwach. Aber Ostwall-Signalanlage soeben eingeschaltet. Klappt!
(das Weitere geht in vielstimmigem Lärm von draußen unter: Böllerschüsse, Hochrufe, Autohupen, Sirenenklänge. Alles stellt sich in Positur, durch die Tür kommt ein Diener in Livrée und verkündet laut)

Erster Diener
Ihre durchlauchtigste Hoheit, die Fürstin Gracia Patricia von Monaco!

Fürstin Gr. P.
(zieht ein, hinter ihr Dr. Walpurger, Schlepenträger, Pressefotografen usw.)

Erster Diener
Ihre Lieblichkeit, die Prinzessin Carolina, Louisa, Marguerita von Monaco!

Zweiter Diener
(trägt in spitzenverhülltem, mit roter Schärpe geziertem Steckkissen das Kind und reicht es der Amme)

Fürstin Gr. P.
O, I'm so very happy to be in Krefeld and to bring you my little darling. Isn't she sweet?
(Alle erheben sich aus ihrer Verneigung)

Fr. Schornsheim
Woer minne Knicks nit eech?
(Dr. Wollenweber und Schwester Frida eifrig um das Kind bemüht, Entzückensschreie der Damen, großer Wirbel)

Fr. Melcher
Welch ein Glück Durchlaucht, daß Sie Ihr Eheversprechen gebrochen haben. Welch ein Glück für Krefeld und sein Säuglingsheim.
(Frau G. übersetzt ins Englische)

Der OB
Hoheit können beruhigt Ihren Film in Hollywood drehen, das Kind werden wir hüten wie unseren Augapfel.

Dr. Wollenweber
Ich habe den Damen des Säuglingsheims eine besonders anschlagende, fürstliche Edelkur für das Kind vorgeschlagen. Durchlaucht brauchen nur zuzustimmen.
(Frau G. übersetzt)

Fürstin Gr. P.
Ik sprechen ein uenig deutsch.
(geht auf das Bettchen zu)
Oh, eine sehr schöne Bett!

Fr. Schornsheim
(ganz kriewelsch)
Darf man mal fraren, wie dat Stückske heißt, in dat de Durchlauchtigste filmt?

Fürstin Gr. P.
Ik verstehen ein uenig deutsch. Aber diese Sprache ik kann nicht verstehen.

(Frau G. übersetzt)
O, o, the title is „A happy marriage“. Ein, ein, ein gluckliche Ehe.

(Alles entzückt: „Natürlich, natürlich“)
(In der Zwischenzeit klingelt mehrere Male das Telefon, Fr. G. eilt zum Apparat, aufgebracht)

Fr. G.
Bitte jetzt keine Störung!
(hängt den Hörer aus)

Bahnhofsvorstand
(in roter Mütze, tritt unbemerkt herein und versucht, zuerst vergeblich, einer der Damen habhaft zu werden, ruft schließlich, mit allen Zeichen von Verstörtheit):

Frau Gatzke, Frau Gatzke!
(zieht Frau Gatzke zur Seite und flüstert ihr etwas zu)

Oberbürgermeister u. Kämmerer bekommen ihre „Steckenpferde“ (Dr. W., Frau G., OB H., Prinz Hans, Dir. Forré).

Kämmerer u. OB reiten, von allen beklatscht, die Ehrenrunde (Frau G., Dr. W., Prinz, OB H., Bürgermeister M.).



Fr. G.
(Wirft entsetzt die Hände hoch)

Waas? Noch'n Salonwagen? Ist doch unmöglich! Um Gotteswillen! Ich ahne alles.
(rast zum Telefon)

Bitte sofort ein Blitzgespräch nach Kapstadt, Murry Hill, 445.
(Derweilen sind die übrigen um das Kind und die Fürstin beschäftigt, überreichen Blumen, ein goldenes Milchfläschchen usw. Der OB überreicht der Fürstin eine schriftliche Willkommensadresse)

Fr. G.
May I speak directly with Frau Engländer? Hallo, hallo, Gott sei Dank, Frau Engländer! Frau Engländer?

Fr. G.
(sich überstürzend)
Frau Engländer, da haben Sie sich ja total verrechnet! Das kann ja noch gar nicht! Was, was, die Bundeshebamme hat auch gesagt . . . ?

(ruft zu den Damen)
Frau Schwietzke, Frau Schwietzke, Magdalene! Darauf sind wir doch jetzt noch gar nicht vorbereitet.

Stimme Fr. Engl.
Ejal, wie Ihr't macht. Das lassen wir uns nicht entgehen wah?! Stellen Sie sich vor, was das pro Tag ausmacht, wah?! Augenblick, ich rechne jrad aus, wah?

Fr. G.
Ja, wenn wir 10 000,- Dollar mehr kriegen, sollen wir es dann machen, Frau Engländer?

Stimme Fr. Engl.
12 000,- wah?
(Inzwischen Autogeräusche, große Bewegung an der Tür, der Bahnhofsvorstand versucht, Fr. G. vom Telefon zu zerren . . .)

Stimme Fr. Engl.
Machense Schluß Frau Gatzke, das Gespräch wird zu teuer!
(. . . in der Tür wird eine dicke Amme sichtbar mit einem Säugling auf dem Arm. Der Bahnhofsvorstand nimmt die Mütze ab, wischt den Schweiß von der Stirn)

Fr. G.
Frau Engländer, Augenblick noch. Bei 12 000,- Dollar stecken die 100,- Dollar für das Gespräch auch noch drin. Bleiben Sie am Apparat!

Der Bahnhofsvorstand
(mit gottergebener Stimme)
Doe isse
(mit Krefelder Akzentsetzung)
de Jina Lollobrigida!
(Herein rauscht die Lollobrigida. Großer Auftritt)

Pressefotografen, Presseleute,
alle durcheinander:
„Wahrhaftig, die Lollobrigida, die Lollo,
die Lollo!“

Gina L.
(Kußhände nach allen Seiten verteilend, ohne Umweg auf das Bettchen zustrebend, entzückt in die Hände klatschend):
O, o che sorpresa! Dolce, dolcissimo!
(läuft zur Amme, nimmt das Kind und will es in das Bettchen legen)
Pro il mio bambino!



Fritz Huhnen, der die Nüggelbälle nicht nur unvergeßlich kommentierte, (siehe Klein-Berta, S. 31) sondern einem Nüggelball ebenso präsiidierte, mit Dr. Erich Schumacher, dem „General“ vom ganzen Spaß.

Fürstin Gr. P.
(entwendet dem Livrierten das Kind und stürzt auf das Bett zu)
No, no, no, no, no, für my baby!
(Heftiger Streit der Diven, wobei der Phantasie keine Schranken gesetzt sind. So kann Lollo z. B. den italienischen Text einer halben Arie aus der Sizilianischen Vesper feuersprühend von sich geben)

Fr. G.
(während einer Feuerpause der Diven am Telefon)
Frau Engländer, die ist auch da! Die Lollobrigida! Die beiden raufen sich schon. Ich glaube, wir können auf 20 000,- Dollar erhöhen. Ich rufe später wieder an.
(hängt ab, schreibt in Windeseile auf einen großen Zettel 20 000,- Dollar mit Fragezeichen, hält ihn der Lollobrigida hin und zeigt auf das Bettchen)

Gina L.
(wild begeistert)
Sì, sì, sì!
(Fürstin Gr. P. wehrt sich. Der OB versucht, schlichtend einzugreifen)

Der OB
Frieden, Frieden!

Dr. Walpurger
Pace, pace!
(schlägt sich wie in einer Erleuchtung auf die Stirn, zieht den OB in eine Ecke und redet auf ihn ein.
Fürstin Gr. P. und Gina L. sinken vom Streit erschöpft auf einen Stuhl. Frau Melcher ergreift die Gelegenheit und offeriert den Abgekämpften einen Dujardin. Der OB und Dr. Walpurger nutzen die Situation und nehmen Frau G. beim Ärmel)

Fr. G.
(stellt den Diven vor)
Il Borgomastro, Josefo Hellenbrocko! Il cammerare, Felix Walpurger! The Mayor! The Treasurer!

Der OB
Meine Damen!

Dr. Walpurger
Durchlaucht! Verehrte Signorinal

Gina L.
(Indigniert)
Signorina!

Dr. Walpurger
Pardon Madamel

Der OB
Wir haben eine Lösung, die für alle glücklich und nutzbringend ist und die ich als Oberhaupt der Stadt Krefeld zum Wohle von Kindern und Kindeskindern nur begrüßen kann. Fürstin Gracia Patricia! Wenn Sie der Stadt Krefeld einen Anteil der Einnahmen der Bank von Monte Carlo zusichern, so kann Ihre kleine Tochter im Säuglingsheim bleiben.

Dr. Walpurger
Allergnädigste Durchlaucht, 1 % der Monegassischen Roulette-Einnahmen würden genügen, um unser Gewerbesteuerproblem ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Sichern Sie uns diesen Anteil zu, und die süße kleine Prinzessin bleibt hier.

Fürstin Gr. P.
Everything for my baby! Alles für mein Baby!

Fr. G.
Ein zweites Bett! Sofort! Für die Lollo! Die zahlt dann auch.
(Im Handumdrehen wird ein zweites Kinderbett aufgestellt und geschmückt. Frau Melcher bietet den Diven den Versöhnungstrunk und zieht ein großes Hofflieferanten-Diplom mit neuem Etikett aus der Tasche.)
(Fürstin Gr. P. und Gina L. trinken)
Very good! Delicious! Bene, bene! Benissimo!

Frau Melcher

Jetzt sind wir Hoflieferant.
(Klebt das neue Etikett auf die Dujardinflasche)

Fr. G.

(zu Schwester Frida)
Melden Sie Kapstadt an!

Dr. Wollenweber

Und Schwester Frida, bestellen Sie sofort das neue italienische Hormon-Spezialpräparat Busento-Muttermilch aus Florenz, damit das süße Lollinchen zur vollen Entfaltung kommt und genau wie die Mama gedeiht.

Fr. G.

(schaut traumverloren auf das inzwischen aufgestellte zweite Bettchen, schlägt plötzlich die Hände zusammen)
Das Wichtigste fehlt mal wieder!
(zum Telefon)

Ist da der Herr Generalintendant? Herr Dr. Schumacher, wir brauchen sofort eine Vase de Chambrel Wie bitte? Barock? Aus dem Boudoir der Marie-Theres? Haben Sie noch vom Rosenkavalier übrig? Großartig! Her damit! Und das sage ich Ihnen, Herr Intendant, die nächste Filmdiva auf ihrer Bühne wird nach Barbara Rütting die Lollobrigida sein. Mit der machen Sie dann Carmen, nicht wahr?

Dr. Walpurger

(in Verzückung)
1% von Monte Carlo! für 25 Jahre! Der Etat ist ausgeglichen! Ich fahre sofort in Urlaub!

Oberkommissar Eschweiler

(in Positur)
Durchlaucht! Signora! Verehrte Oberschwester! Für die gesicherten Ausfahrten der Kinderwagen sorgt die Krefelder Polizei. 6 Schülerlotsen werden abkommandiert. Und damit Sie ganz beruhigt sein

R. P. 18. 2. 1957

können, Oberschwester, übergebe ich Ihnen hiermit Polizeigewalt.
(überreicht Schwester Frida einen sog. Schaumlöffel).
Stoppen Sie damit den Verkehr.

Schw. Frida

Den nehm' ich auch mit, wenn ich einkaufen gehe.
(Ein Theaterdiener stürzt herein, wird feierlich und stellt voll Würde ein mit Blumen geschmücktes Barocktöpfchen unter das zweite Bett)

Gina L.

Dolce, dolcissimel!

Der OB

(begeistert)
Tu felix Krefeld! Du glückliches Krefeld!
Tu felix Felix! Du glücklicher Felix!
(umarmt Dr. Walpurger)

Vorhang!

Ein Sketch der schönen Träume

Gutgelungener „Nüggelball“ brachte eine ganz besondere Sensation

KREFELD. Uebertülle und prächtigste Stimmung beherrschten am Samstagabend beim traditionellen „Nüggelball“, den die Karnevalsgesellschaft „Fidello“ traditionsgemäß gemeinsam mit dem Krefelder Frauenverein in der „Königsburg“ nach gutem alten Brauch zum Besten des Säuglingsheims veranstaltete. Das Programm der Sitzung entsprach im wesentlichen dem, das am Donnerstag schon für die Arbeiterwohlfahrt geboten (und in der „Rheinischen Post“ daher bereits gewürdigt) wurde. Dafür brachte ein von Frau Marianne Gatzke ersonnener reizender, einfallsreicher Sketch als Clou des Abends ganz besondere Neuigkeiten.

Im Namen der beiden veranstaltenden Vereine begrüßte zu Beginn der festlichen Stunden Präsident Karl Hamacher die fröhlichen Gäste mit herzlichem Dank für die Anteilnahme, die sie dem guten Zweck der Veranstaltung durch ihre Anwesenheit erwiesen. Dann steuerte er mit gewohnter Gewandtheit das vielfältige Programm, das einen reichen Kranz guter Büttreden und für die Kanonen „Knoll und Knöllchen“ sowie das Parodisten-torzett „Drei Michels“ (unter anderen) besonders viel Beifall brachte. Sehr gut gefiel Frau Elfriede Schornsheim in ihrem mundartlichen Auftreten als Siedlersfrau aus dem Forstwald.

Mit ihrer berühmten, unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit lockte Frau Marianne Gatzke sodann eine Anzahl prominenter Krefelder Bürger auf das Podium, um sie für allerlei vergangene und zukünftige Verdienste zu ehren. Oberbürgermeister Hellenbrock, Stadtkämmerer Dr. Walpurger, Direktor Forré, Heinz Melcher, Oberkommissar Eschweiler (der den Polizeipräsidenten vertrat), und auch der inzwischen mit seinem Gefolge eingetroffene Prinz Hans VII. empfingen aus ebenso zarter wie energischer Damenhand den Nüggelorden — zum Teil sogar mit Bakterienschutz. Oberbürgermeister und Stadtkämmerer konnten sich obendrein jeder noch über ein feuriges Steckenpferd freuen — der eine, damit er um so rascher zum Bundestag nach Bonn reiten, der andere, damit er leichter die Finanzhürden nehmen könne. Und zum Gaudium des Saales ritten die beiden frischgebackenen Reiter auch alsogleich eine flotte Ehrenrunde über die Bühne.

Dann folgte, nachdem ein freundliches Telegramm der derzeit in Kapstadt weilenden Vorsitzenden Frau Margarethe Engländer

und ein nicht weniger freundlicher Brief des durch Urlaubsreisevorbereitungen am Erscheinen verhinderten Oberstadtdirektors verlesen worden waren, der witzige flottgespielte und vielbelachte Sketch der schönen Träume.

Es ging bei diesem Spiel, in dem unter der prominenten und geschulten Regie des Generalintendanten eine ganze Blütenlese fast ebenso prominenter Laienspieler und außerdem (in Ingrid Ernest und Beatrice Mohamed vom Stadttheater) auch zwei zünftige Schauspieler teilnahmen und den Streit der beiden Filmstars Grace Kelly und Gina Lollobrigida, die beide ihre soeben erst geborenen kleinen Töchter im Krefelder Säuglingsheim unterbringen wollten. Da ursprünglich nur ein international-prominentes Baby erwartet und nur ein goldenes Himmelbett vorbereitet worden war, überboten sich die beiden Diven unter der geschäftstüchtigen Verhandlungstechnik der sich selbst spielenden Frau Gatzke in lukrativen Angeboten. 20 000 Dollar sprangen dabei für das Säuglingsheim heraus und für die Stadt Krefeld eine so günstige Beteiligung an den Erträgen der Bank von Monte Carlo, daß der Stadtkämmerer (an diesem Abend) für alle Zeiten sorgenfrei in die Zukunft blicken konnte. Außer den schön Genannten wirkten übrigens unter anderen Oberbürgermeister Hellenbrock, Stadtkämmerer Dr. Walpurger, Oberkommissar Eschweiler und, als Frauenvereinsvertreterinnen, Frau Schornsheim, Fräulein Schwietzke („Bundeshebamme“) und Oberschwester Frieda leibhaftig mit.

Nachdem später noch die beliebten Stadttheaterkräfte Margit Haustein-Vaistar und Manfred Lichtenfeld gesungen hatten, spielte die Kapelle Willy Stümgens noch lange zum Tanz auf.

Nüggelball WZ 16. 2. 1957

In Wort und Bild von Klein-Berta



Für den heutigen „Nüggelball“ in der Königsburg haben die ProfektörInnen des Säuglingsheims ein Varieteprogramm vorgesehen, das sich gewaschen hat. So ist zum Beginn der Auftritt von zwei Alt-Bestimmten der Jahrhundertwende schon gar nicht schlecht. — Wenn se mech früher no en Wöchnerin jero-epen hätte, dann kommandierte ech: he-it Wa-ster! — on dann wo-erd en Jo-et Tess Kaffee opjeschüt und dann le-it ech die Wehmu-eder ired en für sech alle-in brassele. Van Dag wörd danne dat Kengerkrieje völl tu le-it jemäkt, on dann wongere die sech och noch, wenn die Blare henger-här jü-ewe, die jebro-edene Du-ewe mü-esse enom van selvs en de Mull fle-ije.*



Bund und Land am Nüggel der Steuerkub. Vergelich hofft der Oberstadtdirektor etwas für einen Etatsausgleich abzubekommen.

Nüggelball mit Fidelio WZ 18. 2. 1957

Ein lustiger Wirbel um das Krefelder Säuglingsheim

Daß die Krefelder auch im Karneval ihr Säuglingsheim nicht vergessen und gerne bereit sind, den Trubel einer zünftigen Sitzung mit einer Spende für diese Einrichtung zu verbinden, zeigte sich am Samstagabend in der überfüllten Königsburg bei dem traditionellen „Nüggelball“ der KG Fidelio. Präsident Hamacher, der den starken Besuch als erfreuliche Resonanz des Gemeinschaftswerkes seiner Gesellschaft und des Krefelder Frauenvereins würdigte, steuerte das Narrenschiff durch ein turbulentes Programm.

Dieses Programm brachte unter dem Motto „Sonnenstrahlen“ eine herzerfrischende Mischung von handfestem Humor und beschwingter Heiterkeit. Ein bunter Reigen von Büttreden, an denen die Besucher der Sondersitzung für die Arbeiterwohlfahrt bereits ihren Spaß gehabt hatten, führte kreuz und quer durch all den Alltagskram eines Jahres, der mit beziehungsreichen Spitzen und fröhlichen Seitenhieben abregiert wurde. Hier verdienen die Leistungen von Hans-Egon Spintig als „Philosoph mit dem Regenschirm“ (Cornelius de Greiff) und von Karl Hamacher als „Tacitus“ ein besonderes Lob. Dazu kamen die erquicklichen „Knoll und Knöllchen“, das Parodisten-Terzett der „3 Michels“ und erprobte Schlagersänger, die für einen temperamentvollen Schunkelbetrieb sorgten. Mit Urwürdigkeit begrüßte Frau Schornsheim als „Stedlerfrau vom Forstwald“ die Narrenschar und die Ehrengäste und vermittelte allen Helfern den Dank der Besatzung des Säuglingsheims. Frau Marianne Gatzke verlas auch ein Grußtelegramm von Frau Margarete Engländer aus Kapstadt.

Mit entwallender Willkür lockte Frau Gatzke eine Reihe prominenter Männer auf die Bühne. Oberbürgermeister Hellenbrock, Stadtkämmerer Dr. Walpurger, Direktor Porre, Oberkommissar Eschweiler, Heinz Melcher und Prinz Hans VII. der inzwischen mit seiner Garde aufgekreuzt war, und zeichnete sie mit dem Nüggelorden aus. Oberbürgermeister und Stadtkämmerer erhielten außerdem ein prächtiges „Reitpferd“, mit dem sie sofort zu einer Ehrenrunde im Trab starteten. Den Höhepunkt des Abends aber bildete ein von

Frau Gatzke ausgebrüteter Sketch, ein toller Wirbel um das Säuglingsheim voll schöner Einfälle. Sie hatte es sogar fertiggebracht, eine ganze Reihe erprobter Laienspieler in ihr Ensemble miteinzupressen, nicht nur den Oberbürgermeister und den Kämmerer, sondern auch Dr. Wollenweber, Oberkommissar Eschweiler, Oberschwester Frieda, Fräulein Schwitzke und Frau Schornsheim.

Es ging darum, daß Grace Patricia von Monaco ihr Baby und Gina Lollobrigida ihren Bambino im Krefelder Säuglingsheim unterbringen wollten, ein Problem, das nach einem wilden Trubel gelöst wurde, worauf sich die Vertreter der Stadt schmunzelnd die Hände rieben, voller Freude über die Zusage beträchtlicher Anteile an den Umsätzen der Spielbank von Monaco und an den Filmgagen, die Krefeld aller Sorgen entbehen. Der Schwank von Intendant Dr. Schumacher föhig einstudiert, verwandelte die Königsburg in einen brodelnden Kessel. Es gab viele Vorfälle und Orden und für Frau Gatzke die Ernennung zur Ehrensenatorin. Im übrigen sorgten Manfred Lichtenfeld und Margarete Haustin noch für eine künstlerische Bereicherung des Programms, das die Kapelle Willy Stümpges mit schmissigen Melodien umrahmte.



Dr. Walpurger als Spreewaldamme an der Wiege der hungrigen Dezernatskuglinge dürfte jeden überzeugen, wie schwer er es hat.



Als Klapperstorch wird OB Hellenbrock den ersten im Säuglingsheim mit Bundeswehrhelm geborenen Säugling präsentieren, und so den Nachweis erbringen, daß auch die SPD militärfreundlich ist.

Originale mimten originell

NRZ 18. 2. 1957

Der Streit ums Kinderbett

„Nüggelball“ des Krefelder Frauenvereins mit der GK „Fidelio“

Der nicht ungeschickt um publicity bemühte Krefelder Frauenverein stellte am Samstagabend die saisonbedingte Neigung zu rheinischem Frohsinn zum drittenmal in den Dienst der Wohltätigkeit.

Dem sogenannten „Nüggelball“ war dabei von Anfang an der Erfolg sicher. Es trat das erstaunliche Ereignis ein, daß die Abendkasse der Königsburg gar nicht geöffnet zu werden brauchte. An die neunhundert Karten waren im Vorverkauf weggegangen wie die hübschen Mädchen bei einem Kostümfest. Weil damit das Aufnahmepotential des Hauses überschritten wurde, gab es jene Tuschelung, die kundige Besucher solcher Veranstaltungen eher schätzen.

Närrische Novität

Die wieder von der GK „Fidelio“ getragene Sitzung zeichnete sich durch eine karnevalistische Novität aus, die um so bemerkenswerter ist, als ihre Akteure — von wenigen Ausnahmen abgesehen — im allgemeinen nicht ihre kühnen Köpfe unter der Narrenkappe zu fröhlichem Humbug erwärmen zu lassen pflegen.

Grace und Lollo

Die darüber später von „Fidelio“-Präsident Karl Hamacher sehr geehrte Frau Marianne Gatzke hatte sich einen Schwank einfallen lassen, dessen Grundidee ihr beim Studium der französischen illustrierten „Paris Match“ gekommen war. Der dort abgedruckte Endbericht über die monacassische Filmdiva Grace Patricia inspirierte sie, Grace Kelly und Gina Lollobrigida auf der Bühne der Königsburg einen

Streit um ein Kinderbettchen im Krefelder Säuglingsheim austragen zu lassen.

Diese Einlage im fröhlichen Programm des „Nüggelballs“ war es, die den Oberbürgermeister Hellenbrock und einigen anderen Persönlichkeiten der lokalen Prominenz den Rot einbrachten, über ausgezeichnete, bisher ungenutzte mimische Qualitäten zu verfügen. In dem durch die Fülle der Mitwirkenden ausgezeichneten Schwank stellte nämlich jeder auf seiner Art, und der Zuschauer konnte es dem Stadtkämmerer Dr. Felix Walpurger in der Rolle des Stadtkanzlers Dr. Felix Walpurger und dem Polizei-Oberkommissar Eschweiler als Polizei-Oberkommissar Eschweiler bewundern. Nur in zwei Fällen mußte die Originalität einer Nachahmung Platz machen: Die beiden Filmdiven waren nicht echt (doch gibt es Kenner

der Materie, die nicht unbeträchtliche Übereinstimmungen mit den darzustellenden Personen selbst in gewissen Äußerlichkeiten wahrgenommen zu haben angaben).

Schöne Leistungen

Nicht allein dieses Schwanks wegen war die Veranstaltung ein vergoßlicher Abend (und auch nicht nur wegen der Steckenpferde, die man dem Oberbürgermeister und dem Stadtkämmerer verpaßte). Die Mamen der GK „Fidelio“ zeigten sich wieder einmal ihrer Aufgabe voll gewachsen. Das Programm entsprach im wesentlichen den Darbietungen der Sitzung mit der Arbeiterwohlfahrt am Donnerstag, doch gab es einige bemerkenswerte neue Leistungen. So die prächtige kommunalpolitische Rede Hans Egon Spintigs in der Maske des Cornelius de Greiff, so die feininformelle Deutschrede von Karl Hamacher („Tacitus“), Richard Bratus original-frohden „Flex“ und den „Heini“ von Theo Jansen, eine Darbietung von kaum zu übertreffender Urwürdigkeit. Lo-



Das Auftreten von Pärlein Grace und der Lollobrigida stahl (sa). Aus Schicksalsgründen wird die Lollo ihre Vorderbesten mit Säuglingen drapieren.



Und hinterher: Auf nach Inrath (Prinzenkür), ADAC, Fischeln (Schuppenbu-er), „Stelle Jonges“, Bockum (Sängerbund) usw.

Die ehemalige Festung Kempen

von Jakob Hermes



Der Petersturm im Jahre 1907

Nachdem ich in Heft 47/1976 über das Kühltor und in Heft 48/1977 über die frühere kurkölnische Landesburg eine ausführliche Darstellung gebracht habe, möchte ich die Aufsatzreihe über Kempener Festungswerke von einst mit einer Beschreibung der alten Stadtmauer, des Petersturms und der Turmwindmühle abschließen.

Ich erzähle nichts Neues, wenn ich davon spreche, daß zur Erhebung eines Ortes in den Städterang im Mittelalter seine Befestigung mit Wall und Graben, mit Mauer, Toren und Türmen parallel lief. So war es in Uerdingen und Neuß, in Geldern und Rheinberg, in Goch und Kleve, in Xanten und Kalkar, um aus der Vielzahl der rheinischen Städte unsere nächsten Nachbarn mit Namen zu nennen. Und so verlief auch das Befestigungswerk in Kempen.

Kempen wird Stadt

Kempen hatte am 3. November 1294 durch den Kölner Erzbischof Siegfried von Westerburg (1274-1297) die Stadtrechte er-

halten. Ausschlaggebend für diesen Entschluß dürften zwei Gründe gewesen sein: einmal einen repräsentativen Sitz landesherrlicher Gewalt als Verwaltungsmittelpunkt des sich seit Mitte des 13. Jahrhunderts entwickelnden Amtes Kempen zu gründen, zum andern angesichts der Grenzlage des Ortes ein festes Bollwerk gegen die Nachbarschaft der Grafen von Jülich, Geldern, Moers und Kleve aufzurichten, wozu vor allem seine Niederlage in der Schlacht bei Worringen im Jahre 1288 den Ausschlag gegeben haben dürfte.

Ein schützender Ring von Wall und Graben, Mauer, Toren und Türmen

Die treuen Kempener begannen um 1290 ihr Befestigungswerk mit der Errichtung von doppeltem Wall und Graben und erteten ob ihres Eifers höchstes Lob beim Landesherrn, der ihnen zum Ansporn der weiteren Arbeiten gestattete, von straffälligen Bäckern, Metzgern und Wirten eine

Kore (Bußgeld) zu erheben, die sie zur Bestreitung der Kosten für den anschließenden Mauerbau mitverwenden sollten¹⁾.

Ist diese Verfügung urkundlich belegt, so soll Siegfried nach der Überlieferung außerdem Gelder aus einer Sammlung für einen nicht mehr zur Durchführung gelangten Kreuzzug zur Befestigung der Stadt Kempen zur Verfügung gestellt haben, was in dem linken oberen Viertel des viergeteilten Stadtwappens mit Mondsichel und Sonne seinen sichtbaren Niederschlag gefunden hat.

Nach einer Mitteilung des Kempener Lokalhistorikers Johannes Wilmius (1585-1655) ließ Siegfried zur Abgrenzung des Stadtgebiets vier hohe Türme erbauen,²⁾ welche durch den Mauergürtel miteinander verbunden wurden. Sie überragten die Ringmauer etwa um die Hälfte ihres Mauerwerks, das in einen Zinnenkranz auslief und mit kegelförmigem Schieferdach und hoher Wetterfahne abschloß.

Nahe der Burg am Platz der alten Post stand der „hoghe Thorn“, später auch „Taubenturm“ genannt, am Ausgang der Rabenstraße zwischen Enger- und Petersturm der „Junge Thorn“, am Auslauf der Klosterstraße Richtung Neustraße der „Groutes-Thorn“ hinter dem Gruthaus und schließlich nahe dem Kühltor der vierte Turm mit der Bezeichnung „Thorn achter dem Convent“, womit das im Zuge der Stadtkernsanierung vor wenigen Jahren abgebrochene St. Annakloster gemeint ist.

Um die Stadt betreten bzw. verlassen zu können, waren in den Mauerring Tore eingelassen. Sie waren in Kempen in Himmelsrichtung angelegt, im Norden das noch erhaltene Kuhtor, im Osten das Engertor, im Süden das Petertor und im Westen das Ellentor.

Jedem Haupttor war ein Vortor vorgelagert. Das Vortor lag an der Innenseite des äußeren Grabens und war durch einen schmalen Gang mit dem stadtwärts gelegenen Haupttor verbunden. Der Zugang über den inneren Graben konnte durch eine Zugbrücke unterbunden werden. Das Vortor, auch Bollwerk genannt, hatte zwei niedrige Türme mit einem schweren Holz- oder Eisengatter als Mittelstück.

Die Haupttore waren massive mehrgeschossige Tortürme in Rechteckform mit einer engen und niedrigen Durchfahrt von 2,70 Meter Höhe und 2,80 Breite, an die die Stadtmauer zu beiden Seiten fest anschloß, was die Sicherheit an diesen Nahtstellen oder neuralgischen Punkten wesentlich erhöhte.

Von Tor zu Tor waren jeweils vier Mauertürme in gleichmäßigen Abständen eingebaut, welche mit ihrem Zinnenkranz den Mauerscheitel nur wenig überragten. Sie hatten die Form eines Halbmonds, die Rundform zur Feindseite, während sie stadtwärts mit der Mauer eine Linie bildeten.

Durch sie konnte die Mauer mittels eingelassener Stufen bzw. freistehender Leitern von innen erstiegen werden.

Jeder Mauer- oder Steigerturm hatte seinen Namen, wovon uns dreizehn überliefert sind. Lassen wir sie im Uhrzeigersinn Revue passieren, so haben wir:

von Ellen- bis Kuhtor: den Hyllekes- und Beghynen-Thorn (1567). Letzterer hieß auch „Borstwehr by dem Convent“, ferner den Hüllensticker, von den Hessen während der Besatzungszeit von 1642-1649 mit Vorliebe als Gefangenengewahrsam benutzt, dann den „Kolckthorn“ am Kuhtor (1649),

von Kuh- bis Engertor: Brucker-, Berghs-, Coen Thissen-Thorn und das furdertste Bollwerck (1615),

von Enger- bis Petertor: Blatenthürmchen und Rappertsthorn (1624-1636), Muys-thorn (1446), Name des vierten Mauerturms unbekannt,

von Peter- bis Ellentor: die „Bäg“, wobei nicht klar ist, ob mit dieser Bezeichnung ein Teil der Mauer oder ein Mauerturm gemeint ist.

Ausgangs der Ölstraße stand der Turm des Ilbert Spede hinter dem Schmalbroichshof³⁾. Die Namen der beiden restlichen Mauertürme des Viertels sind nicht überliefert.

Wann genau mit dem Mauerbau begonnen worden ist, kann aufs Jahr nicht gesagt werden. Er muß aber schon in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts in Angriff genommen worden sein, da bereits im Jahre 1332 das Engertor urkundlich genannt wird⁴⁾. In mehreren Abschnitten ist der Bau dann fortgesetzt worden, vor allem zur Zeit des erzbischöflichen Koadjutors Cuno von Falkenstein von 1368 bis 1370 und wurde mit dem Einbau der Burg (1396-1400) bis zum Ende des Jahrhunderts abgeschlossen.



Steinwappen im Peterturm, links Hermann V. von Wied, 1515-1547 Erzbischof und Kurfürst von Köln, rechts Stadtwappen von Kempen.

Die Stadt- oder Ringmauer war etwa sieben Meter hoch und in ihrem ovalen Verlauf um die Stadt knapp zweitausend Meter lang. Sie trug keine Zinnen, sondern hatte eine gerade verlaufende von Schießscharten durchbrochene Brustwehr mit offenem Wehgang.

Die Steine wurden im Feldbrand hergestellt. Die Ziegelöfen sollen im Süden der Stadt gestanden haben, genauer gesagt, in den sogenannten Peschbenden. In der Tat war zwischen der Oedter Straße und dem damals noch offenen Fliethgraben, im Volksmund die „Pesch“, noch im Jahre 1920 ein 100 Meter breiter Wiesenstreifen vorhanden, der ungefähr ein Meter tiefer lag und sich von der Vorster Straße bis zum Peschweg am Waldschlößchen hinzog. Die Geradlinigkeit dieses Terrains läßt durchaus den Schluß zu, daß hier die Erde systematisch für den Ziegelbrand abgeteufelt worden ist. Gleich nach dem ersten Welt-

krieg wurde von der Vorster Straße aus mit der Anfüllung des Streifens begonnen, die bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges an der Wiesenstraße einen ersten Teilabschluß fand. Den Rest bis zum Waldschlößchen plante man in den fünfziger Jahren. Heute zeigt sich der ehemalige Rohstofflieferant für den Mauerbau als schmucke Grünanlage.

Unmittelbar an die Stadtmauer grenzte der Wall des inneren Grabens an. Er war neben Nuß-, Apfel- und Kirschbäumen mit Rebstöcken bepflanzt, woraus echt kempischer Wein gekeltert wurde. Mag er auch durch seine Herbheit eher zum Gesichterschneiden als durch seinen Wohlgeschmack zur Fröhlichkeit angeregt haben, die Ratsprotokolle berichten noch im 18. Jahrhundert vom Weinbau im Kempen.

Den inneren Wall hatten die Hessen während ihrer Besatzungszeit mit Pallisaden eingefast. Der innere Wall des äußeren Grabens ließ größere Flächen zum Bleichen der Wäsche frei, infolgedessen standen hier entsprechend weniger Obstbäume. Er hatte zum Graben hin eine Brustwehr, von der ein Späher Bewegungen draußen beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.⁵⁾

Während das Wasser des schmalen inneren Grabens mangels Strömung viel Gestank und Verdruß bereitete, verursachte der etwa sechs Meter breite äußere Graben weniger Sorgen. In ihm hielt der Landesherr Fische, die durch besonderes Regal vor dem Zugriff ungebeter Petrijünger geschützt waren. Seine besondere Vorliebe für die Sauberhaltung des Grabens mag sein Edikt unterstreichen, daß er den Kempenern im Jahre 1585 die Genehmigung erteilte, einen Arm der Selder, die Flieth genannt, vom „Feldt von der Heiden“, also aus Richtung St. Tönis, durch den Graben zu leiten, um eine geregelte Strömung des Wassers zu erzielen.⁶⁾

In einem alten didaktischen Gedicht über Kempen von einem unbekanntem Verfasser ist die Stadumwehrgung sogar in Versen beschrieben worden. Nachstehend der Wortlaut:

„Da haben sie Mauern um die Stadt geführt,
Mit vier Pforten beschlossen, wie einer
Stadt gebührt.
Die Pforten stehen nach den vier Hauptwinden,
Vor jeder Pfort steht eine schöne Linden.
Jedes Thor wird mit vier Pforten beschlossen,
Eine aufziehende Brück' ist noch dazwischen.
Die Schießpforten haben sie daneben,
Mit Ketten und Schlössern die Pforten umgeben.
Zwei Wassergraben umgeben die Stadt,
Zwischen denen sie einen guten Wall hat.“

Die Pforten seyend hoch und schön aufgesetzt,
 Daß allen dennen fürbel gehenden die
 Augen ergötzt.
 Schön Thurm in den Mauern aufgeführt
 seyend,
 Wovor ein Schrecken solt haben der
 Feyndt."?)

Die Bewachung der Stadt

Jeder wehrfähige Bürger, mit Ausnahme der Ärzte, Stadt- und Gerichtsschreiber, Notare und Geistlichen, war durch seinen Bürgereid vor Bürgermeister und Rat zum Wachdienst und zur Verteidigung der Stadt verpflichtet. Er konnte aber nur für den Bereich seines Wohnviertels aufgeboden werden. Wenn die Sturmglocke erscholl, hatte er sich auf dem vorgeschriebenen Platz einzufinden und von dort mit der etwa 15 Mann starken Rotte zur Mauer zu marschieren und nach Besteigen den zugewiesenen Abschnitt auf der Mauer zu verteidigen. Ein Stadtviertel hatte ein Aufgebot von sieben bis zwölf Rotten mit je einem Rottmeister an der Spitze.

In friedlichen Zeiten versah in jedem Stadtviertel eine sich in bestimmten Abständen ablösende Wachmannschaft den Tagesdienst. Den Torschlüssel ließen die Bürgermeister zumeist beim Pförtner. Häufig kam es vor, daß nur zwei Mann auf dem Mauerstück des Viertels den Dienst versahen, hin und wieder sah man auch niemand. Nachts war man vorsichtiger und verstärkte die Wache.

In gefährlichen Zeiten war das Reglement natürlich strenger. Da wurden die Wachen verstärkt und hatten tagsüber die Stadtschlüssel beim Bürgermeister abzuholen und nach Gebrauch sofort wieder zurückzubringen.

Nachts wurde neben den auf der Mauer patrouillierenden Wachsoldaten zusätzlich eine aus drei Mann bestehende Schildwache aufgeboden. Ein Mann ging nach draußen vor das Stadttor, ein Mann oben ins Tor und ein dritter auf den Hauptturm des Viertels.

Die Wachmänner waren mit Picken und Büchsen bewaffnet. Der Wachdienst für die Nacht begann im Sommerhalbjahr von April bis September abends um neun Uhr und zur Winterzeit von Oktober bis März abends um acht Uhr. Die abgelöste Wache konnte es sich auf der am Vortor gelegenen Wachstube bequem machen. Es war ein einfacher Raum mit einem Tisch und Bänken, einer Pritsche und einem Ofen. In einer Ecke lagerte das Brandholz, in einer anderen Ecke standen einige Picken und Büchsen. An der Wand hing eine Laterne, womit der Torwächter in der Dunkelheit ans Tor ging, wenn jemand Einlaß begehrte. Die Lampe wurde mit Öl gespeist, weshalb stets ein Krug mit Öl in Reserve stand.



Turmwindmühle im Jahre 1907.

Die Schildwache machte in ruhigen Zeiten ihren Dienst auch nicht immer nach Vorschrift. Anstatt oben vom Stadttor oder Mauerturm aus das Gelände zu beobachten, vertrieb sie sich die Zeit oft in der Wachstube mit allerlei Unfug, wobei nicht selten die Scheiben zu Bruch gingen oder Bretter zum Verheizen aus dem Fußboden gerissen wurden. Manche Stadtrechnung verzeichnet Ausbesserungen solcher Schäden. Nicht selten verkürzte man sich die Zeit mit einem Nickerchen auf Pritsche und Boden. Wer dabei allerdings von einem kontrollierenden Wachhabenden angetroffen wurde, hatte zwei Reichstaler Strafe zu zahlen. Im Weigerungsfalle war der Kellergang die Folge, die Einsperrung im dunklen Keller unter dem Rathaus.

Hoch oben im Kirchturm hielt der Turmwächter nachts die Feuerwache und hatte pünktlich die Stunden ins Horn zu stoßen, solange die Stunde noch nicht mit Glockenschlag angekündigt wurde. Trotz seines Wächtereides und der Androhung empfindlicher Strafen durch Bürgermeister und Rat, daß jede ausgelassene Stunde einen halben Reichstaler Bußgeld nach sich ziehe, übermannte auch ihn zuweilen der erquickende Schlaf, und manche Stunde glitt ungeblasen vorüber.

Die Nachtwache eines Viertels durfte nicht früher ihren Posten verlassen, bis die erste Tageswache aufgezo-gen war und mit Trompetenstoß den Beginn der Tageswache verkündete.

Die Nachteile der hohen Festungsmauer

Gewiß war die hohe Stadtmauer ein starkes Bollwerk gegen feindliche Angriffe auf

die Stadt und bot den Bürgern Schutz und Geborgenheit. Aber sie hatte auch in verschiedener Hinsicht ihre Nachteile.

Im Laufe der Jahre war sie stellenweise morsch und brüchig geworden und rief immer wieder den Stadtbaumeister mit seinen Maurergesellen auf den Plan, hier zu flicken und dort ganze Mauerstücke einzusetzen. Vor allem waren diese Ausbesserungen nach der hessischen Besatzung erforderlich geworden, die mehr an dem Verfall als an dem Erhalt des Mauerringes interessiert waren. Die Ratsprotokolle wissen wiederholt von den hohen Instandsetzungskosten zu berichten.

In hygienischer Hinsicht trug die Mauer durch ihre Höhe mit dazu bei, den desolaten Zustand von Straßen, Gassen und Plätzen noch zu verschlimmern. Durch die Straßenmitte führte in Richtung Stadtgraben eine mit Bohlen abgedeckte Wasserrinne zur Aufnahme des Regen- und Schmutzwassers, vermischt mit dem Unrat menschlicher und tierischer Exkremente. Bis ins 18. Jahrhundert taten vor den Haustüren der Nebenstraßen aufgeworfene Düngerrufen ein Übriges, zu der allgemeinen Luftverpestung einen zusätzlichen Beitrag zu leisten. In den Straßen tummelte sich munter das Kleinvieh, das sich im weiträumigen Geläuf der Innenstadt einer gesicherten Freiheit erfreute. Und das ganze Stilleben umschloß die Mauer mit steiner-nem Griff, so daß kaum ein Lüftchen der aufsteigenden Dünste ungerochen entweichen konnte. Epidemien wie Pest, Cholera, Typhus, Ruhr und Blattern waren die unausbleiblichen Folgen, die auch in Kempten wiederholt ihre verheerenden Spuren hinterließen.¹⁾

Wie glücklich schätzte sich daher die Kemptener Bevölkerung, als sie mit Genehmi-

gung des Landesherrn vom 3. April 1773 die Ringmauer abtragen durfte, wenn auch aus Sicherheitsgründen auf eine niedrigere Mauer von sieben Fuß Höhe, wie sie heute noch den Verlauf der ehemaligen Festungsmauer anzeigt, nicht verzichtet werden durfte.

Mit den Steinen der abgebrochenen Mauer wurden der innere Graben gefüllt, die Wälle eingeebnet und das gewonnene Gartenland mit Versteigerungsprotokoll vom 19. Februar 1774 an Meistbietende verkauft. Lediglich der äußere Graben behielt noch weiter seine Funktion als offener Abwässerkanal, bis auch er im Zuge der städtischen Kanalisation von 1892 bis 1908 nach und nach angefüllt und als Straße in Benutzung genommen wurde. Heute ist anstelle von Wall und Graben ein schmucker Grüngürtel mit Promenade und Ringstraße getreten.³⁾

Der Peterturm

Wichtig wie eh und jeh reckt sich der Peterturm gen Himmel. Er ist vom ehemaligen doppeltürmigen Vortor aus dem Jahre 1552 im Süden der Stadt allein übriggeblieben. Sein Bruder an der Westseite mußte um 1840 der Bezirksstraße Viersen - Kleve weichen und fiel der Spitzhacke zum Opfer. Das gleiche Schicksal war auch dem Ostturm zugefallen. Aber er blieb stehen, weil dem Rat die Abbruchkosten zu hoch waren. Er verkaufte den Turm für 50 Taler an den Gastwirt Bückler, der ihn zu einer gemütlichen Gaststube umfunktionierte. Von ihm ging der Turm in den Besitz der Geschwister Peters über. Seit 1895 ist der Turm im Besitz des jetzigen Eigentümers Josef Thiemann.¹⁰⁾

Turmwindmühle nach dem Brand 1911.



In Stein gehauen ist an der Westseite des Peterturmes das Kempener Stadtwappen angebracht, daneben das Wappen des Kölner Erzbischofs und Kurfürsten Hermann V. von Wied, zu dessen Regierungszeit (1515-1547) das Vortor von der Stadt erbaut wurde.

Im Jahre 1660 war das Haupttor wegen Baufälligkeit eingestürzt und nicht wieder aufgebaut worden. Von dem Zeitpunkt an übernahm das Vortor den Schutz am Südausgang der Stadt.¹¹⁾

Der Turm weist eine Mauerstärke von 1,20 Meter auf, die aber mit dem dritten Geschoß in neun Meter Höhe endet. Das vierte, nur eineinhalb Stein starke Geschoß, ist somit später aufgesetzt worden, vermutlich als er reinen Wohnzwecken dienstbar gemacht und zwei weitere Zwischengeschosse mit Holzbalkendecken eingezogen wurden. Es darf angenommen werden, daß nur die in Gewölbeform gemauerte Decke des Erdgeschosses in einer Baumaßnahme mit dem Turm erstellt worden ist und sonst der Turm bis zum Dach keine weiteren Gelasse hatte. Nach Aufsetzen des vierten Stockwerks mißt der Turm heute zwölf Meter.

Im Jahre 1965 erfuhr der Peterturm unter Mithilfe des Landeskonservators innen und außen eine vollständige Überholung. Das mit Holzziegeln gedeckte Kegeldach wurde durch eine Stahlbetondecke ersetzt und das Kranzgesims erneuert. Ebenfalls verschwanden die Holzbalkendecken der Zwischengeschosse zugunsten von Decken aus Stahlbeton, wodurch der Turm erheblich an Festigkeit gewonnen hat. An seine ehemalige Aufgabe als Wehrturm erinnern heute noch die zur Feindseite hin in Höhe des zweiten Geschosses eingelassenen beiden Schießscharten.

Die Annahme, der nördliche Anbau sei jüngerem Datums, ist fehl am Platze. Denn bei der Restauration 1965 konnte kein Ansatz entdeckt werden, vielmehr führten die Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß der scheinbare Anbau tatsächlich im Verbund mit dem Turm als geschlossene Wehranlage errichtet worden ist und sich kein anderer als die einstige Wachstube hinter dem Anbau verbirgt, die sich ja, wie vorhin erwähnt, an der Stadtseite neben dem Vortor befand.¹²⁾

Die Turmwindmühle

Das mächtigste Bollwerk der früheren Stadtbefestigung war und ist der Mühlturm am Hessenwall. Sein gewaltiges Mauerwerk inmitten des Mauergürtels vermittelt uns ein eindrucksvolles Bild von dem Steinkoloß, den fleißige Hände im Jahre 1481 zum Schutz von Leben und Eigentum der Bürger errichtet haben. Er hat die wechselvolle Geschichte der Stadt in vorderster Linie gesehen und erlebt, vor allem Kempens schwerste Stunde am 7. Februar 1642, als die verbündeten Franzosen, Weimarer und Hessen mordend und brennend als Eroberer in die Stadt zogen und sie sieben Monate lang besetzt hielten.

Seine genauen Maße sind uns nach einer Vermessung durch den Kempener Architekten Max Kiefer aus dem Jahre 1926 bekannt, weshalb das gewaltige Monument in Ausmaß und Stärke zuverlässig beschrieben werden kann.

Auf einem runden Unterturm mit einem Mauerwerk von 4,82 Meter Dicke und einem äußeren Durchmesser von 15,50 Meter erhebt sich der schlanke Oberturm mit einer Mauerstärke von 1,50 Meter Dicke und einem äußeren Durchmesser von 8,70 Meter. Der Dickenunterschied bewirkt, daß sich in einer Breite von 3,60 Meter die Mühlengalerie um den oberen Turm herumzieht. Der Unterturm hat reinen Festungscharakter und drei Geschosse. Der Oberturm dagegen entbehrt jeglicher Verteidigungseinrichtung. Der Unterturm vertritt den Mühlenberg, der allenthalben für eine bessere Windausnützung einen erhöhten Stand der Mühle erforderlich machte. Schon damals blies im Kempener Land der Wind zumeist aus dem Westen. Deshalb wurde die Mühle auch an der Westseite der Stadt erbaut.

Vom Hessenwall her tritt man durch eine Unterfahrt in einen runden Raum von 5,80 Meter Durchmesser des Erdgeschosses, der mit einem Kreuzgewölbe von 3,30 Meter lichter Höhe überspannt ist. Das Mauerwerk ist hier 1,80 Meter dick und ist aus Holzbrandsteinen hergestellt. In diesem Mauerwerk liegen drei geräumige, überwölbte Wehrrischen für schwere Geschütze. Zwei dieser Nischen übernehmen zur rechten und linken Seite den Feuerschutz

für Wall und Graben, die dritte zeigt frontal ins Vorgelände. Im Anfang 3,20 Meter breit, verjüngen sie sich auf 37 cm zu einer schmalen Schlüsselscharte.

Rechts neben der Unterfahrt ist ein 1,60 Meter breiter Schacht im Mauerwerk ausgespart, der bis zum dritten Stockwerk führt. Stufen vom Erdgeschoß bis zum ersten Geschoß sind nicht vorhanden. Vielleicht stieg man auch hier wie in allen anderen Festungstürmen über Leitern nach oben und unten, die nach Benutzung wieder weggestellt wurden. Wohl sind vom ersten Stock an Ansätze von Wendelstufen an den Wänden festzustellen. Erst vom dritten Stock an führt eine schmale Steintreppe durch den inneren Ring des Oberturmes.

Das erste Obergeschoß hat wie das Untergeschoß den gleichen runden Mittelraum mit drei großen Schießscharten, dazu zwei Türen. Die eine führt in den runden Schacht, die andere in eine stadtwärts gelegene Wehrnische. Ihre Schießscharte wurde später mit einer über der Unterfahrt sichtbaren Sandsteinskulptur zugemauert. Im zweiten Obergeschoß mit einem ebenfalls kreisrunden Mittelraum teilt sich das massive Mauerwerk in zwei Mauerringe. Der äußere Ring weist eine Mauerstärke von 2,27 Metern auf und der innere eine solche von 1,90 Metern. Sie sind die Träger des Oberturms. Zwischen ihnen läuft ein 1 m breiter überwölbter Umgang, von dem in gleichmäßigen Abständen zwölf Wehrnischen mit Schießscharten ausgehen. Die zwölfte Nische nimmt ein Treppenaufgang ein, der von dem seitlich angebauten Türmchen in den Wehrgang führt. Von dem Wehrgang wieder geht eine schmale Stein- treppe in den Mühlenturm, der sich mit einer Höhe von 9,70 m auf dem inneren Mauerring aufbaut. Stadtwärts liegt ein Ausgang auf die Galerie. Alle anderen Durchbrüche im Oberturm dienen als Lichtschacht. Unterteilt ist er durch zwei Holzbalkendecken.¹²⁾

Dank seiner massiven Konstruktion hat der Unterturm von seiner ursprünglichen Form nichts eingebüßt, dagegen haben dem Oberturm die Wirnisse früherer Zeiten mit Krieg und Brand übel mitgespielt. Die ersten größeren Schäden erlitt der Oberturm während des mehrtägigen Beschusses im Hessenkrieg 1642. Das Zerstörungswerk setzten die Hessen nach der Stadteinnahme fort, indem sie das Dach abhoben und die Turmrüine Wind, Regen und Frost aussetzten. Doch der Turm hielt stand, wenn auch stark gezeichnet.

Am 4. März 1652 besichtigten Bürgermeister und Rat den Mühlenturm und stellten fest, „daß alles durch das hessische Kriegswesen verdorben und zugrunde gerichtet worden war“.¹⁴⁾ Es wurde der Beschluß gefaßt, das Dach wiederherzustellen, aber es vergingen noch sieben Jahre, ehe der Beschluß zur Ausführung kam. Das Ratsprotokoll aus dem Jahre 1659 berichtet:

„Um diese Zeit ist der „Umgang“ des steinernen Mühlenturmes, den die Weimari- schen und Hessischen anno 1642 bei der Belagerung dieser Stadt ganz und zumal zerschossen und ruiniert gehabt und der seitdem mit Planken überlegt gewesen, wiederum gewölbt und repariert worden vermittelst Anwendung von 23 Malter Cement, 13 Malter Kalk und 7 bis 8000 Stei- nen.“¹⁵⁾

Im Mai 1660 wurde auf den Mühlenturm eine neue „Kapp“ (Dach) gesetzt und der Speicher „gelappt“ (ausgebessert).¹⁶⁾



Turmwindmühle nach Restaurierung 1966 mit Flügeln und Modellstück der ehemaligen Stadtmauer.

Am 29. November 1663 teilte der Stadtmüller Jan Hurter den Bürgermeistern mit, daß auf der steinernen Mühle mit der „roten ollen“ (mit der wurmstichigen Ulme) nicht mehr ohne Gefahr gemahlen werden könne. Die Mühle müsse mit einer neuen Achse versehen werden.

Die Stadt pflegte die Mühle in mehrjährige Pacht an den sogenannten Stadtmüller zu vergeben, wie sie auch die Pflege und Instandhaltung der Festungswerke einschließlich Stadtmauer und städtische Bauten dem Stadtbaumeister übertrug. Der Termin der Mühlenverpachtung mit allen Rechten und Pflichten wurde sonntags zuvor in den Pfarrkirchen von Kempen, Oedt, Vorst, St. Tönis und Hüls öffentlich bekanntgemacht. Darüber hinaus wurde in der Stadt selbst die Verpachtung von Haus zu Haus angesagt. Sie erfolgte auf dem Rathaus bei brennender Kerze in Anwesenheit der Bürgermeister, Rat, Vierder und Geschworenen. Den Zuschlag bekam der bis zum Erlöschen der Kerze meistbie-

tende Bewerber. Fand sich kein Pächter, übernahm die Stadt den Mahlbetrieb in eigene Regie.

Als im 18. Jahrhundert kein Müller mehr den Mahlbetrieb in städtischen Diensten besorgen wollte, verpachtete die Stadt die Turmmühle an Privatleute. So brachte die Mühle im Jahre 1780 an Pacht ein: im ersten Quartal 36 Reichstaler 62 Albus 6 Heller, im zweiten 31 Reichstaler 59 Albus 2 Heller, im dritten und vierten etwas weniger.¹⁷⁾

Die 1866 abgebrannte hölzerne Kastenmühle an der St. Töniser Straße, übrigens die ältere von beiden, diente als Backmehlmühle, während die Turmmühle das Mahlen des Futterkorns besorgte. Vor der Jahrhundertwende wurde der Mahlbetrieb in der Steinmühle nach Anbau einer 1965 wieder entfernten Dampfmaschine endgültig eingestellt.

Im Jahre 1911 brannte der Oberturm vollständig aus, wobei Flügel und Dachhaube brennend in die Tiefe stürzten. Ein Erdbebenstoß Anfang Januar 1926 ließ den nördlichen Teil des Oberturms einstürzen und brachte die Turmrüine durch Mauerrisse so ernsthaft in Gefahr, daß sogar Überlegungen eines vollständigen Abbruchs des Oberturms angestellt wurden. Gottlob rettete damals eine umfassende Restaurierung den weidwund geschlagenen Recken, nachdem die Mahnrufe verantwortungsbe- wußter Bürger das Gewissen der Stadtväter wachgerüttelt hatten.

Anfang der sechziger Jahre sind die Turmhaube neu geschiefert und der Umgang so wetterfest gemacht worden, daß Feuchtigkeit dem Mauerwerk nicht mehr gefährlich werden kann. Seit 1966 trägt die Mühle auch stolz wieder ihre Flügel und zeigt an der Westseite den Anbau eines zehn Meter langen Modellstücks von der alten Stadtmauer. Wenn sich die Flügel auch nicht mehr im Winde drehen, so steht der Turm doch wieder in seinem ursprünglichen Aussehen da: trutzig und schwer, neben Burg, Kuhturm und Peterturm ein bleibendes Monument aus Kempens Festungszeit.

1) Stadearchiv Kempen = StaK, Urkunde Nr. 2 vom 3. 11. 1294. - 2) StaK, Johannes Wilmus: Chronicon Rerum Kempensium, pagus 6. - 3) Terwelp, Gerhard: Die Stadt Kempen im Rheinlande, Kempen 1894. - Terwelp, Band 1, Seiten 53-54. - 4) StaK, Urkunde Nr. 23 vom 24. 12. 1332. - 5) Klöckner, Peter Anton: Leben des Kempener Arztes und Apothekers Dr. Otto Heinrich Dinkelberg, Kempen 1888 - Klöckner, Seiten 19 und 27. - 6) StaK, Codex Jansen II; Verordnung vom 23. 10. 1585, Seiten 120-121. - 7) Terwelp, Band 1, Seite 54. - 8) Klöckner, Seiten 20-27. - 9) Hermes, Jakob: Der Streit um den Kempener Stadtgraben, Heimatbuch des Kreises Kempen-Krefeld, Kempen 1968, Seite 231 ff. - 10) Mündliche Auskunft des jetzigen Eigentümers Josef Thiemann. - 11) Terwelp, Band 3, Seite 143. - 12) Mündliche Auskunft des Stadtbauamtes Kempen. - 13) Kiefer, Max: Die Kempener Turmmühle, Beschreibung vom 23. 2. 1926. - 14) wie 11). - 15) StaK, Ratsprotokolle von 1659. - 16) StaK, B 89: Stadtrechnung von 1660. - 17) StaK, B 62: Kempener Stadtprivilegien und Statutarisches.

Neues aus dem Museum Schloß Rheydt

von Eva Brües



Es gibt zwei Fakten, die Schloß Rheydt in besonderer Weise mit Krefeld verbinden; denkt man sie zuende, so leuchtet ein, daß sie miteinander in Beziehung stehen.

1694 zwang der Kurfürst Johann Wilhelm als Lehnherr die Herren von Bylandt auf Schloß Rheydt, die Mennoniten zu vertreiben, die zum Teil im Schloß Zuflucht gefunden hatten. Sie wandten sich - wie schon andere vor ihnen - nach Krefeld, und es dauerte Jahre, bis ihnen einiges von dem damals requirierten Eigentum zurückgegeben wurde. Florenz Otto Heinrich von Bylandt-Spaldorf hatte sein möglichstes für sie getan, und so werden sie sich, trotz des bösen Endes, den ihr Aufenthalt dort nahm, mit einer gewissen Dankbarkeit der Zuflucht an der Niers erinnern haben. Dies die eine Verbindung zwischen Schloß Rheydt und Krefeld.

Die andere hat sich erst in jüngster Zeit entwickelt. Im Museum Schloß Rheydt, von dem in der Folge zu berichten sein wird, ist in den letzten 10 Jahren eine Webereiabteilung entstanden; sie wurde aufgebaut mit dem Blick auf Krefeld. Denn in Krefeld gab es die bedeutende Gewebesammlung, heute Textilmuseum benannt, und wenn in Rheydt wegen des gemeinsamen textilen Nährbodens unserer Landschaft etwas Textiles getan werden sollte, mußte es von anderer Art sein. Deshalb sammelte man dort die Geräte und Maschinen der Textilerzeugung und brachte sie nach und nach zur Auf- bzw. Ausstellung, zwölf Webstühle verschiedenster Art aus dem Zeitraum zwischen dem 18. Jahrhundert und 1940/50. Soweit die zweite Verbindung zwischen hier und dort.

Seit den Forschungen von Ekkehard Krumme (Rheydter Jahrbuch, Bd. 12, 1977, S. 35 ff.) ist bekannt, daß die Leinenerzeugung und der Leinenhandel in Gladbach weitgehend in den Händen der Mennoniten

Das Herrenhaus
Eingangseite

lag; sie setzten die textile Tätigkeit, in Krefeld bereits von Glaubensbrüdern begonnen, auch in der neuen Heimat fort und taten das Ihre dazu, sie zu der Stadt von „Samt und Seide“ werden zu lassen. So entstand dort in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch die Webeschule und aus einer Vorbildersammlung das Textilmuseum, auf das andernorts Rücksicht zu nehmen war . . . also daß die Beziehung in der Gegenwart auf einer aus der Vergangenheit fußt.

Vergangenheit, die in der Gegenwart lebendig weiterwirkt - unter diesem Motto läßt sich über ein Museum trefflich berichten. Da aber an dieser Stelle schon zweimal (H. 43 / 1972 und H. 45 / 1974) über Schloß Rheydt geschrieben wurde, soll dieses Wissen als bekannt vorausgesetzt und das Thema eingeschränkt werden zu der Frage: „Was ist neu im Museum Schloß Rheydt“?

Ausgangspunkt des „Städtischen Museums Schloß Rheydt für Kunst und Kulturgeschichte“, am Ostrand seiner Stadt Mönchengladbach gelegen, war das im Zweiten Weltkrieg erhalten gebliebene Renaissance-Schloß aus den Jahren 1560-90, das bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in der Hand der Herren von Bylandt war. Statt des Heimatmuseums alten Stils entstand hier seit 1949/50 ein Museum zur Kunst und Kultur der Renaissance und des Barock.

Schon damals tauchte der Plan auf, die zweiflügelige Vorburg - ihr dritter Flügel ist wahrscheinlich im sogenannten Hessenkrieg 1643 zerstört worden - zum stadgeschichtlichen Museum einzurichten, unter besonderer Berücksichtigung der Handweberei. 1972 war ein Flügel der Vorburg, die ohne diese neue Aufgabe dem Verfall preisgegeben gewesen wäre, fertig und konnte den Besuchern geöffnet werden. Seitdem datieren Planung und Ausbau auch des zweiten Vorburgflügels. Die Planung schloß eine weitgehende Umwandlung auch des 1972 eröffneten Teiles mit ein, so daß Ende Juni 1977 ein fast völlig neues Vorburgmuseum der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.

Bautechnisch bereitete das alte Gemäuer viele Schwierigkeiten. Das Äußere war bereits in den vorausgehenden Jahren restauriert worden, indem die beiden vorspringenden Ecktürme neu aufgebaut und mit einem Zeltdach versehen wurden und die zwei Satteldächer der beiden Flügel erneuert sowie die Gewände geflickt und Fenstereinfassungen ersetzt wurden. Dennoch waren die Außenwände nicht stark genug, so daß die Zwischendecken auf selbständige Betonkonstruktionen aufgelegt werden mußten, die ihrerseits einer Verankerung im Erdreich bedurften. An sie wurden die Außenmauern angeklammert. Für die

Betonstützen wurden drei verschiedene Methoden erdacht (Hochbauamt der Stadt Rheydt; Architekt W. Gaebel, Köln). Im Innern mußten wegen der Unregelmäßigkeit der Mauern schmale Wände vorgelegt werden, die teils verputzt, teils mit Rupfen bespannt wurden. Das Haupttreppenhaus beim Haupteingang führt bis zum Magazin im Dachgeschoß des Westflügels; die zwei Treppen im Südfügel ermöglichen den Rundgang in der Webereiabteilung. Eine besondere Schwierigkeit war es, im Obergeschoß des Westflügels den Durchgang über diese hohe Tordurchfahrt der Vorburg hinweg zu gewinnen. Es entstand notwendigerweise über dem Durchgang ein niedriger Raum ohne Tageslicht, der jedoch museal voll genutzt werden kann.

Der Haupteingang des neuen Vorburgmuseums liegt nicht mehr an der alten Stelle, sondern am äußeren Ende des neu ausgebauten Westflügels. Der Besucher, der die Durchfahrt der Vorburg durchschritten hat und den es nach vorne rechts in Richtung auf das Schloß weiterzieht, muß nach links dirigiert werden - also „gegen den Strich“. Derartige Kompromisse müssen in Kauf genommen werden, wenn man nicht neu baut, sondern sich in alten Gebäuden einrichtet.

Durch diese neue Lage des Haupteinganges konnten zu ebener Erde und unmittelbar neben ihm zwei Räume für Versammlungen, Vorträge etc., vor allem aber für Wechselausstellungen gewonnen werden. Ein Museum mag noch so groß sein - und das unsere ist das ja keineswegs - es lebt nicht ohne Sonderdarbietungen. Sie haben einen dreifachen Zweck; einmal locken sie, je nach Thema, Besucher ins Haus, die es sonst nie betreten hätten; zum anderen bringen sie Besucher zum zweitenmal heran, die sonst, weil sie das Museum bereits kannten, nicht wiedergekommen wären; und schließlich bieten Ausstellungen die Möglichkeit, die Themen, die die ständige Präsentation darbietet, zu erweitern und zu vertiefen durch Gegenstände, die zeitweise von Privatleuten oder aus anderen Museen und Sammlungen entliehen werden. Da solche Wechselausstellungen sehr vielartig sein können, müssen die Räume für sie in jeder Weise variabel sein. Sechs ganz verschiedene Ausstellungen, die seit der Eröffnung der Vorburg stattfanden, konnten jeweils völlig anders präsentiert werden, so daß in dieser Hinsicht die Räume sich bewährt haben.

Das ständige Museum, Abteilung Stadtgeschichte, beginnt auf dem ersten Stock. Es handelt sich um ein kulturhistorisches Museum - d. h. es werden die sichtbaren Objekte menschlicher Kultur gezeigt. Folglich gilt der erste Raum der Urgeschichte. Im ehemaligen Zustand der Vorburg stand für diesen Zeitabschnitt nur eine Vitrine bereit,

jetzt ist es ein ganzer Raum, nämlich der Eckraum im von außen vorspringenden Turm. Diesen Zeitabschnitt - den weitaus längsten der Menschheitsgeschichte - ausführlicher zu behandeln war notwendig geworden wegen der Funde der letzten Jahre in Mönchengladbach-Rheindahlen. Dort kamen die ältesten genau datierbaren Artefakte des Rheinlandes ans Tageslicht, genau datierbar, weil sie - in einer Ziegeleigrube gefunden - in ihren geologischen Schichten entdeckt wurden. Mehrere Jahre lang haben dort wissenschaftliche Kampagnen stattgefunden, die derzeit von dem Grabungsleiter Hartmut Thieme, einem Schüler von Professor Bosinsky an der Universität Köln, bearbeitet werden. - Es wurde in diesem Eckraum versucht, eine für Nichtkenner spröde Materie möglichst lebendig darzustellen durch zusätzliche Karten, Zeittafeln, Abbildungen, etc. Die „Prunkstücke“ einer von den Steinzeiten über die Bronzezeit bis in die Eisenzeit in unserer Gegend provinziellen Kultur sind eine Schleifwanne aus Liedberger Sandstein, eine bronzene Radnadel, vielleicht noch ein paar bronzene Absatzbeile.

Der weitaus größte Raum des Westflügels der Vorburg enthält die Zeugnisse der römischen Zeit, also der Frühgeschichte, jenes Zeitabschnitts, aus dem schriftliche Überlieferung vorliegt. Auch hier handelt es sich für die Gegend von Mönchengladbach um mehr oder weniger einfaches Kulturgut. Waren ehemals im Südfügel nur die Funde aus Rheydt ausgestellt, so kamen nun die von Alt-Mönchengladbach hinzu. Das macht, daß hier immerhin 3 Jupitersäulen, bzw. deren Bruchstücke, gezeigt werden können (eine davon allerdings nur in einer Kopie, da das Original ans Landesmuseum Bonn ging), sowie ein mit voller Inschrift erhaltener Matronenweihstein und die Bruchstücke zweier anderer Inschriftensteine. Innerhalb des gesamten Saales wurde die Aufteilung so vorgenommen, daß in der rechten Raumhälfte die am Ort gefundenen Objekte stehen, in der linken die, die dem Museum geschenkt jedoch nicht hier ergraben wurden und die dazu dienen, das Bild römischer Kultur zu erweitern. Ähnlich wie in dem Raum der Urgeschichte einige Kopien dazu verhelfen, aus mehr oder weniger zufälligen Funden ein Gesamtbild zu vermitteln, geschieht dies hier durch Gefäße und Teller aus Glas, terra sigillata und terra nigra. Der Bestand des Vorburgmuseums an römischen Objekten kann mit dem Landschaftsmuseum des Niederrheins in Burg Linn nicht konkurrieren, dennoch sind die Besucher immer wieder erstaunt über das Vorhandene. Und gerade die unterschiedliche Akzentuierung der Museen macht ja die Vielfalt der rheinischen Museumslandschaft aus.

Das heutige Mönchengladbach, wie es erst seit dreieinhalb Jahren besteht, ist aus

mehreren Städten und Gemeinden zusammengewachsen. Das wird deutlich in den drei folgenden Räumen der Stadtgeschichte, wo Rheydt, Odenkirchen, Giesenkirchen, Gladbach, Wickrath und Dahlen für sich behandelt werden. War die Leitfarbe für die Urgeschichte grün, die für die römische Zeit rot, so ist es nun braun-beige. Auch sollen die Vitrinen aus Ahornholz hier sich absetzen von den schwarzstählernen Vitrinen im vorausgehenden Teil. - Landkarten, Kupferstiche und Lithographien, Ausstattungsstücke, Bücher, Chroniken, Bilder, ein Modell der Abtei, ein Modell der Stadt Gladbach, eine Vitrine mit Schützensilber, stellvertretend für die allerorten tätigen, aus dem kirchlichen Zweck erwachsenen Bruderschaften, untermalen die Geschichte dieser Städte und Gemeinden bis ins 19. Jahrhundert.

Vom letzten Raum der Stadtgeschichte gelangt man in den Südflügel der Vorburg, der in Obergeschoß und Erdgeschoß der

Weberei, als einem Schwerpunkt des Museums, gewidmet ist. Das Obergeschoß umfaßt die Handweberei, die einzig aus dem Zustand von 1972 übernommen wurde und deshalb hier nur ganz kurz erläutert werden soll. An sechs funktionsfähigen Handwebstühlen, vom einfachen Leinwandwebstuhl bis zum komplizierten Jacquardwebstuhl, werden sechs verschiedene Stoffarten - vom einfachen Leinen bis zum komplizierten Seidenbrokat - gewebt unter jeweils andern Techniken. Spulräder, Schärmaschinen, Webeblattbindemaschine, Kartenschlagmaschinen und vieles andere mehr werden gezeigt. Ein feines Biedermeierzimmer am Anfang des Raumes vermittelt die Umwelt des Fabrikanten oder Verlegers; daneben - als Ölbild - der Blick in die einfache Stube des Webers. Den Abschluß des Raumes macht die Mode mit einigen Kleidungsstücken der Zeit. „Der letzte Handweber in Geneicken“ ist ein Ölbild dort betitelt, und eine Radierung um 1900 heißt „Der Tod der Handweberei“.

Schloß Rheydt, Hauptgebäude, Hofseite, Detail.



Zu dem Zeitpunkt, als sie endgültig den Wettbewerb mit der maschinellen Produktion aufgeben mußten, erblühte die künstlerische Handweberei, eine Bewegung, die ebenso von England ausging wie die maschinelle Fertigung dort ihren Anfang nahm. Deshalb hängen im Treppenhaus nach unten Wandteppiche von Künstlern unseres Jahrhunderts in verschiedenen Stilrichtungen, ein Komplex des Museums, der ebenfalls weiter ausgebaut werden soll.

In dem großen Saal zu ebener Erde sind sechs Webmaschinen aufgestellt sowie eine Schär- und Bäummaschine, also die Apparatur, durch die die Kette entsteht. Diese Schär- und Bäummaschine ist freilich die einzige, die nicht bewegt werden kann. Dafür ist sie mit großen Treibriemen ausgestattet, wie sie einstmal in den frühen Fabriken die Verbindung zu der einen großen, ein ganzes Werk treibenden Dampfmaschine herstellte. Ein Großfoto an der Schmalseite des Raumes zeigt einen Blick in eine derartige mit Transmission arbeitende Fabrik.

Die sechs Webmaschinen werden durch elektrischen Einzelantrieb in Gang gebracht. Das ist nur ein geringfügiger Anachronismus, denn seit Anfang des Jahrhunderts gab es ihn; an der Wand hängt mit anderen derartigen An- und Aufsichten von Textilfabriken (weitere solche Blätter werden dringend gesucht) einer der Firma C. C. Bang in Rheydt, von der es um 1900 heißt: „Mechanische Seidenweberei mit elektrischem Einzelantrieb“.

Der früheste Einwellenwebstuhl stammt von einer Firma Smith in England und kann um 1870 datiert werden. Diese Herkunft ist typisch für eine Zeit, in der die hiesige Produktion von Textilmaschinen sich erst entwickelte. Gewebt wird, mit vier Schäften, ein gestreifter Körper.

Der folgende Webstuhl ist zwar erst 1946 gebaut worden, aber nach einem alten Modell. Es ist ein Oberschläger, d. h. der Schuß wird von oben eingetragen. Und tatsächlich wirken die Stangen, die von rechts und links schlagend den Schützen antreiben, wie die Arme des Webers, der vor dem Handwebstuhl saß. Wie man sich denn überhaupt für die frühe Phase maschineller Produktion klarmachen muß, daß kaum etwas anderes geschah, als bei den Handwebstühlen und daß es einzig darauf ankam, die Fertigung über das Vermögen menschlicher Arbeitskraft hinaus zu beschleunigen.

Die folgende Webmaschine ist die älteste noch vorhandene der Firma Schroers/Zangs in Krefeld; sie war für die Produktion von Krawattenstoffen gedacht. Ihre Besonderheit ist es, daß mit sieben Schützen gearbeitet werden kann, wodurch die Verwendung vieler Farben möglich wurde. Leider war die ursprünglich zu dem Modell

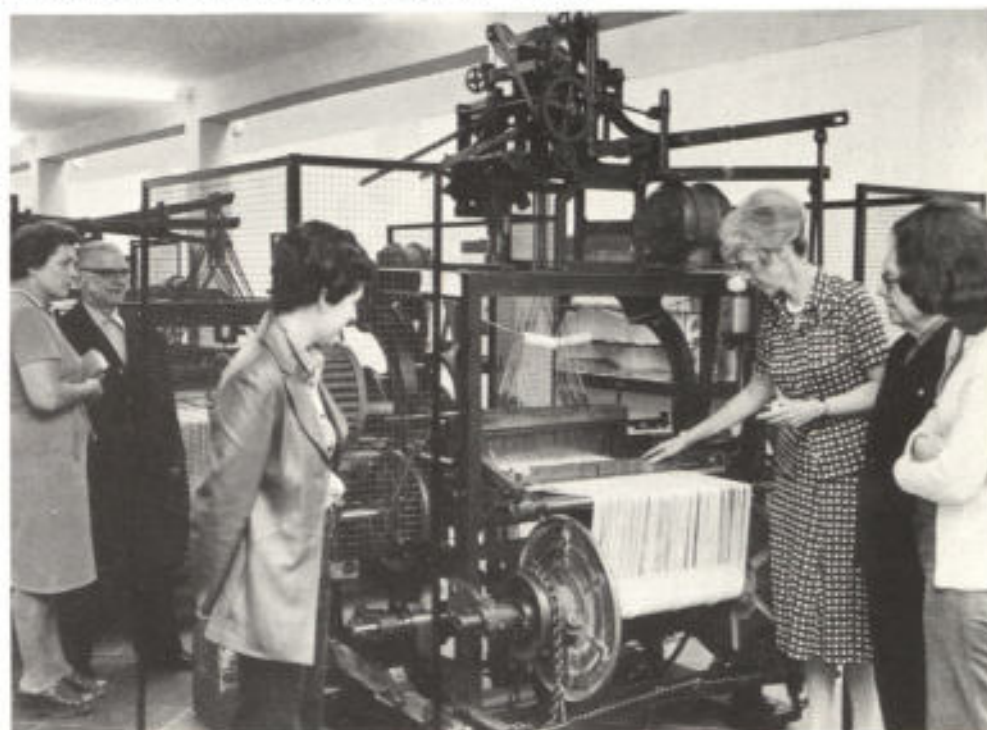


gehörige Jacquardmaschine nicht mehr vorhanden, so daß hier umgebaut und auf eine einfache Taffeteinrichtung übergegangen werden mußte.

Der Raum mit den römischen Funden im Vorburgmuseum von Schloß Rheydt.

Der Zweiwellen-Webstuhl der Firma Lentz in Viersen wurde um 1920 auf den Markt gebracht und war eine der verbreitetsten Typen für die Herstellung von schwerer Ware. Wir weben heute einen Cordsamt darauf, wie er ja seit hundertfünfzig Jahren in Mode ist, mal gebräuchlicher, mal weniger gebräuchlich. Da in der Handweberei ein Samtwebstuhl steht, bei dem der Flor

Im neuen Vorburgmuseum von Schloß Rheydt an einem der maschinellen Webstühle.





Treppenhaus zwischen Handweberei und Maschinensaal

aus dem über Ruten geführten Kettfaden entsteht, ist es für unsere Zwecke demonstrativ, hier zu zeigen, wie der Flor aus dem vor der späteren Ausrüstung aufgeschnittenen Schußfaden gebildet wird.

Auf einer weiteren Webmaschine entsteht Handtuchstoff in dem uralten und auch immer wieder gebräuchlichen Doppelsteinmuster. Dieser ebenfalls englische Webstuhl um 1900 mit einer Gegenzugschaftmaschine war bis vor fünf Jahren in einer Fabrik in Westfalen in Funktion. Er

Blick in die Webereiabteilung, Maschinelle Weberei.



blieb konkurrenzfähig, weil er immer wieder durch Zusätze modernisiert wurde, ein für die Textilindustrie typischer Vorgang. So erlaubte das Trommelmagazin das automatische Auswechseln der Schußspule während des Webens, was einen bedeutenden Zeitgewinn erbrachte.

Der letzte der in der langen, schmalen Halle fabrikartig aufgereihten Webstühle ist ein Bandwebstuhl aus den Jahren um 1880. Er stammt aus einer Weberei bei Wuppertal, hat aber auch für unser Gebiet einen Sinn, weil es hier bis zum Ersten Weltkrieg die Bandweberei gab. Neunzehn Bänder entstehen gleichzeitig unter der, für die Bandwebstühle typischen, halbmondförmigen Bewegung der neunzehn kleinen Schiffchen, die hier wirklich wie auf einer Woge hin und her schwingen.

Wie in der Handweberei des Obergeschosses sind auch in diesem Maschinenraum rundum Zusatzgeräte, bzw. -maschinen ausgestellt, u. a. zwei Modelle von moderneren Jacquardmaschinen; denn wegen der zu geringen Höhe des sonst durch seine Betonpfeiler für diesen Zweck geeigneten langen, dreischiffigen Raumes, war es nicht möglich, auf einem der Stühle eine Jacquardmaschine in Funktion anzubringen.

Auch in den Wandvittrinen wird ergänzendes Material vorgeführt. Und wieder beschließt ein Blick auf die Mode den Rundgang, Mode in Gestalt von einzelnen Kleidern und Modeblättern. Auch hier wird weiter gesammelt, ebenso wie die kleine Kollektion von Fabriklandschaften und Fabrikdarstellungen hiesiger Künstler nur erst ein Anfang ist.

Übrigens sind in der neuen Vorbürg zwei Tonbildschauen angebracht, die eine erläutert die Bodenfunde und die Stadtgeschichte, die andere die Weberei-Abteilung. Wer sich also ein wenig Zeit nimmt, wird auf einfache Art eingeführt.

Neues aus Schloß Rheydt sind diese Zellen benannt. Sie können die wechselnden Ausstellungen, die viermal im Jahr Neues bringen, nicht einbeschließen. Der Wechsel erfolgt zu rasch für eine Zeitschrift, die jährlich erscheint. Soll man über die Ausstellungen des vergangenen Jahres berichten oder über die des kommenden?

Wohl kann man noch einmal auf das Renaissance-Barock-Museum im Herrenhaus verweisen, das zwar schon 25 Jahre alt ist, aber in dem sich auch immer etwas ändert, oder besser: das ständig ein wenig wächst durch Ankäufe und Einrichtung neuer Vittrinen; also sich immer etwas erneuert. Denn das gilt allenthalben: Stillstand wäre das Ende eines Museums, was mit „Neues aus dem Museum Schloß Rheydt“ zu beweisen war.

Aus der Frühzeit der Wasserleitung

von Ernst Köppen

Eine eigene Polizeiverordnung erlegte den Krefelder Gast- und Schankwirten im Jahre 1866 die regelmäßige Desinfektion der Abtrittsgruben mit Eisenvitriol als Zwangspflicht auf. Den anderen Hauseigentümern empfahl die städtische Sanitätskommission durch eine Bekanntmachung dringend, dieses Verfahren ebenfalls zu praktizieren. In den Wohnungen der ärmeren Klassen besorgten Desinfektoren die Behandlung der Gruben auf Gemeindegeldkosten. Anlaß zu der überstürzten Maßnahme war das Auftreten der asiatischen Cholera, die in den Nachbarkreisen verheerend wütete, der jedoch in Krefeld glücklicherweise nur zwei Menschen erlegen waren. Einige Jahre darauf traten Pocken, Typhus und Ruhr gleichzeitig auf. 1871 forderten die Pocken in Krefeld 307 Todesopfer, 1872 erlagen derselben Seuche 222 Mitbürger. Die Stadt war genötigt, in aller Eile eine Epidemiestation außerhalb des Krankenhauses einzurichten. Sie lag 50 Meter vom Haupthaus entfernt und bestand aus zwei Steinbaracken zu je 45 Betten, Küche und Badevorrichtungen; dazu abgesonderte Reinigungsräume, eine Waschküche und eine Leichenstation.

Verdorbenes Trinkwasser

Damals tauchte in den amtlichen Berichten zum ersten Mal die Sorge um die Sauberkeit der Brunnen auf. „Die Verwaltung wäre auf halbem Wege stehengeblieben, wenn sie nur Maßregeln gegen schon ausgebrochene Epidemien ins Auge gefaßt hätte. Sie mußte versuchen, die Ursachen zu ergründen, durch welche die Seuchen in den letzten Jahren größere Verbreitung als in früheren Zeiten gefunden haben. Die Erfahrungen anderer Städte zeigten den Weg, der dabei verfolgt werden mußte. Es wurde eine Untersuchung verschieden gelegener Brunnen angeordnet und von dem Chemiker unserer Gewerbeschule vorgenommen. Das vorläufige Gutachten läßt sich kurz zusammenfassen: von 53 untersuchten Trinkwassern erwiesen sich 12 als gut, 16 als mittelmäßig und 25 als gesundheitswidrig; die erstgenannten befinden sich außerhalb der Stadt an der Westseite,

die anderen sind aus Brunnen in verschiedenen Straßen der Stadt entnommen. Kein Wasser war frei von Salpetersäure; der Untergrund ist also durch Fäulnis und Verwesung stickstoffhaltiger organischer Produkte verdorben. Der verderbliche Einfluß der Ausdünstungen eines so beschaffenen Erdreichs, die mit fallendem Grundwasser und zunehmender Bodentemperatur wachsen, ist unbestreitbar. Daraus folgt die Notwendigkeit, Mittel und Wege zur Schaffung besseren Trinkwassers zu suchen. Als Folge der Verunreinigungen der Brunnen durch Abtritte und Senkgräben wird sich eine Wasserleitung immer mehr als unabwiesbares Bedürfnis herausstellen.“ Soweit der Bericht aus dem Jahre 1872.

Über den Zusammenhang zwischen der Beschaffenheit des Trinkwassers einer Stadt und der Gesundheit ihrer Bewohner bestand kein Zweifel. Die erschreckenden Erkenntnisse drängten zum Handeln. Sorgfältigere Untersuchungen folgten. Dabei schien es dem Chemiker wichtig, eine noch größere Zahl von Brunnenwässern auf ihren unterschiedlichen Gehalt an Beigaben und Verunreinigungen zu prüfen. 1873 kennzeichnete ein städtischer Bericht die Situation wie folgt: „Von 90 Brunnenwässern mußten 36 als mehr oder weniger schlecht, also als nicht genießbar bezeichnet werden; 31 erhielten die Bezeichnung mittelmäßig, d. h. ihr Genuß kann nicht unbedingt als gesundheitsgefährlich betrachtet werden; nur 23 können als gute oder wenigstens ohne Bedenken brauchbare Trinkwässer gelten. Relativ gut sind die Brunnen in der südwestlichen und westlichen Außenstadt, ferner die tieferen und diejenigen, welche besonders stark benutzt werden. Es ist kein erfreuliches Resultat, auch wenn wir den schlechten Trost hinzufügen, daß die Untersuchungen in anderen größeren Städten noch weniger günstige Ergebnisse geliefert haben“. Die gewonnenen Erkenntnisse lösten eine erhöhte Wachsamkeit der Sanitätspolizei aus. Sie achtete nunmehr streng darauf, daß durchlässige Gruben und Kanäle gedichtet und neue nicht in der üblichen sorglosen Weise angelegt wurden.

Brunnen am Hülser Berg?

Im Rathause war man sich klar, daß es mit polizeilichen Maßnahmen nicht getan sei. Der Bevölkerung zu gesundem Trinkwasser zu verhelfen, würde beträchtlichen Unternehmungsgeistes bedürfen. Daran fehlte es nicht. Im Jahre 1873 beauftragte die Stadt die Rheinische Wasserwerks-Gesellschaft zu Köln mit der Suche nach ergiebigen Brunnen und sauberem Wasser. Dafür standen 4 000 Taler bereit. Man hoffte, am Hülser Berg fündig zu werden. Für diesen Fall war ein Wasserturm auf dem Berg in Aussicht genommen. Die Bohrungen gingen im September 1872 am nördlichen Fuße der Höhen vor sich. Bald zeigte sich, daß mit Erfolg nur zu rechnen war, wenn man auf ein mächtiges Lager von Rheinkies stieß. Leider kam nichts als breiartiger Fließsand von üblem Geruch und Geschmack zum Vorschein. Ob man in niederem Gelände glücklicher bohren würde? Ein zweiter Versuch, wiederum nördlich des Berges, mißlang ebenso. Der Gedanke, hier Wasser zu gewinnen, wurde aufgegeben. Fast ein Jahr Zeit war verloren.

Man faßte jetzt ein etwa hundert Morgen großes Gelände im Hülser Bruch ins Auge, das „Blumenfeld“ genannt. Anwohner und Sachverständige zeigten sich höchst zuversichtlich. Deshalb hielt man sich nicht erst mit Versuchsbohrungen auf, sondern brachte sofort einen Brunnen nieder, zwei Meter Durchmesser, sechs Meter tief. Mit Hilfe einer Locomobile förderte man vierzehn Tage lang Wasser im Überfluß. Was half's? Ein penetranter Geruch signalisierte schon von weitem beträchtlichen Schwefelwasserstoffgehalt. Zum Leidwesen der am 7. August 1873 vor Ort versammelten Wasserkommission mußte auch dieses Terrain aufgegeben werden.

Gründliche Vorarbeit

Führte die Niederung überhaupt kein brauchbares Wasser? Man besann sich jetzt darauf, daß die Brunnen in den Fabriken an der Hülser Straße reichliche Mengen guten Wassers lieferten. Man mußte es

demnach auf der Kempener Platte versuchen. Im September 1873 stieß man „an einem Punkt nahe der Hülser Landstraße“ - nach späterer Lesart: am Kempener Pfad - ein Bohrloch 15 Meter tief in den Grund. Das herausquillende Wasser war klar, angenehm zu trinken und ohne Beigeschmack. Ein zur Begutachtung herangezogener Kölner Chemiker war des Lobes voll. Sein Urteil: „rein, gut, sehr weich und auch zu gewerblichen Zwecken vorzüglich geeignet“.

War das Terrain ergiebig genug für ein Wasserwerk? Überraschenderweise ging die Stadt dieser Frage zunächst aus dem Wege und faßte ein Gelände an der Gladbacher Chaussee ins Auge. Eine erste Bohrung zeitigte hinsichtlich der Güte günstige Resultate, doch ließ die Beschaffenheit des Bodens nicht auf eigentliche Reichhaltigkeit schließen. Auch tauchten Bedenken wegen des unweit gelegenen neuen Friedhofs auf. Genug - man kehrte zum Kempener Feld zurück.

Vom 30. Januar bis 9. Februar 1874 wurde Wasserturm Gutenbergstraße.

dort unermüdlich gepumpt. Während des ganzen Zeitraums förderte dort jeder niedergebrachte Brunnen je Minute 0,5 Kubikmeter besten Wassers. Damit schien dem Bedarf der Stadt - man schätzte ihn damals auf zwölf Kubikmeter in der Minute - Genüge getan. Am 9. Februar 1874 versammelte sich die Kommission an der Versuchsstelle und erklärte, die Vorarbeiten für eine Wasserleitung seien als abgeschlossen zu betrachten.

Als das Wasser am Kempener Pfad zu sprudeln begann, war Oberbürgermeister Christian Roos mit Sanitätsrat Dr. Friedrich Märklin nach Halle, Dresden und Wiesbaden gefahren, um die dortigen Wasserleitungen zu studieren. Im Juli 1874 referierte er vor den Stadtverordneten über seine Reise und das, was er gesehen und erfahren hatte. Den überzeugendsten Eindruck schienen die Anlagen in Dresden gemacht zu haben, denn bald beschloß der Rat, den Königlichen Baurat B. Salbach zu Dresden mit der Ausarbeitung des Projekts einer Wasserleitung zu beauftragen. Salbach war der Erbauer der Wasserwerke Dres-

den, Halle, Staßfurt, Bernburg, Bautzen, Kiel und Groningen. Sein Plan gefiel. Am 19. August 1875 übertrug das Collegium dem Dresdner Baurat die Ausführung. Zum 1. Juli 1877 sollte den Krefeldern die Segnung einer Wasserleitung zuteil werden.

Brunnenbau am Kempener Pfad

Am Kempener Weg entstanden jetzt ein Hauptbrunnen von sieben Metern Durchmesser und sieben Nebenbrunnen zu je zweieinhalb Metern. Sie reichten zehn Meter tief in den Untergrund. In einem Maschinenhaus mit 43 Meter hohem Schornstein arbeiteten zwei Dampfmaschinen zu je 70 PS. „Im März 1877“, so erinnerte sich Arthur Winkler, „war ich Augenzeuge, wie die gewaltigen Kessel zu dem gerade erbauten Wasserwerk mit je einem Vorspann von zwei Dutzend schweren Gäulen über den Kempener Feldweg geschleppt wurden, was nur langsam auf dem immer unter der Schwere nachgebenden Boden vor sich ging.“ Ein Wohnhaus nahm den Ma-



schienenmeister, den Heizer und einen Arbeitsmann auf.

Der Wasserspiegel im Turm an der heutigen Gutenbergstraße lag 35 Meter hoch; er reichte aus, die Leitungen auch in den höchsten damaligen Stockwerken zu bedienen. Um einem Gewicht von 1,7 Millionen Kilogramm zu begegnen, wurde die untere Mauerstärke auf zwei Meter bemessen. Maschinenhaus, Wasserturm und Wasserwerksbüro im Rathaus waren durch eine Telegraphenleitung verbunden, so daß jederzeit ein Depeschenwechsel stattfinden konnte. Das Rohrnetz in den Straßen umfaßte die ganze bebaute Stadt.

Die Baukosten für das gesamte Werk beliefen sich auf 1,5 Millionen Mark. Der Wasserzins rechnete mit Jahrespauschalen; 2 Mark von jedem bewohnbaren Raum, 2 Mark von jeder Küche und Waschküche, von jedem Badezimmer 4 Mark, für ein Pissoir 6 Mark pro Stand, für ein Watercloset 6 Mark, für jedes auf dem Grundstücke befindliche Pferd oder Rindvieh 4 Mark, für

jeden auf Federn ruhenden Wagen 4 Mark, für jeden Quadratmeter unbebauter Fläche 3 Pfennig, für Springbrunnen 18 Mark. Die Wasserleitung kam in der zweiten Hälfte des Monats September 1877 in Betrieb.

Ging den Krefeldern ob des zivilisatorischen Fortschritts das Herz auf? Nichts von dem! Am 1. April 1878 registrierte das Rathaus: „Nach einer halbjährigen Betriebszeit belief sich die Zahl der Consumenten auf 670, einschließlich 20 öffentlicher Gebäude und 8 Färbereien. Obgleich dieses Resultat kein sehr günstiges ist, so ist es doch kein unerwartetes; die Erfahrung lehrt bei anderen Wasserwerken, bei welchen kein obligatorischer Anschluß sämtlicher Wohngebäude stattfindet, daß die ersten Betriebsjahre ausnahmslos ohne Überschuß abschließen, daß gewisse Vorurteile, Unbekanntschaft mit den Vorzügen und endlich die Scheu vor der allerdings meist nicht unbeträchtlichen Ausgabe sich erst allmählich überwinden lassen, und daß erst mit der Zeit die großen Vorteile einer Wasserleitung, namentlich in Bezug auf den Gesundheitszustand der

Bevölkerung, sowie ihre Annehmlichkeiten zur vollen Geltung und Würdigung gelangen.“

Drei Jahre später

Im Jahre 1881 hatte das Krefelder Werk die Ehre, in den „Annalen für Gewerbe und Bauwesen“ ausführlich vorgestellt zu werden. Verfasser des Berichts war der Erbauer der Wasserleitung. Die Krefelder hatten drei Jahre Zeit gehabt, sich auf die Segnungen gesunden Wassers zu besinnen.

„Der Reservoirthurm ist aus Ziegelmauerwerk als Rohbau hergestellt, hat kreisförmigen Querschnitt und im Hauptkörper einen Durchmesser von 20 m erhalten. Im höchsten Theile dieses Thurmes hat das schmiedeeiserne, 6,2 m hohe und 18,478 m im Durchmesser haltende Reservoir auf schmiedeeisernen Trägern seine Aufstellung gefunden und ist dasselbe im Stande, 1600 cbm Wasser in sich aufzunehmen.

Wasserwerk II mit dem 1968 gesprengten Schornstein.



Das Zuleitungsrohr nach dem Thurme hat einen Durchmesser von 400 mm, die Leitung nach der Stadt einen Durchmesser von 500 mm erhalten. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß der Konsum in der Stadt erfahrungsgemäß zeitweise ein bedeutend größerer ist, als das konstant bleibende Förderquantum der Pumpen.

Das Stadtröhrennetz besteht in seinen Hauptadern aus einem Rechteck, dessen vier Seiten die Straßen Nordstraße, Ostwall, Südwall und Westwall bilden. Dieses Rechteck wird kreuzweise von zwei Hauptsträngen durchschnitten und zwar in der Richtung St.-Töniser Straße-Rheinstraße und in der Richtung Sternstraße-Friedrichstraße-Hochstraße-Neußer Straße. An diese Hauptleitungen schließen sich die Leitungen geringerer Durchmesser an, und zwar so, daß jede Straßenleitung das Wasser von zwei Seiten her erhalten kann und daher eine Strömung nach einer Richtung vermieden ist. In Entfernung von 80 m sind auf den Rohrleitungen Feuerhähne aufgesetzt, welche die Entnahme von Wasser zu Feuerlöschzwecken und zum Besprengen der Straßen gestatten. Dieselben dienen zugleich als Luftauslaßventile beim Anfüllen und Entleeren der Leitungen. Das Gesamtstadtröhrennetz umfaßt am Schlusse des Jahres 1879 Summa 50 462,15 lfd. m.

Nach 18-monatlicher Bauzeit konnte in der zweiten Hälfte des September 1877 das Werk in Betrieb gesetzt werden, während die definitive Abnahme des Werkes wegen einer nachträglich bestimmten Änderung an den Pumpen erst im August des Jahres 1878 stattfinden konnte.

In den am Ende des Jahres 1879 an das Stadtröhrennetz angeschlossenen 2050 Grundstücken sind in Betrieb: 234 Badezimmer, 106 Pissoirs excl. 2 öffentliche Pissoirs, 350 Klosets, 57 Springbrunnen; ferner 19 Feuerlöschleitungen mit 63 Feuerhähnen. Zu industriellen Zwecken wird das Wasser benutzt von 160 Schankwirthen, 30 Bierbrauereien, 12 Weinhandlungen, 15 Färbereien, 3 Schönfärbereien, 2 Seltenerwasser-Fabriken, 1 Gerberei und 37 Appreturen und Färbereien zu Dampfkesselspeisungen."

Erneute Wassersuche

Wiederum drei Jahre später machten die Fachleute bedenkliche Gesichter. Die Brunnen am Kempener Feld waren dem künftigen Bedarf der Stadt nach bestem Wissen angepaßt worden. Gleichviel! Die Förderung konnte nur mühsam mit dem rapide steigenden Verbrauch Schritt halten. Die Stadt hatte 65 000 Einwohner gehabt, als das Werk den Betrieb aufnahm. Auf 80 000 war man gefaßt gewesen. Jetzt, im Jahre 1884, lebten in Krefeld schon fast 90 000 Menschen. Und da das Kempener

Feld ein für die Textilindustrie sehr brauchbares Wasser lieferte und die Stadt auf möglichst Nutzen bedacht sein mußte, wurde Wasser, entgegen der ursprünglichen Absicht, auch an die Industrie abgegeben.

Am 20. Mai 1884 bewilligten die Stadtverordneten zur Ausforschung einer ergiebigeren Quelle für ein zweites Wasserwerk einen Kredit von 2 000 Mark. Anschließend unternahm man Bohrversuche in der Richtung vom alten Wasserwerk aus nach Süden, an der Stadtgrenze entlang bis Beringhof, von da in Richtung nach Fischeln, Willich, Schiefbahn und St. Tönis. Die Ergebnisse faßte Baurat Salbach, der Erbauer des ersten Wasserwerks, in einem Gutachten zusammen. Es kam zu dem Schluß, das Terrain südlich der Gladbacher Straße, in der Nähe der Hückelsmay, weise einen so großen Reichtum an gutem Wasser auf, daß es sich für den Bau eines zweiten Wasserwerks bestens eigne.

Der Stadtrat stellte daraufhin zwar Geldmittel für weitere Versuchsarbeiten an der Hückelsmay bereit, verlangte aber gleichzeitig Gewißheit, ob nicht eine Wassergewinnung am Rhein auf Dauer die sinnvollere Lösung sei. Salbach gab zu bedenken, in der Nähe des Stroms könnten wohl große Quantitäten an Wasser gewonnen werden, die Qualität desselben müsse aber dem Wasser von der Hückelsmay mit Sicherheit nachstehen. Doch die Stadtväter wollten es wissen. Von Uerdingen aufwärts bis über Gellep hinaus wurde gebohrt und geologisch geforscht. Das Ergebnis bestätigte nur Salbachs Voraussage. Daß man den Gedanken fallen ließ, war nicht zuletzt der Scheu vor den auf 400 000 Mark geschätzten Baukosten für eine sieben Kilometer lange Druckleitung zuzuschreiben.

Wasserwerk I im Jahre 1952.



Wasserwerk Hückelsmay

An der Versuchsstelle Hückelsmay brachte man nun mehrere 20 m tiefe Brunnen nieder. Im Hinblick auf das sich abzeichnende Dilemma im Kempener Feld empfahlen die Sachverständigen, das aus den neuen Bohrungen fließende Wasser nicht nutzlos ablaufen, sondern durch einen Rohrstrang dem alten Werk zuführen zu lassen. Dadurch stütze man dessen Leistung und gewinne mehr Zeit, die Ergiebigkeit des Geländes zu prüfen. Die 5 390 m lange Rohrleitung wurde im August 1886 fertig; eine Locomobile pumpte das Wasser zum Kempener Feld.

Nun konnte man die Beobachtung der gepumpten Wassermengen und der Veränderungen des Grundwasserspiegels mit der gebotenen Ruhe fortsetzen. 1889 bestätigten die Gutachter dann einstimmig, daß sich auf dem Versuchsfelde an der Hückelsmay ein Wasserwerk bauen lasse, welches für die Stadt Krefeld auf längere Zeit ausreichend gutes Wasser zu liefern im Stande sei. Die Stadtratsprotokolle registrierten unter dem 24. Juli 1890: „Bau eines Hülfswasserwerks. Der Antrag der Baudeputation, nunmehr nach dem vorgelegten Projecte und Kostenanschlage des Bauraths Salbach mit dem Bau eines Hülfswasserwerks ungesäumt vorzugehen, welcher in der vorigen Sitzung vertagt worden, wurde der Versammlung zur Beschlußfassung wieder unterbreitet. Das Collegium beschloß einstimmig den Bau nach dem vorgelegten Projecte.“

Der im August 1891 begonnene Bau des Werks war bis April 1893 so weit fertiggestellt, daß die Maschinen in Betrieb gesetzt und das gehobene Wasser in das Reservoir des Wasserturms gefördert werden konnte.

Eine Bilderwand aus Uerdingen

von Franz Nießen

Die Liturgie- und Kunstgeschichte kennt Bilderwände aus den Orthodoxen Kirchen als Ikonostase. Eine Wand aus Bildern, die sich zwischen die Gläubigen im Kirchenschiff und die Priester im Chorraum schiebt.

Ursprünglich war sie eine Säulenschranke, die sich dann im 14. Jahrhundert zur geschlossenen Bilderwand weiterentwickelte. Drei Türen verbanden Laien- und Chorraum miteinander, die mittlere - die sogenannte Königstür - war dem Priester vorbehalten.

Die Anordnung der Bilder war nach streng überlieferten Regeln festgelegt. Immer bildete das Christusbild die Mitte. An Bedeutung am nächsten stand ihm das Bild der Gottesmutter, dann folgten Johannes der Täufer, die Apostel. Die Bilder sollten das Geschehen hinter dem Altar den Gläubigen im Kirchenraum bildhaft vermitteln.

Ein bestimmtes theologisches Denken war hier am Werk. Die eigentliche göttliche Wirklichkeit ist nur im „Bild und Gleichnis“ faßbar. Im Bildersturm artikulierte sich eine Gegenbewegung, die ohne Bild und Gleichnis sehen wollte. Unersetzliche Werte sind ihm zum Opfer gefallen.

Wenn hier von einer Uerdinger Bilderwand gesprochen wird, ist nicht ein ostkirchlicher Zusammenhang zu suchen. Dort vorgefundene Gedankengänge werden angewandt auf eine Gewandgruppe, die sich im Besitz der Pfarrkirche St. Peter befindet. Seit 175 Jahren ist sie in Uerdingen. Ihre Entstehungsgeschichte ist mit dem Zisterzienserkloster Kamp am Niederrhein eng verbunden.

1802 wurde das Kloster Kamp durch Napoleon aufgehoben. Bernhard Wiegels, der letzte Abt des Klosters, der 1785 gewählt wurde, ging zurück in seine Heimatstadt Uerdingen. Es gelang ihm, einige Kostbarkeiten aus dem Kloster mitzunehmen, die er seiner Heimatkirche schenkte. Das Wertvollste darunter ist eine rote Kapelle, d. h. eine Gewandgarnitur für einen festlichen Gottesdienst für zwei Geistliche, einen Diakon und einen Subdiakon.

Einer seiner Vorgänger, Abt Karl Reiner, hatte sie in den Jahren 1617 bis 1624 arbeiten lassen. Das fertige Stück hat er selbst nicht mehr gesehen, denn er starb 1622. Zur Fertigstellungszeit war die wirtschaftliche Situation des Klosters eine höchst bedenkliche. Die Mönche waren auf mehrere Häuser verteilt, weil das Heimatkloster sie nicht alle ernähren konnte. Große Verluste an

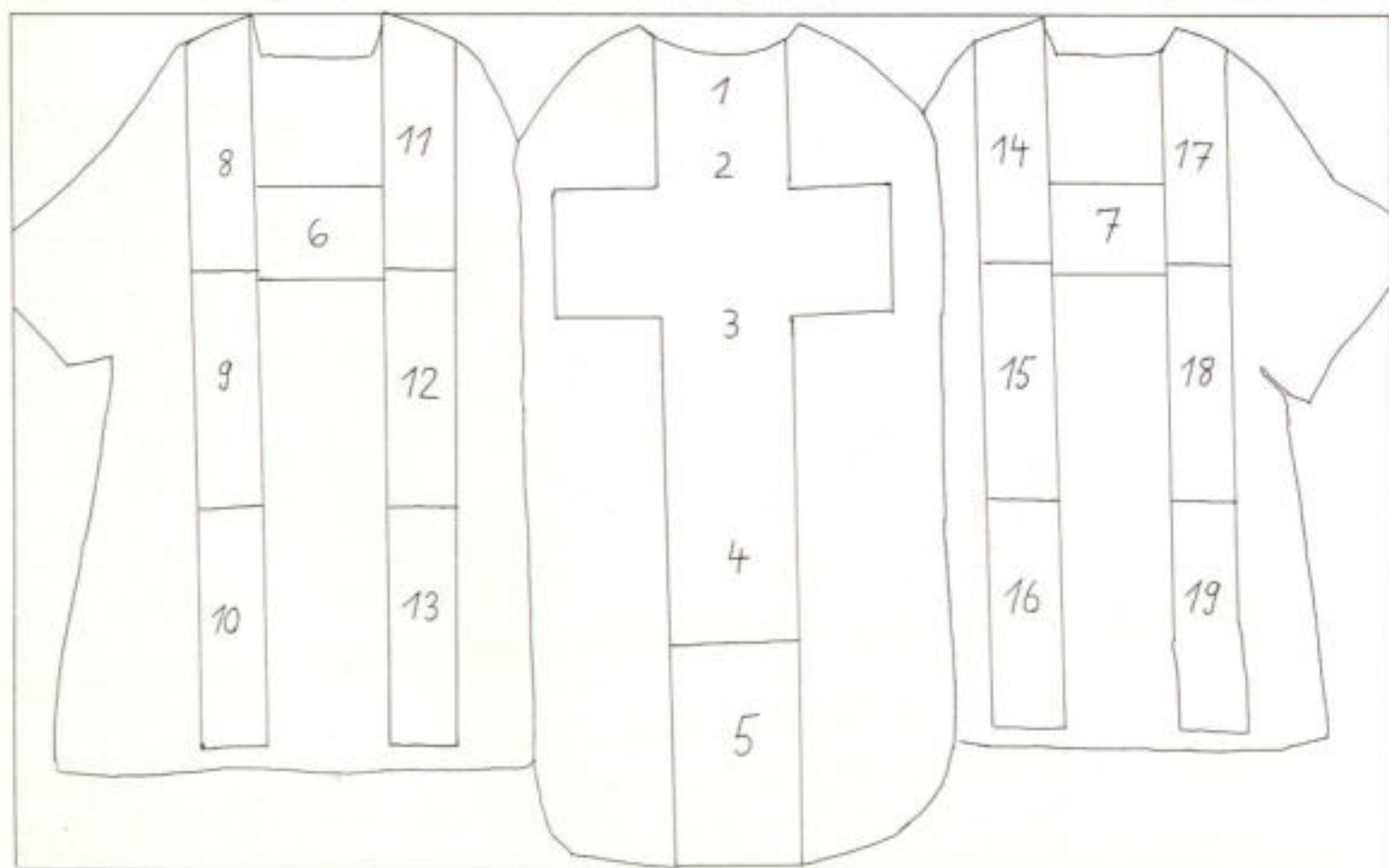
Gütern mußte das Kloster hinnehmen. Der Nachwuchs war so gut wie abgeschnitten. Seit 1608 war kein Novize mehr eingetreten.

In dieser Zeit des Niedergangs gab Abt Reiner (1612-1622) den Auftrag. Können wir einen solchen Auftrag als Zeichen geistlicher Kraft werten? Einer Kraft, aus der immer ein neuer Beginn kommt. Unter dem Nachfolger Abt Laurentius von Bever (1622-1636) beginnt ein neuer Aufstieg, trotz der Kriegswirren allenthalben in deutschen Landen.

Und nun zu den Gewändern!

Es handelt sich um eine Gewandgruppe, bestehend aus einem Meßgewand, einem Chormantel und zwei Levitengewändern (der Tunizella und der Dalmatik). Sie waren für festliche Gottesdienste bestimmt, wie ihre ganze Anlage zeigt. Schon das Gewicht des Materials ist nicht unerheblich, es bedarf einer guten Kondition, um damit einen Gottesdienst von 1½ bis 2 Stunden durchzustehen.

Auf goldgrundig gestickten Stäben, die auf rotem Samt aufgesetzt sind, finden sich drei Geschehnisse der Heilsgeschichte,





linke Seite:

- 1) Gott Vater
- 2) Heiliger Geist
- 3) Christus a. Kreuz
- 4) Abt Karl Reiner
- 5) Schmerzhaftige Mutter
- 6) Verkündigung
- 7) Geburt Christi
- 8) Judas Thaddäus
- 9) Johannes Evl.
- 10) Jakobus d. Ält.
- 11) Johannes d. Täufer
- 12) Andreas
- 13) Bartolomäus o. Matthäus
- 14) Petrus
- 15) Thomas
- 16) Simon
- 17) Paulus
- 18) Philippus
- 19) Jakobus

Mariä Verkündigung, auf der Dalmatik I der roten Kapelle (Messgewänder), Pfarrkirche St. Peter Uerdingen 1625

Christi Geburt, auf der Dalmatik II der roten Kapelle (Messgewänder), Pfarrkirche St. Peter Uerdingen 1625



vier der Ordensgeschichte und 30 portraithafte Darstellungen von Heiligen, die jeweils in herrlicher Renaissance-Architektur eingefaßt sind. Was die Bewegung anbelangt, ist die vom Bild Gottes ausgehende Linie, die zum senkrechten Kreuzbalken auf dem Meßgewand führt, am stärksten betont. Von ihr getragen ist die Waagerechte mit den Darstellungen der Verkündigung und der Geburt auf den Levitengewändern.

Die großartige Arbeit zeigt sich erst bei näherem Zusehen und doch ist die Kombination auf Fernwirkung angelegt.

Die geistliche Konzeption der Gewänder erschließt sich erst dann, wenn man sie in der Gesamtheit anschaut. Vom Kirchenraum aus gesehen (die Priester standen mit dem Gesicht zum Altar und mit dem Rücken zum Volk) stand in der Mitte der Priester, links der Subdiakon mit der Tunizella und rechts der Diakon mit der Dalmatik. Der zweite Priester stand außerhalb dieser Dreiergruppe. Aus dem Blickpunkt des Volkes ergab sich so eine Bilderwand, an der ein Stück Heilsgeschichte ablesbar war.

Da ist zunächst eine betont waagerechte Linie, die vom Querbalken des Kreuzes ausgeht und sich fortsetzt in der Tunizella und Dalmatik. Diese Waagerechte wird getragen von fünf senkrechten Stäben, dem mittleren Kreuzesstab und den beiden senkrechten auf dem Subdiakons- und auf dem Diakongewand. Das Spannungsfeld der Waagerechten und Senkrechten ist der Mittelpunkt des Kreuzes, aus dem sich dann die Senkrechte nach oben fortsetzt.

Diesen Kompositionen der Linien entsprechen auch die geistlichen Linien. Von der Spitze des Kreuzes mit dem Bild des Vaters, geht der geistliche Fluß zum Sohn am Kreuz „Dieser ist mein geliebter Sohn“, der zwischen Himmel und Erde ausgestreckt ist. Dies Ausstrecken ist ein Einwurzeln in die Erde, in die Waagerechte. Das vollzieht sich in der Verkündigung auf der Tunizella und wird fortgesetzt in der Geburt auf der Dalmatik und in der Mitte vollendet. Die Mitte ist das Kreuz, in dem Himmel und Erde verbunden werden. Stellvertretend für alle, die auf den Tod des Herren getauft sind, stehen auf den Stäben der Tunizella und der Dalmatik die Gestalten bedeutender Heiliger. Sie haben sich in das Spannungsfeld zwischen Himmel und Erde gestellt, gehalten und getragen von der Verkündigung und Geburt. Sie haben die Aufgabe gelöst, Verkündigung und Fleischwerdung des Gottessohnes auf Erden fortzusetzen im ständigen Ringen um das Einbinden der irdischen Waagerechten und der himmlischen Senkrechten.

Da sind die Apostel Petrus und Paulus, Andreas, Jakobus, Johannes, Thomas,

Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Simon und Thaddäus. Wir finden sie mit Johannes dem Täufer, der an Stelle eines der Apostel dargestellt ist, auf der den Gläubigen zugewandten Seite der Gewandstücke des Diakons und Subdiakons. Auf der anderen Seite finden wir die Kirchenväter: Augustinus, Hieronymus, Ambrosius, ferner Benedikt und den Heiligen des Zisterzienser-Ordens Bernhard von Clairvaux und Volksheilige wie Katharina, Barbara, Agnes und die heiligen Diakone Stephanus und Vincentius.

Die Gewandgruppe ist aber auch eine Darstellung der gelebten Theologie des Ordens, der eine unvorstellbare kolonialisierende Kraft in der Geschichte entfaltet hat. Wie kaum ein anderer Orden war er an die Erde gebunden, die in mütterlicher Bereitschaft sich dem Wirken des Menschen öffnet. Das Kamper Wappen zeigt einen Pflug, der die Erde aufreißt (so eine mögliche Deutung). Der Mensch aber muß sich wie die mütterliche Erde dem Wirken und Handeln Gottes überlassen. Ein geistlicher Vorgang, der in der großen Mutter-Gottes-Verehrung des Ordens deutlich wird. Der Chormantel, das vierte Gewandstück, zeigt dies deutlich an. Die große Kappa zeigt ihr Bild mit dem Kind auf dem Arm. Auf den Borden sind Heilige dargestellt, die sich durch ihre Verehrung der Gottesmutter ausgezeichnet haben.

Es ist die Tragik der Geschichte, daß sie oftmals schwankt zwischen der nur waagerechten irdischen Einbindung des Christentums - damit wird es zur rein soziologisch-psychologischen Gegebenheit - oder aber der nur senkrechten Betonung, dann ergibt sich daraus Weltflucht und Weltverneinung. Diese Gefahr ist in der Spannung des Kreuzes gebannt. Hier steht nicht das entweder „horizontal-irdisch“ oder „vertikal-himmlisch“, sondern das verbindende „Und“. Das ist die Botschaft der Uerdinger Bilderwand. Sie wurde verkündet in einer Zeit, in der der Erde durch den 30-jährigen Krieg schwere Wunden geschlagen wurden. In einer solchen Zeit ist die Gefahr immer groß, weltflüchtig zu werden oder aber die Faust gegen Gott zu erheben.

Bedingt durch die Reform der Liturgie der katholischen Kirche kann die Gewandgruppe heute ihre Aussagekraft kaum noch entfalten. Sie lebt vom meditierenden Anschauen. Das ist heute durch die Stellung des Priesters nicht mehr möglich. Die Gewänder sind zu einer fast toten Aussageform der Vergangenheit geworden. Sie werden sorgsam gehütet, den Besuchern gezeigt, an hohen Festen symbolisch getragen. Aber eine Möglichkeit bieten sie uns: Im außerliturgischen Raum wirksam zu werden in Vorträgen, Bildmeditationen und Wortgottesdiensten. Der Verfasser stellt dazu gern Material zur Verfügung.

Vierzig Jahre „Sammlergilde Heinrich von Stephan“ e. V. Krefeld

von Helmut Rommerskirchen

Die Sammlergilde Heinrich von Stephan, Krefeld, die in diesem Jahr ihr vierzigjähriges Jubiläum feiert, ist einer der führenden deutschen Philatelistenvereine, deren Mitglieder im letzten Jahrzehnt auf nationalen und internationalen Ausstellungen hohe und höchste Auszeichnungen erwerben konnten. Auf dem Gebiet der philatelistischen Forschung wird nicht nur die Postgeschichte der Stadt Krefeld erforscht, sondern es sind auch noch vier aktive Gildemitglieder Leiter von Bundesforschungsgemeinschaften, durch die Postgeschichte und Philatelie mannigfaltiger Länder erforscht wird. Außerdem sind fünf Mitglieder der Gilde Bundesprüfer, d. h. sie sind anerkannte Experten auf bestimmten Teilgebieten der Philatelie. Etwa siebzig Mitglieder haben ausstellungsreife Sammlungen aufgebaut, die alle nach einem einheitlichen Stil gestaltet sind.

Da dieser Philatelistenverein im Jahre 1978 vierzig Jahre besteht, soll nachstehend ein kurzer Abriss seiner Geschichte gebracht werden!

Auf Grund einer Zeitungsanzeige trafen sich im Frühjahr des Jahres 1938 interessierte Sammler zu einer Besprechung mit dem Ziel, einen Briefmarkensammlerverein zu gründen. Dies war erforderlich, da der im Jahre 1898 gegründete Krefelder „Philatelistenverein“ sich im Jahre 1932 wegen des erheblichen Mitgliederschwunds, bedingt durch die damalige Weltwirtschaftskrise, aufgelöst hatte. Junge Philatelisten versuchten daher im Jahre 1938 zusammen mit einigen Mitgliedern des aufgelösten Vereins einen Neubeginn, der in den Formen der damaligen Zeit als KdF-Sammlergruppe begann. Die Leitung dieser Sammlergruppe hatte zunächst ein Herr Jansen übernommen, der aber bereits nach kurzer Zeit wegen einer schweren Erkrankung sein Amt niederlegen mußte. Den Vorsitz übernahm damals Herr Max Hofmann, durch dessen Fleiß der Verein zu beachtlicher Größe heranwuchs und sich bereits im Jahre 1940 mit einer ersten Werbeschau an die Öffentlichkeit wagte. Wegen der guten Resonanz wurde dann im

Jahre 1942 eine weitere Ausstellung veranstaltet, bei der erstmalig ein Sonderstempel mit dem „Seidenweber“ eingesetzt wurde. Bei Kriegsende trat zeitbedingt im Vereinsleben ein völliger Stillstand ein, bis Herr Hofmann im Jahre 1948 von der britischen Militärregierung die Erlaubnis erhielt, als „leader of the philatelic club“ tätig zu werden. Im gleichen Jahr fand dann



in Krefeld die erste Bezirkstagung der Philatelisten im Regierungsbezirk Düsseldorf statt, bei der die Gründung des Verbandes der Philatelisten in Nordrhein-Westfalen für das Jahr 1949 beschlossen wurde. Die Währungsreform ging an dem Verein nicht spurlos vorüber, denn die aus rein spekulativen Gründen zum Verein gekommenen Mitglieder blieben weg, so daß nur die wirklichen Philatelisten übrig blieben. Aus juristischen Gründen wurde der Vereinsname in „Sammlergilde Heinrich von Stephan“ geändert, unter gleichzeitiger Eintragung ins Vereinsregister. Von 1949 bis 1951 war Herr Assessor Viedebant Vorsitzender. Nach dessen Wegzug aus Krefeld übernahm wieder Herr Max Hofmann dieses Amt, das er bis zu seinem plötzlichen Tod im Jahre 1965 inne hatte. Unter seiner Leitung wurde im Jahre 1951 der Verbandstag der Philatelisten in Nordrhein-Westfalen durchgeführt und erstmalig eine große Briefmarkenausstellung veranstal-

tet. Eine weitere, weit größere Ausstellung, wurde im Jahre 1956 im Kaiser-Wilhelm-Museum durchgeführt. Nach dem Tode von Herrn Hofmann übernahm der langjährige Geschäftsführer der Gilde, Herr Carl Julius Caesar, bis zum Jahre 1971 den Vorsitz. Unter seiner Ägide fand im Jahre 1968 eine große Briefmarkenausstellung in der Königsburg statt, die viele Besucher anzog. Außerdem wurde der jährlich im November stattfindende Niederrheintauschtag eingeführt, der viele Sammler aus dem Rhein-Ruhr-Gebiet und dem benachbarten Holland nach Krefeld zieht. Im Jahre 1971 übernahm Herr Dr. Helmut Rommerskirchen den Vorsitz des Vereins, den er in der bewährten Weise wie seine Vorgänger leitet. Zusätzlich werden jetzt noch in jedem Jahr Werbeschauen mit wechselndem Thema durchgeführt, durch die der hohe Freizeitwert der Philatelie der Öffentlichkeit bekannt gemacht wird. Außerdem wurden Kontakte zu den Philatelistenvereinen der Partnerstädte Leicester und Dünkirchen aufgenommen, wobei sich der Kontakt mit dem Club philatelic dunkerquois besonders erfreulich entwickelte. Mehrfach hat bis heute die Sammlergilde in Dünkirchen Ausstellungen veranstaltet, wie umgekehrt der Club philatelic in Krefeld. Im Jahre 1973 erhielt die Sammlergilde vom Bund der deutschen Philatelisten den Auftrag, den 27. Bundestag und den 74. Deutschen Philatelistentag auszurichten. Gleichzeitig damit wurde eine große Briefmarkenausstellung unter dem Motto „Sinnvolle Freizeit durch Philatelie“ veranstaltet, bei der überwiegend Gildemitglieder ihre Sammlungen zeigten. Diese philatelistischen Festtage brachte Tausende von deutschen und ausländischen Philatelisten nach Krefeld, die durch die hervorragende Organisation der Veranstaltungen und durch die Qualität der ausgestellten Sammlungen beeindruckt waren. Im Jubiläumsjahr 1978 sind wiederum mehrere große Veranstaltungen vorgesehen, die der breiteren Öffentlichkeit das Wirken der Sammlergilde vor Augen führen sollen und für die auch wie in den früheren Jahren Sonderstempel vorgesehen sind.



ARZOBISPADO DE AREQUIPA, den 26. Juli 1978
PERU

Liebe Freunde in der deutschen Heimat!

Dank der uneigennützigsten Hilfe der action medeor ist es uns nun möglich, verstärkt auch den Kranken und vor allem den Kleinkindern wirkungsvoll zu helfen.

Auf Grund der Unterernährung, des Vitaminmangels und der grassierenden Kinderkrankheiten, stirbt ein Grossteil von Ihnen bereits in den ersten Lebensjahren. Allein in einem Armenviertel von Arequipa, Independencia, haben 795 Familien (noch) 1423 Kleinkinder unter 3 Jahren. Von seinen Bewohnern zählen 60% weniger als 18 Jahre.

Die Regierung unternimmt zwar grosse Anstrengungen, doch noch immer liegt die gesundheitliche Fürsorge sehr im Argen. So ist unsere Seelsorge zuerst eben einmal auch Leibsorge und dadurch wird unsere Kirche glaubwürdiger bei diesen armen und notleidenden Brüdern.

Im Namen aller dieser Unbekannten ein aufrichtiges Vergeltsgott an Medeor und an alle jene, die diese so segensreiche Aktion unterstützen.



für die Erzdiözese Arequipa

Lorenz Unfried
Bischof Lorenz Unfried,
Caritas-Beauftragter für
Süd - Peru

kinder in aller welt brauchen hilfe



**action medeor hilft mit
medikamenten**

action medeor · D-4154 Toenisvorst 2 · St.-Toeniser-Straße 21

So fischte man am Rhein

Die rheinische Fischerei und ihre Entwicklung Teil 2

von Werner Böcking

Die Zugnetzfisherei

In den vergangenen Jahrhunderten lebten viele rheinische Dörfer zum großen Teil vom Fischfang. Etliche Orte können ihre Tradition 600 Jahre urkundlich zurückverfolgen. In dieser Zeit wurden für den Fang der einzelnen Fischarten spezielle Fangmethoden entwickelt und erprobt. Nach ihrer Bewährung blieben sie als ein fester Bestandteil rheinischer Fischereitradition erhalten und wurden weitervererbt. Diese Fangmethoden sind heute kaum noch bekannt. Mit dem Ableben der letzten Altfisher droht das Wissen um diese Methoden zu schwinden.

Die Zugnetzfisherei war überwiegend eine Sache des Niederrheins. Sie wurde nur auf den breiten und weitausladenden

Kies- und Sandbänken betrieben. Und dies an den inneren Seiten der Stromkrümmungen. Das hochdeutsche Wort Zegen wurde von den Fischern „et Sägen“ ausgesprochen. Es hat seinen Ursprung im lateinischen sagena = Fischergarn, Netz. In Verbindung mit den im Strom gefundenen aus Ton gebrannten Netzenkern ein sichtbarer Beweis dafür, daß bereits die römischen Besatzer in Niedergermanien Fischzüge mit dem Netz betrieben. Aber auch die Angelrute haben sie hinreichend betätigt, wie Mosaikbilder uns zeigen.

Je sechs Fischer bildeten in neuerer Zeit eine Zegenmannschaft oder eine „Kompanie“. Mit einem langen Holznachen fuhr eine jede Kolonne das 150 bis 180 m lange Zegennetz aus. Drei Mann im Nachen, drei Mann am Wall, so wurde das Netz in wei-

tem Bogen ausgefahren. Der neue „Träck“ = Zug konnte beginnen. Im Nachen waren Steuer-, Mittel- und Stiefelmann. Am Wall hantierten „Bärenleiert“, Koch und Junge. Sie legten sich die Zuggurte, den Träckham, über die Schultern und hängten das Zugsell ein. Zudem sorgte ein dicker, etwa 1,50 m langer Weidenklotz dafür, daß die Netzbreite erhalten blieb und das Garn sich nicht auflichtete. Man nannte diesen Klotz den „Bär“.

Die Höhe zwischen Ober- und Unterleine betrug etwa 4,50 m. Die bleibeschwerte Unterleine, das Lotreep, strich über den kiesigen Grund, während an der Oberleine, dem Flottenreep, handgeschnitzte Pappelbastklötzchen befestigt wurden. Das waren die Schwimmer, die das Netz zu einer dunklen Wand im Wasser aufrichteten.

Angler greift gefangenen Fisch mit dem Scheerhamen. „Das Fischermosaik“, 2. Jhdt. n. Chr., Lepcis Magna, Tripolitanien



Römischer Zwillings-Angelhaken aus der Colonia Ulpia Traiana bei Xanten, 2. Jhdt. n. Chr., gefunden 1976



Nach 500 Metern wendete der Aak (Nachen, Kahn) abermals: die Männer ruderten gegen den Wall. Das im Nachen befestigte Netzende beschrieb einen Bogen, und es bildete sich mit der Strömung ein schlauchartiger Sack. Die durch den beschriebenen Halbkreis eingeschlossenen Fische waren gefangen, sofern es ihnen nicht gelang, über die Netzwand zu springen.

Nun landete der Nachen am Kieswall. In einer geschützten Bucht verlor sich der Wasserdruck, und das Netz beruhigte sich. Die drei Ufermänner waren indessen beim Nachen eingetroffen. Mit vereinten Kräften ging man daran, den „Träck“ zu bergen. Die ersten Weißfische wurden von geübten Armen ans Ufer geschleudert. Dann, mit zunehmendem Beutelende, begann man nach dem so begehrten Salm (Lachs) Ausschau zu halten. Dazu war der Stiefelmann ins Wasser gegangen. Er hielt zudem die Netzwand hoch, um ein Überspringen zu verhindern.

Der Netzbeutel wurde immer kürzer, bis man das Ende im Laufschrift den Wall emporzog. Die Fische wurden anschließend in Weidenkörbe sortiert, mit dem Pfünder (Pönder) gewogen und mit Eisstücken belegt. Der Erlös wurde geteilt. 1942 ging den „Zwölf Aposteln“ am Pärdenyck in Lüttingen der letzte Stör ins Netz. Er wog etwa drei Zentner.

Das Wurfnetz

Die Fischfangmethoden unserer Vorfahren waren vielfältigster Art. So kamen in früheren Jahren am Rhein zwei Arten von Wurfnetzen zur Anwendung. Einmal das Handwurfnetz (Wurfgarn oder Geil), sowie das Schleifgeil (Reutnetz oder Spreitgarn).

Die Wurfnetze waren kegelförmig mit Bleikugelbeschwerung. Eine besondere Verknüpfung schaffte einen nach innen offenen Beutelring, den „Fang“ oder „Schoß“. An der Kegelspitze war das „Kopfseil“ befestigt. Der Umfang der unteren Kegelöffnung betrug 10 bis 14 m, beim Schleifgeil 25 bis 30 m. Die Fischer wählten die Ausmaße verschieden. Die Handhabung geschah vom Nachen aus.

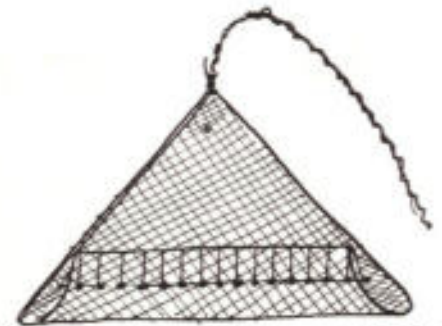
Das Kopfseil beim Handwurfnetz wurde mit seinem freien Ende an der Bootswand befestigt und mit der linken Hand gehalten. Im Mittelteil saß der Ruderer, der Fischer im Nachenbug. Der untere Netzrand lag mit der Hälfte der Netzkugeln auf der linken Schulter. Eine der Kugeln nahm er in den Mund und faßte den von der Schulter herabhängenden Netzrand mit der rechten Hand in der Mitte. Mit einem mächtigen Armschwung schleuderte er das Netz waagrecht über die Wasserfläche. Dabei glitten die Kugeln nacheinander von der

Schulter herab. Das Netz breitete sich fächerförmig aus und fiel mit seinem kreisförmigen Unterrand auf das Wasser. Es sank auf den Grund und überdeckte die Fische. War beim Wurf die Kreisform erreicht, glitt auch die letzte Kugel aus dem Mund.

Einen Moment blieb das Netz ruhig im Wasser liegen. Dann wurde das Kopfseil ruckartig angezogen. Dabei rutschten die Kugeln auf dem Flußboden nach der Mitte zusammen und dann durch die Netzschnüre ganz. Beim Netzausziehen blieben die Fische im Netzrandbeutel hängen. Derartige Würfe gelangen erst dann vollkommen, wenn alle Kugeln gleichzeitig auf dem Wasser auftrafen.

Das Schleifgeil

Die Handhabung des Schleifgeils war einfacher. Es wurde so auf dem Nachenende zurechtgelegt, daß die Hälfte der Randkugeln im Wasser hingen und teils auf dem Flußboden schleiften. Von den beiden gegenüberliegenden Kugeln des Netzdurchmessers lag die eine vorn, die andere hinten im Nachen. Je ein Fischer trat auf eine der Kugeln. Durch Rudern und Staken wurde der Nachen quer zum Strom gestellt, talwärts gerudert. Der versenkte Netzteil trieb langsam und schleifend nach. Während

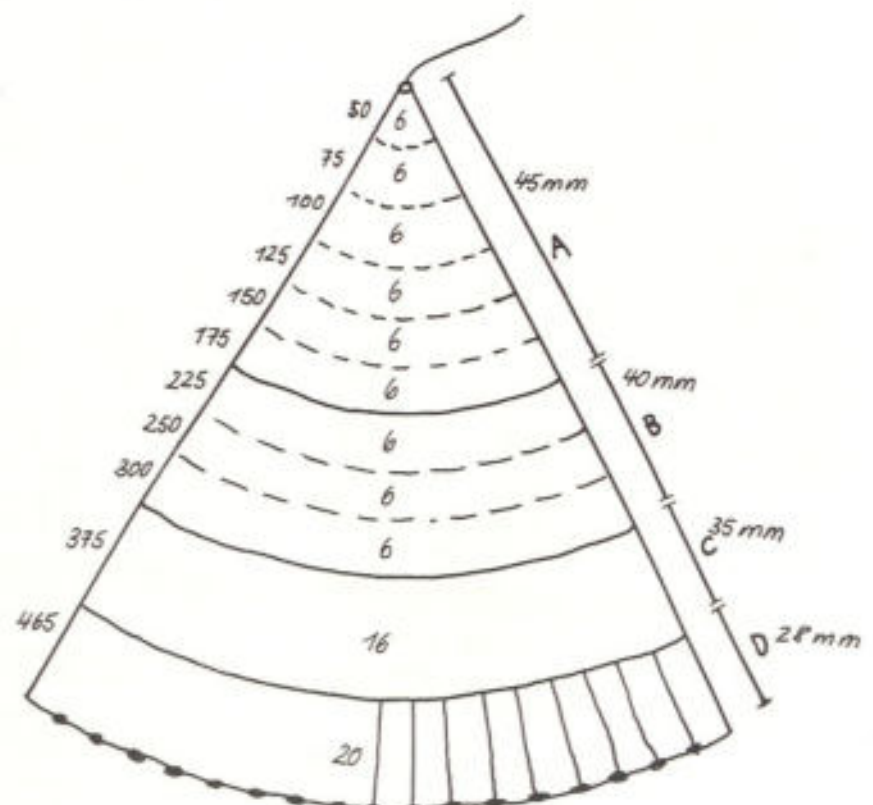


Schnitt durch ein Wurfnetz (nach F. Bürger)

dieser Abwärtsbewegung ließen beide Fischer die Kugeln der zweiten Netzhälfte eine nach der anderen langsam über Bord gleiten, bis die letzte Kugel versunken war und das Netz eine Kreisfläche auf dem Gewässerboden bedeckte. Dann wurde der Nachen „umgelegt“, also in eine Stromrichtung gebracht und zu Berg gerudert oder gestakt. Ein Fischer faßte das Netzkopfseil und holte das Netz in der gleichen Weise wie das Handwurfnetz ein.

Mit dem Schleifgeil wurden auch Bühnenfelder, tiefe Flußstrecken ohne merklichen Strom und Häfen ausgefischt. Beide Arten von Wurfnetzen waren sehr fänglich, sofern man sie gut zu handhaben verstand. Im Strom wurden damit hauptsächlich Barben und Bresen, in stillen Gewässern überwiegend Karpfen und Hechte gefangen.

Bau eines Schleifgarnes (nach A. von Brandt / F. Rutkowski)





Der Segennachen landet am Wall: Mittelmann, Steuermann, Stiefelmann, Pärdenyck bei Lüttingen, 1949



Die drei Fischer am Wall schleifen das 180 m lange Segennetz zu Tal bis an die „Holstelle“. Im Hintergrund der hölzerne Segennachen. Lüttingen, 1949



Fischer Jansen, Lüttingen, mit einem etwa 18pfündigen Salm, 30er Jahre



Die sechs Fischer oder eine „Kompanie“ besehen den Fischsegen. Fischerei Lisner bei Werrich, 1936



Das 180 m lange Segennetz bildet einen schlauchartigen Sack. Stiefelmann im Wasser, Bärenleiert sitzt auf dem „Bär“. Pärdenyck bei Lüttingen, 1949



Flottreep (links) und Lotreep (rechts) auf dem Kies. Rechts hält Stiefelmann die Netzwand hoch. Die ersten Weißfische werden in Körbe sortiert. Lüttingen, 1935



Tüttebell auf Alvenfang, Ruhrmündung, vor 1939



Stuckbell (Handsenknetz) mit Fischer Jakob Schmitz, Obermörtel, 1941

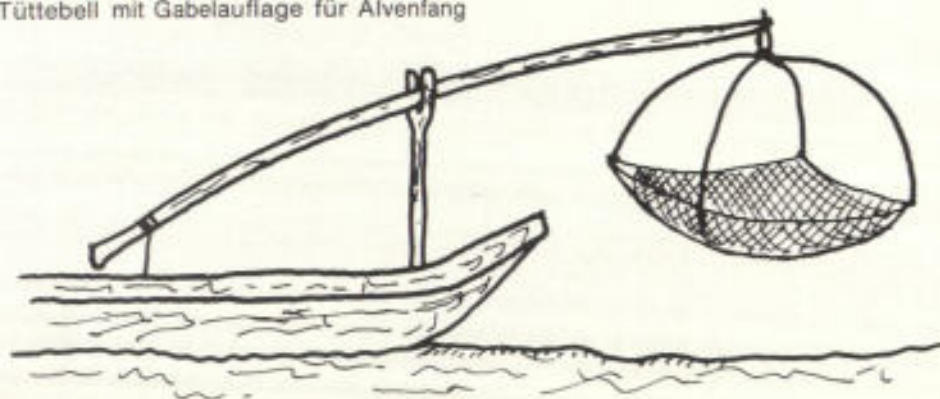
Die „Tüttebell“

Noch vor dem letzten Krieg waren an den Einmündungen kleinerer Flüsse in den Rhein, den Hafeneinmündungen, die großen Nachen mit den weitgespannten Beuteln ein vertrautes Bild, das zum Idyll des Stromes gehörte. Es waren die Alvennetz Fischer, oder, wie es im Volksmund vertrauter hieß: die „Tüttebell“-Flieger.

Diese spezielle Fangart für die vielen Kleinfische, die silbrigen Alven, auch Ukelei, Laube oder Fischunkraut genannt, war in Form der Tüttebell speziell im Regierungsbezirk Düsseldorf gebräuchlich. Die Maschenweite betrug durchweg 13 mm, und zum Anlocken der Alven, die in großen Massen auftraten, wurden die Netze vielfach mit geronnenem Kalbsblut eingeschmiert.

Lagen die Flieger an günstigen Plätzen verankert, genügte ein Fischer zur Bedienung. Damit waren die Fangaussichten jedoch begrenzt. Hatte man einen oder zwei kräftige Ruderer zur Hand, so konnte der Standort stets gewechselt werden, um die Fänge zu steigern. Der Fischer selbst war laufend mit dem Senken und Heben des

Tüttebell mit Gabelauflage für Alvenfang



Netzbeutels beschäftigt. Wurde das Senknetz mit Hebevorrichtung unter Benutzung eines Nachens verwendet, so lag die Hebestange über einem Gabelbaum. Dieser war im Vorderteil des Nachens aufgestellt. Am Hinterende der Hebestange wurde ein Seil angebracht, damit das Netz tief genug unter Wasser gesenkt werden konnte. Die Abmessungen der Senknetze mit Hebevorrichtung konnten in der Größe nach Belieben gewählt werden. In der Regel waren sie 2x2 m im Quadrat. Dagegen wurden Handsenknetze nur bis zu 1,30 x 1,30 m gewählt. Die Handsenknetze wurden auch stehend vom Ufer aus betrieben.

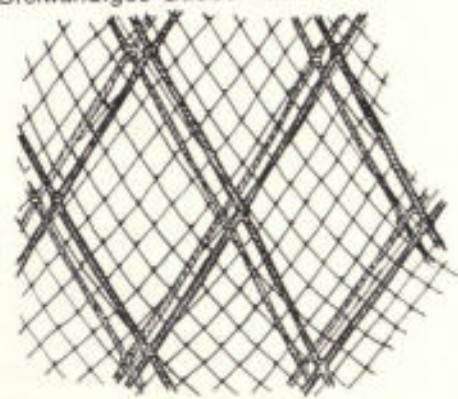
Die Alven hielten sich in großen Schwärmen dicht unter der Oberfläche im vollen Licht auf. Häfen, Flußmündungen und Abwasserröhren waren bevorzugte Orte. Hier ernährten sie sich von Küchen-, Kloakenabfällen und Insekten und wurden bis zu 25 cm lang. Es gab vor dem ersten Weltkrieg Tage, an denen in der Ruhrmündung bei Duisburg-Ruhrort 30 000 bis 40 000 Alven gefangen wurden. In den Abendstunden fuhr man ganze Alvenberge auf Pferdefuhrwerken in die bekannten Ruhrorter Räuchereien. Dort konnte man die „Kieler Sprotten des Niederrheins“ an Schnüren aufgereiht für wenige Pfennige erstehen.

Die „Belle“ oder „Wippbelle“

Eine andere Art dieses großen Hebenetzes war am Niederrhein die „Belle“ oder „Wippbelle“. Sie war ähnlich wie die Tüttebell gebaut und diente vornehmlich dem Brassenfischfang. Das Netz wurde so gestrickt und eingestellt, daß es einen sehr tiefen Beutel bildete. Im Gegensatz zum gewöhnlichen Alvennetz war es nicht auf Randleinen, sondern auf Randdrähten eingestellt. Die günstigsten Fangstellen mußten ermittelt werden. Anfütern der in Schulen umherstreifenden Bresen (Blei) war notwendig, um sie an den Ort zu fesseln.

Durch plötzliches Nachlassen der Zugleine ließ der Fischer das Netz auf Wasser klatschen. Das sinkende Garn bildete einen Beutel mit Öffnung nach unten. Die Bresen haben die Gewohnheit, mit starken Stößen stromaufwärts zu schwimmen, sobald sie unter das Netz geraten. Dabei reiben sie den Beutel mit, der nun mit den gefangenen Fischen beim Aufziehen des Netzes seitlich über einen der Randdrähte hinunterhängt. Auch diese einst vorherrschende Fangmethode gehört der Vergangenheit an.

Dreiwandiges Gaddernetz



Die Treibnetze

Als der Schiffsverkehr auf dem Rhein noch gering war, dominierten in den zurückliegenden Jahrhunderten auch die Treibnetze. Sie waren dreiwandig. Zwischen den Randleinen, Simmen genannt, lagerten drei Netze übereinander. Die beiden äußeren waren großmaschig, das innere dagegen kleinmaschig. Für den Fang auf Wintersalme betrug die Maschenweite der beiden äußeren 26 cm, die der inneren Netzwanne 10 cm. Man nannte dieses Gerät auch „Wintertreibgarn“. Wurde dagegen auf Sommerlachse gefischt, so blieb die Maschenweite der beiden äußeren Netzwanne 26 cm, während die innere auf 7 cm bis 8 cm verjüngt wurde. Dies war das „Sommergarn“.

Die benutzte Treibnetzlänge richtete sich jeweils nach der Strombreite. Ein Netz zwischen 200 und 300 m Länge war die Regel. Die Höhe zwischen der Oberleine (Flottenreep) und Unterleine (Lotreep) betrug 2 bis 3 m. Das innere, engmaschige Netz war etwa 20 m länger und auch etwas höher als die weitmaschigen Außennetze. Auch hier war es zwischen den Randleinen so eingestellt, daß es in Falten zwischen den äußeren Netzen hing. Die Flottenreep hatte Korkschwimmer, die Lotreep Bleibeschwering.

Das Treibnetz konnte nur über ebenem Flußboden, bei höheren Wasserständen und bei starker, aber gleichmäßiger Strömung benutzt werden. Zur Bedienung genügten zwei Leute in einem Nachen. Befischt wurde der freie Strom. Das eine Netzende war an einer hölzernen Schwimmtonne befestigt und wurde zuerst über Bord gebracht.

Der Nachen wurde möglichst senkrecht zur Strommitte gerudert. Kam er in die stär-

kere Strömung, ließ der zweite Fischer das gestapelte Netz, mit der Tonne vorweg, langsam über Bord gleiten. Das zweite Netzende blieb am Nachen vertaut. Das Netz selbst sackte auf den Grund und richtete sich zu einer Netzwanne auf und wurde talwärts getrieben. Dabei bildeten die Randleinen einen flachen Boden, da die beiden Enden Nachen und Tonne durch die Oberflächenströmung schneller trieben als die tieferliegende Netzmitte mit der Grundströmung.

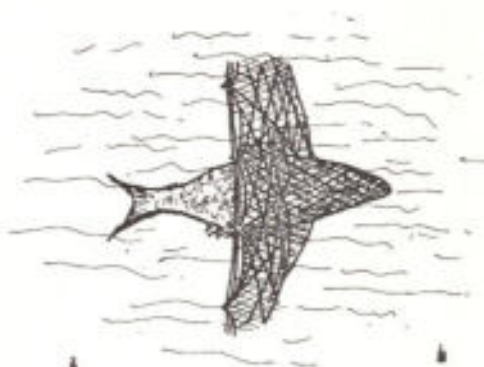
Der seitliche Hauptstromdruck in Strommitte drückte Tonne und Nachen weit auseinander. Somit spannte sich das Netz weitgehend über die Strombreite, eine Art V-förmiges Dreieck bildend. Betrug beispielsweise die Netzlänge 250 m, so befischte sie nur knapp 200 m Strombreite. Je nach dem Auseinanderstreben von Nachen und Tonne schleppte das Netz nicht immer über den Grund, sondern oft eineinhalb Meter darüber, befischte also die mittleren Wasserschichten.

Traf nun ein zu Berg ziehender Salm auf das talwärts treibende Netz, so stieß er mit dem Kopf durch die weite Masche des äußeren Netzes hindurch und drückte das feine, lockere Innengarn durch die gegenüberliegende große Masche des zweiten Außennetzes, wobei das Innengarn jetzt einen Beutel bildete, in dem der Fisch festsaß, sobald er sich beim Zappeln quer zur Stromrichtung stellte. Die beiden äußeren Netze mußten jedoch so eingestellt sein, daß ihre weiten Maschen sich genau deckten.

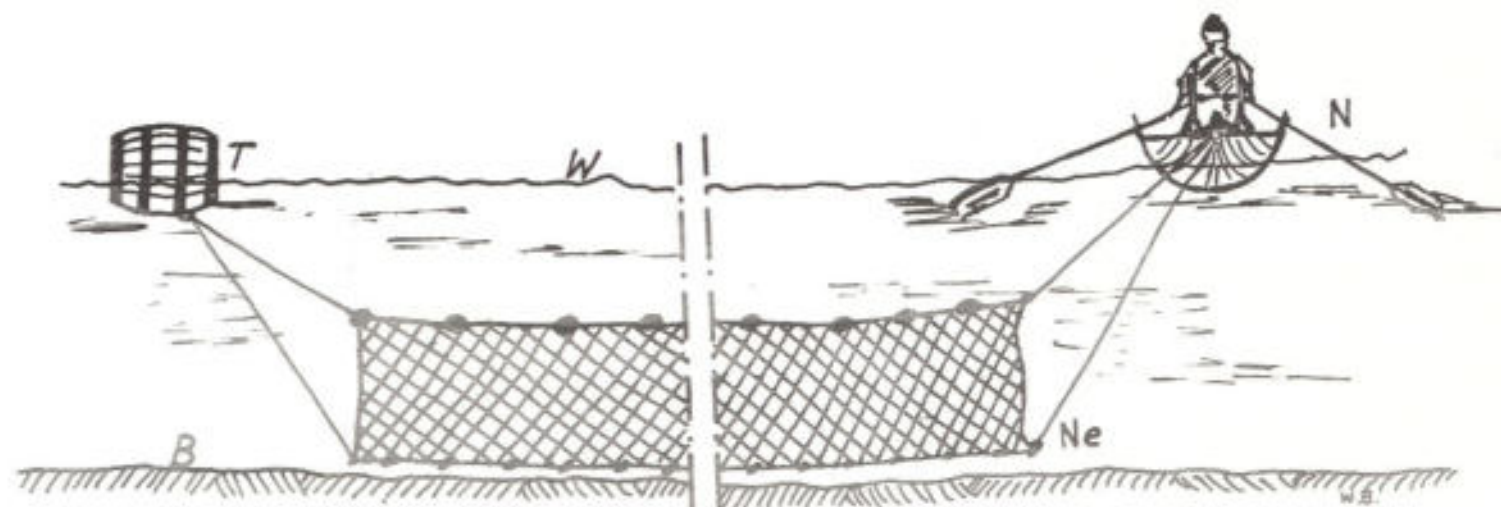
Je nach Flußstrecke trieb das Netz einen bis zwei Kilometer talwärts, während es in den Nachen eingeholt wurde, wobei dieser sich dem Ufer näherte. Das Netz wurde erneut geschichtet und der Nachen zu Berg getreidelt, wo sich der Fangvorgang erneut abwickelte: dies alles mehrmals am Tage.

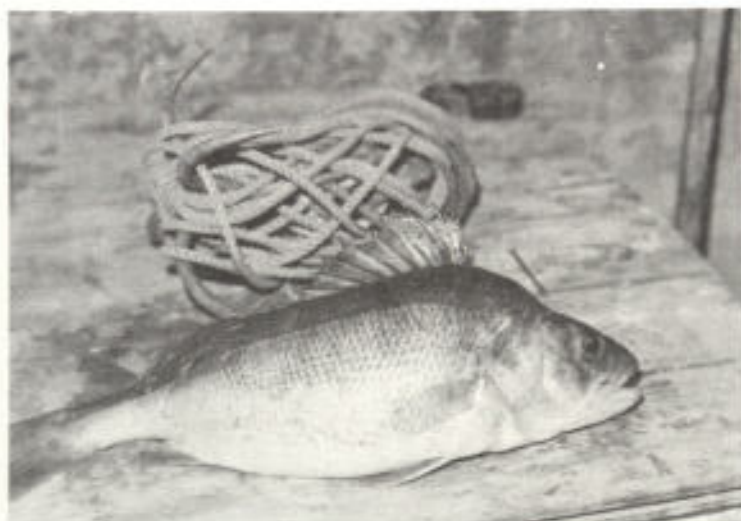
Bei Niedrigwasser konnte das Treibnetz nicht eingesetzt werden, der schwachen Strömung wegen. Die beste Wasserhöhe war 3 bis 5 m. Während der Hauptsteigzeit der Salme wurde Tag und Nacht mit Treibnetzen gefischt. Nachts wurde auf Tonne und Nachenbug je eine Laterne befestigt. Der Salm bevorzugte auf seiner Bergwanderung die seitlich des Hauptstromes liegenden, langsamer strömenden, aber auch noch tiefen Wasserzonen. Diese bestrich das Treibnetz neben dem Hauptstromstrich in einem Arbeitsgang. Daher war dieses Gerät sehr fänglich und bis 1880 herum am Niederrhein in Gebrauch. Hier allerdings überwiegend nur zwischen Rees und Emmerich.

Der Fisch stößt durch das dreiwandige Netz



Treibnetz zwischen Nachen und Schwimmtonne. W = Wasseroberfläche, N = Nachen, T = Tonne, N = Netz, B = Boden des Stromes (verkürzte Darstellung) (nach F. Bürger)





oben rechts: Hein Haagen beim „Plümmen“ der Fische aus den Maschen. An der Fischerkate in der Reeser Feldmark bei J. Angenendt, 1973

oben links: Ein kräftiger 2-Pfund-Barsch aus dem Stellnetz, 1973

unten links: Fischermeister Hein Haagen (links) und Johann Angenendt bergen die Netzflügel der Stellwand. In der Mitte kräftige Barsche. Baggerloch Reeser Schanz, 1973

unten Mitte: Die Fische verheddern sich im dreiwandigen Netz (nach A. von Brandt)

unten rechts: Johann Angenendt bringt das feingarnige Stellnetz ein. Die Fische hängen mit den Kiemen in den Maschen. Baggerloch Reeser Schanz, 1973

Der Stellnetzfang im stillen Gewässer

Im Erfinden immer neuer und rentabler Methoden waren die Rheinfischer von jeher groß. Die praktische Erfahrung in der Handhabung ihres Arbeitsmaterials ließ sie ständig über Verbesserungen nachdenken, die man in ruhigen Mußstunden besprach, im Sand nachzeichnete und dann beim Stricken der Netze gleich in die Tat umzusetzen versuchte.

Die vielen stillen Altarme, Wasserrinnen, Kolke und neuerdings auch Baggerlöcher des Niederrheins ließen es zu, kleinere

Netze anzuwenden, die in der reißenden Strömung des Rheins versagen würden. Da haben wir das „Klebgarn“ oder „Lüdering“, auch noch „Staknetz“ genannt. Da sind Drei-Wand-Netze und die einwandigen „Kiemennetze“.

Beginnen wir mit dem Klebgarn. Das Netz ist dreiwandig. Mancherorts wird es auch „Spiegelnetz“ oder „Gaddernetz“ genannt. Die Außenwände haben 10 cm Maschenweite und sind straff eingestellt. Die innere Mittelwand ist locker und faltig eingestellt, aus feinem Garn mit 2,5 cm Weite. Das Netz hat „Flotten“ (Schwimmer) an der Oberleine und „Lotreepe“ (Bleibescherung) an der Unterleine.





In einem gewissen Uferabstand wird das Netz mit dem Nachen ausgefahren und ausgelegt. Durch Schlagen und Platschen vom Ufer aus werden die Fische ins freie Wasser und damit in das Netz gescheucht. Sie stoßen durch die großen Gaddermschen und ziehen das Innengarn beutelförmig mit. Sie verheddern sich regelrecht darin.

Anders wieder die „Stellnetze“ oder einwandigen Kiemennetze. Sie sind aus sehr feinem Garn und verhältnismäßig weiten, feinen Maschen. Fischermeister Heinrich Haagen aus Rees und die Gebrüder Johann und Albert Angenendt aus der Feldmark bei Rees, sowie Karl Heimig in Niedermörnter pflegen diese Art des Fangens noch in einem linksrheinischen und einem rechtsrheinischen Baggerloch an der Reeser Brücke.

Hier werden abends die Netze mit dem Nachen etliche Meter vom Ufer, am sogenannten „Schar“, wo der Grund abzufallen beginnt, ausgefahren und „gestellt“. Das Lotreep (Blei) ist so schwer, daß die danach eingestellten Flotten (Schwimmer) absinken und so das Netz vom Boden ab sich zu einer Wand aufrichtet. Es ist über Wasser auf seiner gesamten Länge, die beliebig durch angebundene „Flügel“ bestimmt werden kann, nicht zu sehen. Nur hier und da wird eine Markierung angebracht. Vor allen Dingen verankert man die Endpunkte. So bleibt das Netz, das rund um ein stilles Gewässer ausgelegt werden kann, über Nacht sich selbst überlassen. Durch Spannfäden, in Abständen von 50 cm von oben nach unten verlaufend, bleiben die Schwimmer etwa handbreit unter der Wasseroberfläche.

Anderntags, sehr früh am Morgen, bevor der Nebel steigt, wird das Netz vom Nachen aus aufgenommen und gehievt. Hand über Hand, Zug um Zug, Griff auf Griff werden

die Maschen eingeholt und wechselseitig sich wendend gestapelt, damit sich das Netz später nicht verheddert. Die Fische hängen mit den Kiemen in den Maschen und sind gefangen. Sie wandern mit dem Netz zunächst in den bereitstehenden Bottich. Man rudert das Loch rundum ab, bis das ganze Kiemennetz geborgen ist. Ist ein Bottich voll, trennt man einen Netzflügel und beginnt einen neuen Behälter zu füllen. So bleiben die Fische feucht und kühl in dem gestapelten Netz.

Erst bei der Fischerkate, auf dem Hinterhof, bei den Netzschuppen, binden sich die Fischer Gummischürzen um und gehen daran, in umgekehrter Folge das Netz aufzunehmen, um die Fische aus den Maschen herauszubekommen. Bresen und Barsche waren z. B. im September 1973 überwiegend die Beute. Aber auch Hechte werden auf diese Weise gefangen.

Während des „Plümmens“ der Fische aus den Maschen gehen zwei andere Fischer daran, die feingarnigen Netze in einem Wasserbottich wieder zu säubern und auf dafür bestimmte Stöcke zu reihen. So werden sie zum Trocknen vor dem Schuppen aufgehängt.

Fischermeister Heinrich Haagen, Rees, hat heute noch über sechs Baggerlöcher die Fischereirechte, und gemeinsam mit den Brüdern Johann und Albert Angenendt bilden sie eine der letzten Fischergruppen am Niederrhein, die noch die Netzzüge pflegen. Um mehrere Plätze verteilt lagern ihre Netzvorräte. In der Feldmark hinter Rees bei den Brüdern Angenendt hängen in einem separaten Schuppen Stellnetze und Staaknetze. Auf dem Söller über dem Schweinestall erblickt man neben Bienenkörben, Reusen und Tauen, die dicksträngigen „Aalreepen“, also die „Aalschnüre“ oder „Nachtschnüre“ für den Aalfang.

oben links: Albert (links) und Johann Angenendt reihen das Stellnetz zum Trocknen auf Stöcke. Im Hintergrund Hein Haagen beim Plümmen der Fische aus den Maschen, Reeser Feldmark, 1973

oben: Stellnetze im Trockenschuppen in der Reeser Feldmark bei J. Angenendt, 1973

unten: Fischermeister Hein Haagen auf dem Söller bei J. Angenendt in der Reeser Feldmark bei Reusen und Aalreepen, 1973

F. Bürger, Die Fischereiverhältnisse im Rhein im Bereich der preußischen Rheinprovinz, in: Zeitschrift für Fischerei, Band 24, Berlin, 1926

A. von Brandt / F. Rutkowski, Fischereigeräte der Binnenfischerei, in: Arbeiten des Deutschen Fischereiverbandes, Heft 6, Hamburg, 1956

Mündliche Befragung des Autors

Zeichnungen: W. Böcking



Fortsetzung folgt

Hein Stappmann 1911 - 1977

von Hermann Stappmann

An den Beginn eines ersten Rückblicks auf seine Tätigkeit als Architekt und Dozent an der ehemaligen Werkkunstschule in Krefeld möchte ich ein Zitat von T. de Chardin stellen, womit mein Vater eine Veröffentlichung zu seinem 60. Geburtstag einleitete:

... Der Mensch muß unter dem Einfluß eines Glaubens an die Richtigkeit seiner Tätigkeit, an die Welt, an die Menschheit oder an Gott stehen, damit er seine Lust am Tun nicht verliert, das heißt die Lust, „immer mehr Mensch zu werden“, was aber soviel besagt, daß er Lust hat zu leben ...

Rückblickend lassen sich meiner Meinung nach vier wesentliche Entwicklungsabschnitte, beginnend von der Studienzeit meines Vaters bis zu seinem tragischen Tode 1977 erkennen.

Das Prägende und das Verbindende dieser Zeitstufen möchte ich durch eine geringe Auswahl von ausgeführten Bauten und durch Skizzen darstellen. Skizzen deshalb, weil sie für ihn unverzichtbares Werkzeug, Sehtraining und Niederschriften von un-

verwechselbaren räumlichen Situationen waren.

Auf eine Darstellung von Projekts- oder Wettbewerbsentwürfen, die nicht zur Ausführung kamen, sowie auf Studentenarbeiten, die während seiner mehr als 25jährigen Lehrtätigkeit entstanden, möchte ich hier verzichten.

Ebenso möchte ich mich im Rahmen dieses Berichtes einer wertenden Interpretation seiner Bauten enthalten, soweit die hier von mir getroffene Auswahl seiner Arbeiten nicht schon eine solche darstellt.

Die folgenden kurzen Ausführungen sind deshalb als biographische Notizen zu verstehen.

Studien- und Assistentenzeit 1929 - 1940

Nach dem Architekturstudium bei Prof. Biebricher an der ehemaligen Kunstgewerbeschule in Krefeld und einem zweijäh-

rigen Besuch der Ingenieurschule für Bauwesen in Köln, studierte mein Vater von 1934 - 1938 an der Kunstakademie in Düsseldorf bei den Professoren E. Fahrenkamp, R. Krüger und F. Becker. Ab 1938 wurde er Mitarbeiter im Atelier von F. Becker und gleichzeitig sein Assistent. In dieser Zeit entstanden von ihm u. a. die Entwürfe der hier abgebildeten Bauten:

- Haus Scharrer / Düsseldorf 1936
- Wohnhaus Friedrich Ebert Str. / Krefeld 1939

Darüber hinaus nahm er während seiner Studienzeit und im Anschluß gemeinsam mit F. Becker an Wettbewerben teil, so u. a.:

- Dorfplanung 1936 (Reichssieger)
- Reichsrundfunksender / Köln 1938 (2. Preis)

Volksbank mit Wohnungen am Rathausplatz in Tönis-Vorst



Kriegsjahre und Gefangenschaft 1940 - 1949

1940 wurde mein Vater zum Wehrdienst eingezogen, ab 1941 kämpfte er als Soldat in Rußland. Nach Kriegsende wurde er als Gefangener zur Arbeit in staatliche russische Architekturbüros verpflichtet, und zwar in Minsk und Stalino. Hier entstanden neben einer ganzen Folge von Idealent-

würfen die Ausführungszeichnungen für die Technische Hochschule Smolensk und das Theater in Minsk. Infolge eines schweren Unfalls während seiner Beschäftigung als Bauleiter entließ man ihn 1949 aus der Gefangenschaft.

unten: Kath.-Kirche St. Andreas in Stratum b. Krefeld

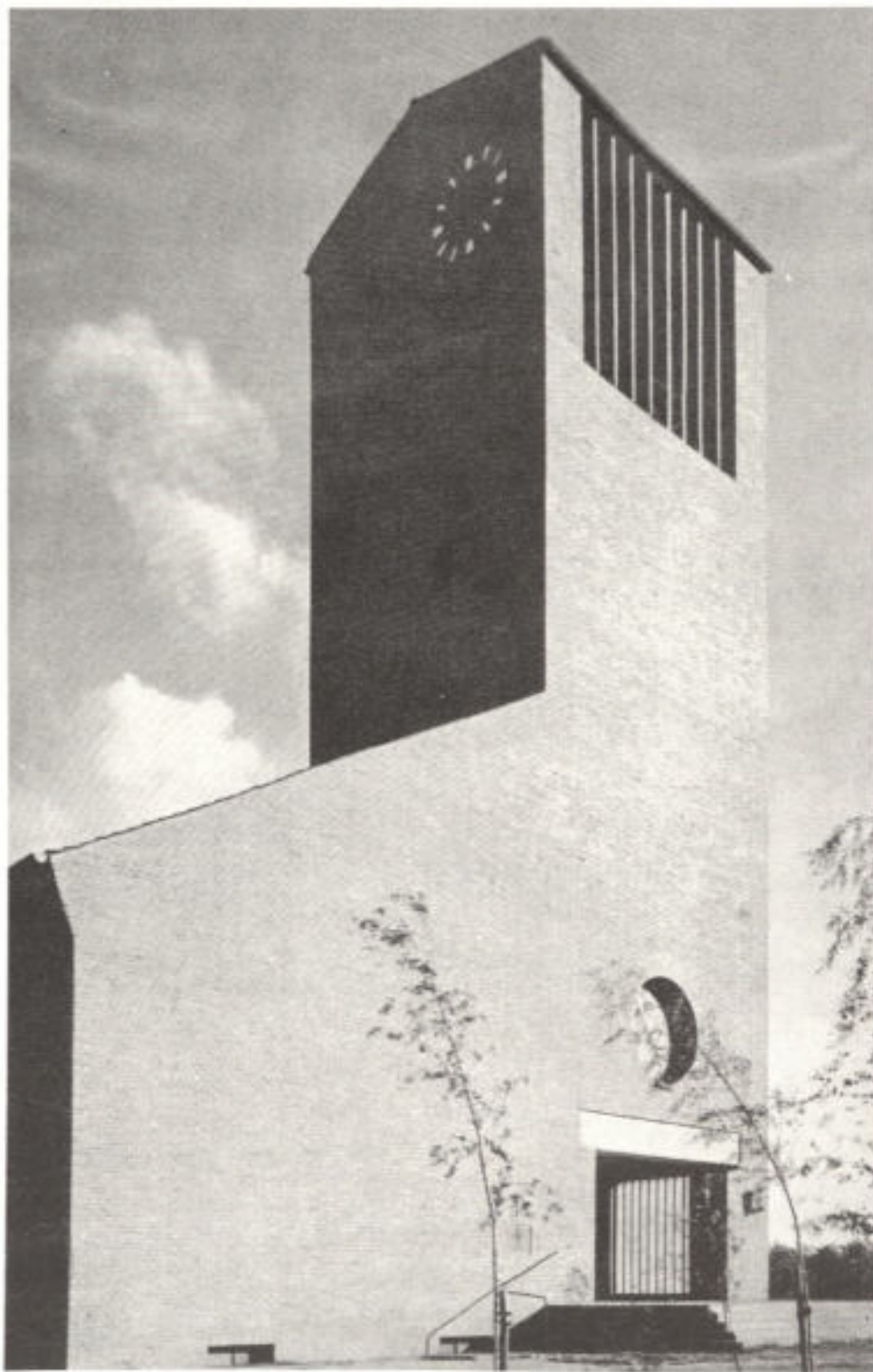


Bild rechts: Blick von der Stadtbücherei Dorsten durch einen überdeckten Verbindungsgang zum Rathaus

Bild rechts unten: Haus Schumacher Krefeld

Nachkriegszeit und Beginn der Lehrtätigkeit 1950 - 1962

1950 erhielt mein Vater die Berufung als Entwurfsdozent an die Werkkunstschule Krefeld - 1973 Ernennung zum Professor - an der er bis zur Auflösung der Architekturabteilung 1975 lehrte.

Diese Phase stand ganz im Zeichen einer engagierten Lehrtätigkeit, mit der parallel der Aufbau seines Büros einherging.

In dieser Zeitspanne entstanden die hier dokumentierten Arbeiten:

- Kath. Kirche in Stratum 1950
(1. Preis Wettbewerb)
- Rathaus Dorsten/Westfalen 1953
(1. Preis Wettbewerb)
- Haus Schumacher in Krefeld 1958

Darüber hinaus nahm er erfolgreich an Wettbewerben in Goslar, Duisburg und Kleve teil.

Partnerschaft mit Arch. L. Thorissen 1962 - 1977

Die seit 1962 bis zu seinem Tode bestehende Partnerschaft mit Ludwig Thorissen bedeutete für meinen Vater in erster Linie Dialog, wertvolle gegenseitige Anregung und Auseinandersetzung. In der partnerschaftlichen Art der Bewältigung von Aufgaben wurden u. a. folgende Projekte verwirklicht:

- Jugendherberge Brüggen 1965
(1. Preis Wettbewerb)
- Schulzentrum Corneliusfeld in St. Tönis 1975
- Wohn- und Bankgebäude in St. Tönis 1976

Die Auseinandersetzung mit neuen Aufgabenstellungen wurde durch Teilnahme an Wettbewerben ständig gesucht und führte zu ersten Preisen u. a.:

- Stadthalle Krefeld 1969
- Altenwohnheim in Willich 1973

Zu den letzten Arbeiten meines Vaters gehörten der Umbau des alten Rathauses in St. Tönis, die Autobahnkapelle an der Raststätte „Geismühle“ und das Textilmuseum sowie eine Wohnhausgruppe am Andreasmarkt in Krefeld-Linn.





Haus Scharrer, Wittlaer bei Kaiserswerth/Ndrh.





Hauptschule St. Tönis, Blick vom Pausenhof

Eingangshof Jugendherberge Brüggen



Krefelder Ärzte

von Josef Lichtenberg

Im Mittelalter und noch weit darüber hinaus stützte sich die Behandlung von Krankheiten meist auf Selbsthilfe. In der zur Grafschaft Moers als Exklave gehörenden Stadt und Herrlichkeit Krefeld, die im Jahre 1600 an das Haus Oranien fiel, war bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts wissenschaftliche Medizin kaum bekannt. Für akademisch vorgebildete Ärzte mit vornehmlich internistischer Praxis wird das damalige Städtlein keine auskömmliche Existenzgrundlage geboten haben, so daß die Ausübung der Heilkunde hier den Chirurgen oder Wundärzten, die ihre Fähigkeiten meist als „Feldscher“ im militärischen Dienst erworben hatten, ferner den Barbieren, den Bruch- und Steinschneidern, den Zahnbrechern und fahrenden Operateuren überlassen blieb. Für die Grafschaft Moers scheint während der oranischen Zeit (1600-1702) eine generelle Regelung des Medizinalwesens nicht vorgenommen worden zu sein. Mit dem Tod des Königs von England, *Wilhelm III. von Oranien* (1650-1702), fiel die Grafschaft Moers 1702/12 an Preußen, wurde 1707 zum Fürstentum erhoben und durch Kaiser Joseph I. als Reichslehen erklärt, womit er Friedrich I. König in Preußen belehnte.

Mit dem Übergang an Preußen wurde auch für Krefeld nach und nach das straffe preussische Verwaltungssystem bestimmend. Das Medizinalwesen regelten die Medizinaledikte und Verordnungen von 1685, 1693 und 1725 mit den späteren Änderungen und Ergänzungen. Oberste Medizinalbehörde des brandenburgisch-preussischen Staates war das *Ober-Collegium*

Medicum in Berlin. Zuständig für das Fürstentum Moers, damit auch für Krefeld, war seit 1723 die Kriegs- und Domänenkammer zu Kleve, der 1724/27 für die provinziellen Medizinalangelegenheiten ein *Collegium Medicum* angegliedert wurde. Die Ärzte (*doctores medicinae*), denen das innere Kurieren allein vorbehalten blieb, die Land- oder Stadtphysici, hatten zwecks Prüfung und Approbation, nach Absolvierung eines Anatomie-Kurses beim *Kgl. Theatrum Anatomicum Berlin*, dem *Ober-Collegium Medicum* zu Berlin ihre Inauguraldissertation vorzulegen und zu produzieren, auch ebenfalls an Hand eines praktischen Falles ihr Können nachzuweisen. Die äußere Medizin, damals das Feld der Chirurgen oder der Wundärzte, wurde in der Weise geregelt, daß die Chirurgen eine dreijährige Lehre, eine siebenjährige Gesellenzeit und ein in dieser Zeit absolvierter Dienst als Regimentschirurgus zum Befähigungsnachweis erbringen mußten. Außerdem waren sie verpflichtet zum Besuch eines Operationskursus am 1719 in Berlin gegründeten *Collegium medicochirurgicum*. Erst nach Ablegung einer Prüfung vor dem *Ober-Collegium* zu Berlin oder dem *Collegium Medico* in Kleve (hier nahm die Prüfung meist der zuständige Land- oder Stadtphysikus ab) erhielt der Chirurg die Approbation.

Mit der Besetzung des linksrheinischen Gebietes 1794 durch die Franzosen sowie durch die 1798 folgende Gesetzgebung wurden die bisherigen Medizinal-Verordnungen aufgehoben. Auf das 1802 in Köln errichtete *Comité médical* folgte 1805 für das auch für Krefeld zuständige Departement

de la Roer eine *Jury de médecine* zu Aachen. Dort hatten die Kandidaten der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe ihre Prüfung abzulegen. Auf Grund des Prüfungszeugnisses erteilte der Präfekt des Departements die Erlaubnis zur Ausübung der Heilkunde und verpflichtete die Ärzte in herkömmlicher Weise, jedoch nur wenn die Niederlassung an einem bestimmten Ort für notwendig befunden wurde. Zwischen den studierten und promovierten Ärzten und den Chirurgen gab es während der Franzosenzeit noch eine besondere Klasse von Medizinalbeamten, die sogenannten *Officiers de santé*, die Gesundheitsbeamten. Ohne besonderes Studium in medizinischen Spezialschulen konnten sie nach 5-6jährigen Dienst in Spitälern oder bei Ärzten zur Prüfung und Anstellung zugelassen werden.

Nach dem Übergang der Rheinlande an Preußen entwickelte sich das Gesundheitswesen weiter. Kreismedizinalbehörden wurden eingerichtet, bei der Bezirksregierung stand der Regierungspräsident mit dem ihm beigegebenen Regierungs- und Medizinalrat der Gesundheitsverwaltung vor. Bei Errichtung des Landkreises Krefeld im Jahre 1816 wurde dem Landrat zunächst für ein Kreisphysikum beigegeben, wozu etwas später noch der Kreiswundarzt hinzu kam. 1822 wurden die Gemeinden angewiesen, sich mit den vorhandenen Ärzten über die ärztliche Behandlung und Impfung der Armen gegen eine bestimmte Abfindung zu einigen, so daß die Einrichtung der Distriktärzte während der Franzosenzeit für einige Zeit wieder mit den Impf- und Armenwundärzten auflebte.

Jahr	Einwohner	Ärzte Wundärzte	Einwohner je Arzt	Apotheken	Einwohner je Apotheke
1814	13 700	6	2 283	4	3 425
1823	15 500	7	2 214	3	5 166
1833	19 800	8	2 475	3	6 600
1840	25 900	10	2 590	4	6 325
1856	47 000	14	3 357	5	9 400
1866	53 600	15	3 573	5	10 720
1871	57 000	14	4 071	5	11 400
1876	65 500	21	3 119	6	10 916
1882	79 500	28	3 553	7	11 357
1887	98 800	36	2 744	9	10 977
1888	102 700	42	2 445	9	11 411
1900	107 700	56	1 923	11	9 790

Seit 1825 unterschied man promovierte Ärzte, die nur zur inneren Praxis zugelassen wurden, und Ärzte, die zugleich zur Ausübung der Chirurgie berechtigt waren. Nach einem besonderen Examen konnten sich die Ärzte auch als Geburtshelfer betätigen. Promovierte Ärzte mußten 4 Jahre an einer Universität studieren, die Wundärzte I. Klasse dagegen nur 3 Jahre an einer medizinischen Fakultät oder einer medizinisch-chirurgischen Lehranstalt. Sie mußten bereits ein Examen ablegen, welches von dem der praktischen Ärzte nur wenig abwich. Mit Abstand folgten die Wundärzte II. Klasse, die ihre Kenntnisse wie früher bei einem älteren Chirurgen, durch Dienst in Lazaretten und Spitälern, auch durch Besuch einzelner Vorlesungen an einer medizinischen Fakultät oder medizinisch-chirurgischen Lehranstalt erwarben. Sie wurden von dem Medizinalkollegium der Rheinprovinz geprüft. Beamtete Ärzte konnten nur die promovierten Ärzte und Arzt-Chirurgen werden. Erst das Jahr 1852 führte die Vereinigung aller Ärzte herbei, die Gleichberechtigung der Ärzte und Chirurgen, die künftig in allen Fächern eine einheitliche Ausbildung und Prüfung erfahren, die zur Ausübung der gesamten Medizin berechnete.

1861 wurde das Physikikum in Preußen, später auch im ganzen Deutschen Reich eingeführt, wie auch hierfür 1871 das gesamte Medizinstudium und das Prüfungswesen einheitlich geregelt wurde. Zur Erteilung der Approbation waren auf Grund der Gewerbeordnung von 1869 nur noch die Zentralbehörden der Bundesstaaten berech-

Die Anzahl der Ärzte und damit auch der Apotheken nahm im 19. Jahrhundert in Krefeld langsam aber stetig zu.

tigt, in deren Bereich sich die Universitäten befanden. Die Approbation konnte nur nach Ablegung des ärztlichen Staatsexamens erlangt werden. Das Studium der Medizin wurde 1883 auf 9 Semester und 1901 mit Einführung einer neuen Prüfungsordnung auf 10 Semester verlängert. Die Kreisphysikats- und Kreiswundarztstellen wurden 1899 zugunsten des staatlichen Kreisarztes aufgehoben. Ihm konnten kreisärztlich geprüfte Ärzte als Assistenten beigegeben werden. Der Kreisarzt war zugleich auch Gerichtsarzt für seinen Bezirk, es sei denn, daß dieses Amt einem besonderen „Gerichtsarzt“ übertragen wurde.

Die Standesinteressen der Ärzte wurden schon durch den 1844 gegründeten Verein der Ärzte des Regierungsbezirkes Düsseldorf wahrgenommen, dem in Krefeld 1877 die Gründung des Ärztevereins folgte. Mit der Bildung der Ärztekammer der Rheinprovinz zu Koblenz im Jahre 1887, wozu in

Krefeld 36 Ärzte wahlberechtigt waren, gelangte die Ärzteschaft zu einer staatlich anerkannten Standesvertretung, der 1899 noch das ärztliche Ehrengericht beigegeben wurde.

Die früher in Krefeld tätigen Ärzte und Wundärzte hat erstmals Hermann Keussen in seiner „Geschichte der Stadt und Herrlichkeit Crefeld“ für die Zeit von 1668-1865 namentlich festgehalten. Anlässlich der 50-Jahrfeier des Krefelder Ärztevereins im Jahre 1927 würdigte diese Zeitschrift in einer Artikelserie das Wirken verdienter Ärzte in Krefeld. Zuletzt führte Leo Schrage in seiner „Geschichte des Medizinalwesens in Krefeld bis zum Jahre 1850“ (Diss. Düsseldorf, Hüls 1935) die Reihe der bis 1850 in Krefeld niedergelassenen Ärzte und Wundärzte auf. Mit dem hier nun gebotenen Verzeichnis wurde versucht, die oft weit verstreuten Nachrichten zu jeder Person zu erfassen. Obwohl Vollständigkeit des Verzeichnisses angestrebt wurde, ist sie jedoch etwa ab 1890 gewiß nicht erreicht, so daß der Verf. für Nachträge und Ergänzungen dankbar wäre. Zusätzlich wurden in einigen Fällen Angaben über nach 1900 in Krefeld niedergelassene Ärzte in das Verzeichnis eingearbeitet, damit die hierüber angefallene Überlieferung (die Medizinal-Akten im Stadtarchiv Krefeld reichen zum Teil bis zum Jahre 1918) nicht verloren geht.

Neben der dankbaren Erinnerung an die vielen Ärzte die zum Heile der Kranken in Krefeld wirkten, soll das Verzeichnis zugleich den Freunden der Familienkunde dienlich sein.

Alphabetisches Verzeichnis der zwischen 1660-1900 in Krefeld niedergelassenen Ärzte und Wundärzte

Abkürzungen: K = tätig in Krefeld von/bis - AV = Mitglied des Ärztevereins Krefeld - AD = war 1894 Mitglied des Vereins der Ärzte des Reg.-Bez. Düsseldorf - AWG = prakt. Arzt, Wundarzt, Geburtshelfer

Ascher, Ernst, Dr. med., Spezialarzt für Harn- und Hautkrankheiten, K ab 1907, Westwall 63.

Bachhoff, Johann Wilhelm, Dr. med., K 1721/28.

van Beers, Carl Franz Giesbert, Arzt und Wundarzt I. Klasse, Approbation Berlin 3. 7. 1828, K 1828, Ende 1828 verzogen nach Uerdingen, dort 1833 als Dr. med. erwähnt.

Berendes, Julius, Dr. med., Sanitätsrat, * Ahaus 12. 9. 1867, kam 18. 3. 1896 von Elberfeld nach Krefeld, K 1896/1942, Sternstr. 49.

Berger, Heinrich, Dr. med., Medizinalrat, Kgl. Preuß. Kreisarzt für den Stadt- und Landkreis Krefeld, K 1908/17, Oraniering 66.

Beyer, Carl Gottlieb, Dr. med., AWG, Geh. Sanitätsrat, * Kleve 14. 9. 1852, kam 9. 12. 1877 von Frankfurt/Main nach Krefeld, K 1877 Friedrichstr. 20, 1887 Westwall 127, 1892/1925 Dreikönigenstr. 57, AV und AD, im 1. Weltkrieg Chefarzt des Reserve-Lazaretts Krefeld.

Blank, Wilhelm, Dr. med., K 1741-1748.

Bommers, Wilhelm, Dr. med., Sanitätsrat * Osterath 17. 8. 1865, Abitur Gymnasium Krefeld 1883/84, K 1890/1942 Friedrichstr. 47.

Bonzel, Joh. Baptist, Dr. med., * Drolshagen (Westf.) 24. 6. 1760 als Sohn des Bürgermeisters Franz Anton Bonzel, immatr. Univ. Duisburg 8. 11. 1784 Jura, desgl. Bonn 10. 12. 1785 jur. Fakultät 1785/86, Erzieher bei Fürst Starhemberg, Dr. med. Jena 1798, 14 Jahre Arzt in Rotterdam, K 1813-1816, Abhandlung über Blatternimpfung, Mitarbeiter verschiedener med. Journale.

Bruckmann, Johann, Dr. med., Arzt und Hersteller von Arzneien (verwaltete nebenher eine Apotheke), mehrfach regierender Bürgermeister, verh. mit Christine von Flodroff, Tochter des Krefelder Stadtsekretärs Albert von Flodroff. Bruckmann's Vater Heinrich B. war Bader († 1. 5. 1659) und vertrat während der Krankheit seines Vaters Christian B. (erster ref. Schullehrer in Krefeld, † Mai 1646) diesen oft als Lehrer. Dr. Joh. Bruckmann starb zu Krefeld am 10. Nov. 1702, nachdem er seit 1665 hier gewirkt hatte.

Bruckmann, Heinrich Krato (Sohn des Vorgenannten), Dr. med., * Kref. 1669, † Kref.

15. 11. 1739, Bürgermeister, Schöffe und Scholarch, 1681 Gymn. Adolphinum Moers, immatr. 12. 10. 1686 Univ. Duisburg ebda examiniert 7./8. Okt. 1692 und approb. 5. 11. 1695, ebda promoviert 22. 7. 1698, übernahm die väterliche Praxis, K 1700-1739, eo I 1700 Sibilla Margaretha Seyen, † 30. 1. 1703, Witwe des 1692 † Johannes Rahr, eo II 10. 5. 1707 Anna Cath. Hercx aus Moers.

Bruckmann, Gottfried (Bruder des Vorgen.), betätigte sich als Wundarzt, * Kref. 31. 1. 1677, † ebda 26. 1. 1735, besuchte ab 1690 Gymn. Adolphinum zu Moers, übernahm nach dem Tod des Vaters 1702 die elterliche Apotheke, eo 1715 Petronella Hauser.

Bruckmann, Joh. Gottfried, Chirurg bzw. Wundarzt, approb. Kleve 1743, K 1743-1786.

Bühning, August Heinrich, Dr. med., AWG, * 20. 10. 1822, K 1863 Ostwall 148, 1882/87 Ostwall 84, AV.

Bungart, Jakob, Prof. Dr. med., Chirurg, * 20. 6. 1882, † Düsseldorf 23. 4. 1944, K 1927/1944 Chefarzt der Städt. Krankenanstalten, 1941 Städt. Obermedizinalrat.

Burkart, Wilh., Dr. med., * 1869, † Godesberg 23. 9. 1925, Sohn des damaligen Krefelder Stadtbaurates, Abitur Gymn. Krefeld 1887/88, K 1893, später Düsseldorf und Duisburg.

Busch, Johann Konrad, Dr. med., Sanitätsrat, * Kref. 10. 9. 1847, † Kref. 1898, approb. 11. 6. 1873 AWG, Impfarzt, ab 1. 1. 1875 Polizeiarzt, AD und AV, K 1873-1898 Karlsplatz 16, 1888 im Vorstand der Ärztekammer der Rheinprovinz.

Busch, Max, Dr. med., Facharzt für Chirurgie, * um 1879/80, Abitur Gymn. Krefeld 1897/98, K 1910/1942, Hofstr. 14, 1920/31 Ltd. Oberarzt St. Josefshaus Krefeld.

Claren, Ludwig, Dr. med., AWG, * 25. 9. 1856, Kreiswundarzt in Merzig, ab 13. 4. 1886 versetzt in die gleiche Amtsstelle nach Krefeld, 1888 Armenarzt, 1901 Impfarzt, 1. 4. 1901-1. 6. 1906 Kreisarzt für den Stadt- und Landkreis Krefeld, 1906 Medizinalrat, K 1886-1906, Ostwall 210, 1899 Ostwall 53.

Compenius, Hermann, Wundarzt, † Kref. 24. 9. 1710, K um 1710.

Coqui, Georg, Dr. med., Sanitätsrat, Frauenarzt und Geburtshelfer, † 1919, K 1895-1910 Südwall 64.

Corcellius, Johann Peter, Dr. med., AWG,

K ab 14. 6. 1865, Ostwall 42, verzogen nach Kärlich bei Koblenz am 14. 11. 1865. **Dahy, Johann Peter, Chirurg bzw. Wundarzt, K** 1749.

Deimel, Johann Friedrich, Dr. med., AWG, Augenarzt, K 1861-1871 Stephanstr. 7, 1865 Luisenstr. 45, 1871 Friedrichstr. 8, am 5. 10. 1871 verzogen nach Straßburg.

Dick, Albert, Dr. med., * 1810, approb. 1832 als Arzt und Wundarzt, 1842 als Geburtshelfer, kam Okt. 1841 von Linnich nach Krefeld, verzog April 1847 als Bezirksarzt nach Niederbreisig.

Dieppen, Gottfried Hugo, Dr. med., Sanitätsrat, * 24. 5. 1837, approb. 11. 5. 1863 AWG, AD und AV, K 1877/1900 Mariannenstr. 42.

Dorsius, Johann Samuel, Wundarzt, * Moers 8. 2. 1701, † Kref. 13. 7. 1738, K 1727-1738, eo 17. 10. 1728 Gertrud Sade, Tochter des Bürgermeisters und Kaufmanns Melchior Sade.

Els, Heinrich, Prof. Dr. med., Chirurg, K 1924-27 Chefarzt Städt. Krankenanstalten Krefeld, kam von Bonn.

Engels, Benjamin, Wundarzt aus Elberfeld, K 1742-1758, erwarb 1751 das Bürgerrecht zu Krefeld, führte nebenbei einen Krämerladen. Sein gleichnamiger Sohn setzte später die Praxis fort.

Erasmus, Karl Maria Hubert, Dr. med., Chirurg, Geh. Sanitätsrat, * Aachen 17. 3. 1855, † Kref. 27. 2. 1944, Gymnasium Aachen und Münsterfeld, 1875-80 Studium der Medizin, 1880 Promotion und Staatsexamen, 4 Jahre Assistent am Maria-Hilf-Hospital Aachen (bei Prof. Riedel, dem späteren 1. Vors. der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie), K 1886-1944, Südwall 58, 1899 Westwall 29, Leiter der Städt. Krankenanstalten Krefeld 1886-1924, langjähriger Vorsitzender des Roten Kreuzes, Zweig Krefeld, 1898 Mitbegründer der „Niederrh. Gesellschaft für Chirurgie“ deren Ehrenmitglied er später wurde, Mitbegründer des Alpenvereins (Sektion Krefeld), eo 1898 Alwine Pastor, † 1900.

Eschbaum, Anton, Dr. med., Sanitätsrat, Spezialarzt für Hautkrankheiten und Chirurgie, AWG, * 23. 5. 1855, K 1884/1920 Albrechtsplatz 9.

Feckes, Wilhelm, prakt. Arzt, Kreiswundarzt, * 1810, † Kref. 23. 12. 1885, K 1882-1885 Neue Linner Str. 73.

Frank, Matthias, Dr. der Medizin und Chirurgie, * 1805, prakt. Arzt und Chirurg, approb. und promoviert als Arzt und Wundarzt 19. 5. 1831 zu Bonn, vereidigt Kref. 9. 8. 1831, approb. als Geburtshelfer erst 1842, kam April 1843 von Rheinberg nach Krefeld, K 1843/71 Marktstr. 31, 1871 Carlsplatz 12.

Funcke, Franz Hub. Joseph Maria, Dr. med., Sanitätsrat, * 6. 10. 1823, approb. 26. 6. 1849 AWG, 1888/1900 Armenarzt, AD und AV, K 1872/1900 Ostwall 195.

Gerwin, Joh. Christian, Kreiswundarzt, * 1796, † Kref. 2. 10. 1835, 1813 Feldzug 2. Komp. der Berg. Freiw. Jäger, Feldzug

1815 als Comp.-Chirurgus bei der 10. Komp. 29. Kgl. Preuß. Linien-Inf.-Rgt., Medizin.-Kursus 1817 in Berlin, approb. Berlin 18. 1. 1818 als Wundarzt, ebda 2. 3. 1818 als Geburtshelfer, bestellt als Kreischirurgus für Krefeld am 22. 1. 1819, K 1818-1835, ab 1819 auch Städt. Armenwundarzt u. Gerichtswundarzt, 1834 Impfarzt.

Goergens, Jakob, Dr. med., K ab 1899/1900 Annastr. 19.

Goth, Anton, Dr. med., Sanitätsrat, AWG, * 16. 2. 1861, K 1887/1920 Stephanstr. 24, 1899 Alte Linner Str. 135.

Greven, Heinrich, Dr. med., K 1899/1942 Alte Linner Str. 66/51.

Gronover, Franz Anton, Dr. med., AWG, * 19. 11. 1829, K 1871/1887 Königstr. 51, 1882 Karlsplatz 30, ÄV, 1871 Vorsitzender des „Crefelder Turnvereins 1855“.

von Hagen, Dr. - Arzt, 1763 für Krefeld genannt.

Hecking, Peter, Wundarzt und Geburtshelfer, * Weisweiler 1767 (als Sohn des Wundarztes Stephan Hecking), † Krefeld 2. 11. 1847, studierte Medizin, Chirurgie u. Geburtshilfe 1785-1791 an der Kurf. Univ. Bonn, dort approb. als Wundarzt 17. 3. 1791, ferner zu Mörs 25. 1. 1792 approb. als Wundarzt u. Geburtshelfer, K 1791-1847 Armenwundarzt, Impfarzt, Gesundheitsbeamter für das Arresthaus zu Krefeld, ∞ Karoline Kannengießer. Verfasser wissenschaftlicher Abhandlungen über Geburtshilfe, Augenerkrankungen und Schutzpockenimpfung. An der Bekämpfung der Menschenpocken (Blattern) und der Einführung der Schutzpockenimpfung im Krefelder Raum hatte Hecking maßgeblichen Anteil.

Hecking, Karl Friedrich (Sohn des Vorgenannten), Dr. med., * Krefeld Febr. 1807, Gymnasium Kempen, Düsseldorf und Köln, Studium der Medizin und Naturwissenschaften 1829-1832 an der Univ. Bonn, dort promoviert 26. 8. 1832, als prakt. Arzt zu Neuß 1838 genannt, K 1865/1871 Westwall 74.

Heilmann, Wilhelm Leonhard, Dr. med., AWG, * Kref. 17. 11. 1810, † Kref. 23. 3. 1865, Sohn des ref. Pfarrers zu Krefeld und Konsistorialpräsidenten Nikolaus Leonh. Heilmann (1776-1856) und seiner Ehefrau Sybilla Piönis (1783-1855), war beurlaubter Kompanie-Chirurgus der Landwehr, approb. als Arzt und Wundarzt 24. 5. 1836 zu Berlin, ebda als Geburtshelfer 16. 7. 1836 und dort vereidigt am 29. 7. 1836, K 1836-1865, 1840 Impfarzt, 1856 Ostwall 57, ∞ Luise Charl. Auguste Molenaar, Tochter von Nikolaus Molenaar (1773-1840) und Agnes Tigler († 3. 7. 1851).

Heilmann, Ernst Rudolf, Dr. med., AWG, Geh. Sanitätsrat, * Elberfeld 1. 12. 1819, † Kref. 15. 11. 1905 (Vetter des Vorge-



Geh. Sanitätsrat Dr. med. Karl Erasmus (1855-1944)

Geh. Sanitätsrat Dr. med. Ernst Heilmann (1819-1905)



nannten), Sohn des Seidenwarenfabrikanten Valentin Justus Heilmann (1779-1862), Studium der Medizin an der Univ. Heidelberg, Bonn, Berlin und Prag, approb. als Arzt und Wundarzt 22. 3. 1847 zu Berlin, ebda als Geburtshelfer 4. 6. 1847, dort vereidigt 19. 5. 1847, K 1847-1905 Fischelner Str. 75, 1856 Ostwall 37, 1899 Ostwall 125, 1847 Städt. Armenwundarzt, 1848-1873 erster Oberarzt am Städt. Krankenhaus, Kreisphysikatprüfung 19. 12. 1857, 1858-1866 Kreiswundarzt, 11. 9. 1866 - 31. 3. 1901 Kreisphysikus, 1873 Sanitätsrat, 1882 Leitung der Alexianer-Heilanstalt, AD und ÄV, Ehrenvorsitzender des Kref. Ärztevereins, 1889 Geh. Sanitätsrat, 1862-1869 Vorsitzender des Naturwissenschaftlichen Vereins Krefeld, ∞ Anna Maria Pauline Graefe.

Heilmann, Paul, Dr. med. (Vetter 2. Grades des Vorgenannten), * Kref. um 1867, † Kref. 21. 5. 1920, Sohn der Ehel. Carl Richard Heilmann (1826-1905) und Maria Elisabeth Sohmann (1833-1887), Abitur Gymnasium Krefeld 1884/85, K 1895-1920, 1898 Ass. Arzt am Städt. Krankenhaus, 1899 Rheinstr. 79, 1920 Sanitätsrat.

Heinhaus, Ludwig, Dr. med., AWG, auch Zahnarzt, * 25. 3. 1856, † 1920, K 1887-1920 Königstr. 140.

Hennerici, Johann Josef, Dr. med., Sanitätsrat, * 9. 9. 1837, approb. AWG 21. 3. 1868, K 1887/1920 Friedrichsplatz 8, Armenarzt, ÄV.

Hermans, Dr., genannt für Krefeld 1718.

Hertz, Salomon, Dr. med., AWG, * 1811, approb. 1840 als prakt. Arzt, 1841 approb. als Geburtshelfer, kam Dez. 1838 von Bitburg nach Krefeld.

Heshausen, Jürgen, Wundarzt, aus Mülheim (Ruhr), † Kref. 6. 10. 1732, K 1696-1732.

Hesseling, Dominikus, Dr. med. Sanitätsrat, AWG, * 11. 12. 1855, K 1887-1920 Rheinstr. 19 bzw. 13, 1916/18 1. Vorsitzender des Kref. ÄV.

Heubes, Eduard, Dr. med., AWG, * 4. 11. 1852, K 1887 Luisenstr. 132.

Heydweiller, Franz, Dr. med., K 1899/1920, 1899 Ass.-Arzt Städt. Krankenhaus.

Hirschfelder, Isidor (Curt), Dr. med., Frauenarzt und Geburtshelfer, Facharzt für Kinderheilkunde, * Rexingen/Neckar 11. 3. 1878, † Kref. 29. 10. 1941, K 1906-41 Ostwall 122, später Westwall 50, Leiter der Krefelder Kinderklinik (Säuglingsheim) des Kref. Frauenvereins für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge, 1908/1933.

Hofschlaeger, Reinhold, Dr. med., Frauenarzt, * 1. 6. 1872, K 1901/1941, Ostwall 39, bekannter Forscher auf dem Gebiete der Urmedizin und ihrer Geschichte.

Innecken, Hermann Heinr., Dr. med., Augenarzt, * 27. 12. 1842 im Großherzogtum Oldenburg, approb. 21. 12. 1872, K 1873/1902, Ostwall 10, Armenarzt, AD und ÄV.

Jacobiny, Gust, Eduard Otto, Dr. med., * 8. 3. 1844, approb. AWG 17. 6. 1869, K 1870/1900 Ostwall 141, Armenarzt, Impfarzt, AD und ÄV, ∞ 1873 Emma von Beckerath (* 5. 1. 1847), Tochter der Ehel. Conrad von Beckerath (1808-1883) und Anna ter Meer (1808-1863).

Jonas, J. C., Dr. med., aus Kleve, kam 1788 nach Krefeld, gehörte der Loge „Zur vollkommenen Gleichheit“ an, verzog 1791 nach Monschau.

Josten, Heinrich Hubert Anton, Dr. med., AWG, Geh. Sanitätsrat, * 15. 8. 1846, K 1882/1920 Ostwall 34 bzw. 169, approb. 2. 12. 1872, 1888/1900 Armenarzt, AD.

Kannewurf, Ludwig, Geburtshelfer und Wundarzt II. Kl., * 1798, kam im Juli 1836 von Kleve nach Krefeld, wurde im gleichen Jahr hier Kreiswundarzt, 1840 Impfarzt, 1855/56 versetzt nach Kleve.

Ketteler, Anton, Wundarzt II. Klasse, * 1800, approb. Berlin 15. 6. 1833, kam Sept. 1835 von Kempen nach Krefeld, verzog Nov./Dez. 1835 nach Neuf.

Kirch, Rudolf, Dr. med., Sanitätsrat, K 1899/1942 Nordwall 50 bzw. 41.

Klahold, Franz, Dr. med., Obermedizinalrat, Kreisarzt, K 1918/1942.

Klein, August, Dr. med., K 1899/1942 Blumenstr. 12 bzw. 19.

König, Heinrich, Dr. med., AWG, * 9. 10. 1849, K 1887/1900 Sternstr. 36.

Kopp, Wilhelm, Dr. med., Sanitätsrat, † Krefeld 2. 3. 1935, Abitur Gymnasium Krefeld 1889/90, Assistenzarzt am Städt. Krankenhaus Krefeld 1899/1900, K 1899/1935.

Kox, Ludwig, Dr. med., K 1779/80, verzog 1780 nach Kalkar.

Krauß, Georg Gustav Matthias, Dr. med., AWG, * 1813, kam Dez. 1843 von London nach Krefeld, verzog Aug. 1846 nach Düsseldorf, wo er bis 1859 als prakt. Arzt wirkte. 1856 Mitbegründer des Vereins der Düsseldorfer Ärzte.

Kroll, Wilhelm Klemens Heinr., Dr. med., Augenarzt, AWG, * Millingen bei Rees 4. 1. 1848, Abitur Coll. Augustinianum Gaesdonck bei Goch 1868, K 1877/1887 Rheinstr. 82, dann Karlsplatz 12, ÄV.

van Kuyck, Friedrich Heinr., Dr. med., Sanitätsrat, * 5. 9. 1834, approb. 12. 5. 1858 AWG, K 1865/1900 Westwall 27, 1882 Westwall 81, 1887 Westwall 132, AD und ÄV.

Leers, Otto, Dr. med., † 1918, approb. 1896, anschl. bis 1898 Ass.-Arzt an der Prov. Heil- und Pflegeanstalt Düsseldorf-Grabenberg, K 1899/1900 Ass.-Arzt Alexianer-Heilanstalt, später Facharzt für Psychiatrie in Berlin, Gerichtsarzt in Gleiwitz und Essen.

Lemmes, Dr. med., Arzt, K 1668-1677, †/□ Kref. 5. 11. 1677 Ref. Kirche.

de Leuw, Johann, aus Dinslaken, Wundarzt und Geburtshelfer, studierte bei Prof. Dr. med. Joseph Naeglele (1782/1830) zu Düsseldorf, war mehrere Jahre Unter- dann Oberchirurgus des Militär-lazarets zu Düsseldorf, blieb nur von

Mai - Juli 1816 in Krefeld, ging dann wieder zurück nach Düsseldorf.

Loehr, Johann, Joseph, Dr. der Medizin und Chirurgie, * Köln 4. 1. 1805, Prom. 1829 Univ. Bonn, approb. als prakt. Arzt und Wundarzt am 6. 6. 1829 vor der Kgl. Medizinischen Oberexamenskommission zu Berlin, K 1829/1856 Dreikönigenstr., 1835 Impfarzt, 1856 Armenarzt.

Luker, Dr., in Krefeld genannt 1733.

von Lumm (von Lohm), Konrad, Dr. med., * 1639, Sohn des Kref. Bürgermeisters Matthias von Lumm und der Helene Bilsstein, besuchte das Gymnasium Adolphinum in Moers und studierte ab 1657 an der Univ. Duisburg, ∞ Agnes Dörsters, K 1660/1680.



Geh. Sanitätsrat Dr. med. Friedrich August Märklin (1819-1901)
Ehrenbürger der Stadt Krefeld

Märklin, Friedrich August, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, * Kref. 12. 10. 1819, † Kronberg (Taunus) 18. 9. 1901, Sohn des Kaufmanns Friedr. Aug. Märklin (1784-1838) und seiner Ehefrau Kath. Rosette Montandon (1786-1864), Gymnasium Düsseldorf, Studium der Medizin in Bonn und Berlin, dort Promotion am 27. 7. 1841, approb. am Kgl. Med. Kollegium Berlin 26. 3. 1842 als Arzt und Wundarzt, ebda am 9. 6. 1842 als Geburtshelfer, Kreisphysikatsprüfung 20. 12. 1845, ∞ I. 1848 Sophia Charlotte von der Leyen (1829-1871), Tochter des Geh. Kommerzienrates Conrad Wilhelm von der Leyen (1792-1873) und der Sophie Gontard (1800-1831), ∞ II. 1872 Bertha von Beckerath (1840-1903), Tochter des Weinhändlers Wilh. von Beckerath (1800-1865) und der Amalie Wolff (1802-1863), K 1842-1875 Friedrichstr. 15, später Ostwall 86, 1857-1866 Kreisphysikus, Ernennung zum Sanitätsrat 13. 6. 1866, zum Geh. Sanitätsrat 16. 5.

1880, Stadtverordneter 1850-53 und 1856-1875, Beigeordneter 1873-75, Ehrenbürger der Stadt Krefeld 1875, Mitbegründer und Ehrenmitglied des Vereins der Ärzte des Reg.-Bez. Düsseldorf, Mitbegründer des Niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege 1869, Ehrenmitglied der Gesellschaft Verein Krefeld 1875, verzog 1875 nach Wiesbaden, war dort über 10 Jahre Vorsitzender des Ärztevereins, dessen Ehrenmitglied er wurde, verlegte um 1890 seinen Wohnsitz nach Kronberg (Taunus). In Krefeld wurde 1902 eine Straße nach ihm benannt.

Margerie, Daniel, Wundarzt, Armenarzt, Gesundheitsbeamter, vermutlich Franzose, K 1797-1806.

Meller, Heinr. Johann, Dr. med., AWG, Sanitätsrat, * Osterath 1826, † Kref. 11. 7. 1886, Promotion 1852, ab 1. 1. 1867 Polizeiarzt, K 1853-1886 Hochstr. 68, 1882 Ostwall 154, 1874-1886 Ltd. Oberarzt des Städt. Krankenhauses, 1864-1881 Stadtverordneter, AD und ÄV.

Meller, Joseph (Neffe des Vorgenannten), Dr. med., AWG, Sanitätsrat, * 8. 12. 1854, † 1903, K 1887-1903 Ostwall 154, Polizeiarzt, Armenarzt.

Menden, Johannes, Dr. med., AWG, * 18. 8. 1847, K 1877/1900 Südwall 15, 1899 Westwall 8, Abitur 1866 Gymn. Thomaeum Kempen, AD und ÄV.

Meurs (Meurers), Franz, Wundarzt, * Uerdingen 1760, K 1784-1814 Armenarzt, approb. Berlin 18. 7. 1784 als Wundarzt.

Mylius, Gerhard, Wundarzt, * 1710, † Kref. 19. 12. 1782, K 1743-1782, approb. Medizinal-Kollegium Kleve 1743.

Neuenborn, Robert, Dr. med., Sanitätsrat, Hals-, Nasen- und Ohrenarzt, K 1899/1920 Südwall 2.

Niermann, Ernst, Dr. med., K 1902/1913, Stadtverordneter 1902-13.

Norff, Johann, Wundarzt, K 1687-1695, kam von der Mosel.

Obertüschen, Joh. Gustav, Dr. med., AWG, * 1. 4. 1850, K 1876-1893 Friedrichstr. 38, 1887 Ostwall 136, 1886-1893 Vorsitzender des Naturwissenschaftlichen Vereins, ÄV, im Frühjahr 1893 verzogen nach Wiesbaden.

Ohren, Rudolf, Dr. med., Sanitätsrat, K 1899/1942 Friedrichstr. 20, später Dionysiusstr. 15.

Ottersky, Eugen, Dr. med., K 1899/1942 Uerdinger Str. 5, 1920 Rheinstr. 12.

Paschen, Joh. Christian, Wundarzt und Geburtshelfer, approb. Berlin 27. 2. 1818, K 1818-1820, war später in Moers tätig.

von Pempelfurt, Joh. Gotthard Lorenz, Dr. med., * Duisburg 8. 3. 1734, † Kref. 4. 3. 1812, Sohn des Dr. jur. Johann Werner von Pempelfurt (1698-1749) und der Theodora Maria von Heukelom (1699-1770), 1749-51 Gymnasium Kleve, 1751-1760 Univ. Duisburg, dort Promotion zum Doktor der Medizin 20. 5. 1760, bis

1762 prakt. Arzt in Duisburg, 1762/63 Anatomie-Kursus in Berlin, dort approbiert als prakt. Arzt 20. 3. 1763 vor dem Kgl. Preuß. Medizinal-Oberkollegium, oo 1767 Gertrud Scheuten (1737-1800), Tochter des Kref. Tabakfabrikanten und Mühlenbesitzers Adam Scheuten (1698-1765) und der Adelheid von der Leyen (1699-1757), K 1763-1812, Friedrichstr., war zu seiner Zeit ein bekannter und beliebter Arzt im Krefelder Raum, der sich besondere Verdienste bei der Bekämpfung der Blattern und der roten Ruhr erwarb. Die Stadt Krefeld hat eine Straße nach ihm benannt.

Perlia, Richard, Dr. med., Augenarzt, Sanitätsrat, K 1899/1942 Karlsplatz 12.

Platzmann, Wilh. Bernhard, Wundarzt I. Kl., * Liesborn Kr. Beckum 16. 4. 1814, approb. Berlin 11. 7. 1838, K 1841-1851, kam von Düsseldorf, Armenwundarzt.

Puller, Friedrich, Dr. med., * Kref. 5. 8. 1813, † Kref. 24. 8. 1871, Sohn des Bäckers Friedrich Puller (1767-1814) und der Anna Kath. Gertrud Gerpott († 1824), Privatunterricht, Gymnasium zu Dortmund und Duisburg, Studium der Medizin in Bonn und Berlin 1834-39, approb. Berlin 12. 2. 1839 als Arzt und Wundarzt, ebda 31. 3. 1839 als Geburtshelfer, oo Margaretha Gerpott, Tochter von Isaak Gerpott (1776-1858) und Gertrud Eulerberg, K 1839-1871 Königstr. 557, ab 1850 Ostwall 51 bzw. 197, war 1840 Impfarzt.

Putscher, C., Wundarzt, * 1797, Sohn des Chirurgen Conrad Putscher, immat. 30. 7. 1816 Univ. Duisburg, K 1823.

Raehlmann, Andreas, Dr. med., K 1841.

Rappard, Heinrich, Dr. med., * Kref. 1808, approb. Berlin 2. 2. 1839 als Arzt und Wundarzt, ebda 19. 4. 1839 als Geburtshelfer, K 1839-1840, verzog Juni 1840 nach Kaldenkirchen.

Rath, Tulscon Hermann, Dr. med., K 1865.

Reche, Joh. Wilhelm, Dr. med., * 1738, Sohn des Bürgermeisters und Akziseinspektors Joh. Georg Reche († 1786) und der Kath. Preyers, Witwe des Cornelius Floh, 1755-1760 Studium der Medizin Univ. Duisburg, examiniert dort 20./22. 2. 1760, ebda promoviert 18. 7. 1760, K 1760.

Rheindorf, Josef, Dr. med., Augenarzt, K 1899/1920 Rheinstr. 103.

Reinhold, Gottfried, Dr. med., 1891/92 Staatsexamen, 1892/96 Ass.-Arzt an der Psychiatrischen Klinik Freiburg (Breisgau), 1897/98 Oberarzt an der Nervenheilanstalt zu Görlitz, K 1899-1912 Oberarzt der Abt. für Innere Krankheiten am Städt. Krankenhaus, 1906 stellv. Vorstandsmitglied der Rhein. Ärztekammer.

Riedel, Albrecht, Wundarzt, aus Ulm, † Kref. um 1801/1802, oo 1759 in Krefeld Kath. Sohmann, Witwe des Joh. Bruckmann (1726-1800), erwarb 1762 das Krefelder Bürgerrecht und verwaltete hauptsächlich die ihm aus der 1. Ehe seiner Frau angefallene Apotheke.

Riedel, Adam, Dr. med., (Sohn des Vorgenannten), * Kref. 4. 4. 1762, † Kref. 25. 8. 1824, Gymnasium Adolphinum Moers 1774-1780, Studium der Medizin 1780-1784 Univ. Duisburg und Marburg, promoviert 4. 12. 1784 Marburg, ebda approbiert 1784, anschl. Arzt in Linnich bei Jülich und Winterswyck (Holl. Geldern), oo Maria Kath. Elisabeth Lausberg (1767-1808), K 1803-1824, betrieb nebenbei ohne Genehmigung zeitweise die elterliche Apotheke, war ab 3. 3. 1804 Mitglied der Loge „Zur vollkommenen Gleichheit“.

Robert, Theodor, Dr. med., Sanitätsrat, † 1919, K 1899/1919 Dionysiusstr. 35.



Dr. med. Joh. Gotthard Lorenz von Pempelfurt (1734-1812)

Le Roux, Johann Hermann, Wundarzt I. Kl. und Geburtshelfer, * Mülheim (Ruhr) um 1771, 1787-89 Komp.-Chirurgus im Kgl. Preuß. Ing.-Rgt. von Eckartberg zu Wesel, 1791-93 Mediz. Kursus Düsseldorf, dort approb. 11. 7. 1792 als Geburtshelfer und am 5. 3. 1793 als Wundarzt, anschl. Bataillonsarzt im Hospital der Oesterreicher zu Bensberg und v. Esterhazy'schen Husaren-Rgt., 1795-1810 Praxis in Gladbach, 1810-1815 desgl. in Heiden bei Venlo, Preuß. Bataillonsarzt-examen 19. 6. 1815, Feldzug 1815 Bataillonsarzt beim 2. Rhein. Landwehr-Inf.-Rgt., anschl. beim 4. kombinierten Landwehr-Reserve-Rgt., K ab 9. 6. 1816 - Sept. 1831, Armenwundarzt der Stadt Krefeld ab 24. 1. 1817, verzog am 27. 9. 1831 nach Essen. Sein Sohn Joh. Hermann Joseph, * 1794, studierte ab Nov. 1814 in Duisburg Medizin.

Rubach, Joh. Friedrich Wilh., Dr. med., Sanitätsrat, Kreisphysikus, * um 1797, Studium Univ. Halle, dort prom. 20. 11. 1823 zum Dr. der Chirurgie und Medizin, kursierte 1824 in Berlin, dort approb. Mai 1824 als Arzt und Wundarzt, erst 1838 approb. als Geburtshelfer, K 1824-1857 Friedrichstr. 17, ab 9. 10. 1827 städt. Armenarzt, 1834 Impfarzt, ab 1837 Kreisphysikus, † vermutl. 1857.

Ruland, Otto, Dr. med., Kinderarzt, † Erkelenz 13. 3. 1916, Abitur Gymn. Krefeld 1886/87, K 1899/1900 Albrechtsplatz 14.

Rumpe, Robert Adolf, Dr. med., Sanitätsrat, AWG, * Altena (Westf.) 10. 3. 1857, Studium Univ. Marburg und Heidelberg, approb. als prakt. Arzt 17. 1. 1882, Ass.-Arzt in Marburg und Königsberg, K 1884/1927 Albrechtsplatz 18, 1899 Jungfernweg 35, 2. Arzt an der Alexianer-Heilanstalt, Vertrauensarzt der LVA Rheinprovinz, Bahnarzt, 1901-05 Vorsitzender AV, ab 1903 Vorstandsmitglied und 1911-1922 Vorsitzender der Rhein. Ärztekammer, 1914-18 Chef eines Kriegslazaretts, zuletzt Generaloberarzt, AD sei 1894, 1904-09 Vorsitzender des Krefelder Bildungsvereins.

Sander, Albert, Dr. med., AWG, * 8. 8. 1862 (Ghzt. Mecklenburg-Schwerin), K 1887 Stephanstr. 24.

Schaefer, NN., Dr. med., K 1906/08 Kgl. Kreisarzt, kam in gleicher Dienststellung von Bernkastel.

Schadow, Gottfried, Dr. med., Augenarzt, † Düsseldorf 1886, approb. 1876, K 1882-1884 Ostwall 238, verzog 1884 nach Düsseldorf.

Schaffrath, Gerhard, Dr. med., K 1899/1900 Saumstr. 8a.

Scheffels, Otto, Dr. med., Augenarzt, Sanitätsrat, † Kref. 7. 1. 1938, Abitur Gymn. Krefeld 1881/82, K 1892-1938 Südwall 19, 1910-1919 Stadtverordneter, 1892-1937 Vorstandsmitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins, oo Kref. 31. 8. 1895 Else von Beckerath, * 9. 6. 1872, Tochter von Hermann von Beckerath (* 1845) und Anna Heydweiller (1850-1880).

Scheibler, Eduard Konrad, Dr. med., AWG, † Kref. 15. 4. 1833, kam von Monschau 20. 10. 1831 nach Krefeld, ging 1833 nach Duisburg, starb in Krefeld.

Scheuten, Gerhard, Dr. der Medizin und Chirurgie, Sanitätsrat, * Kref. 5. 11. 1799, † Kref. 4. 8. 1866, Sohn des Tuchhändlers Adam Scheuten (1757-1828) und der Henriette Karoline Bunge (1772-1845), Studium Univ. Bonn und Berlin, dort promoviert 4. 6. 1824 zum Dr. der Medizin und Chirurgie, ebda approb. als Arzt und Chirurg 19. 3. 1825, K 1825-1866 Ostwall 126, ab 9. 10. 1827 städt. Armenarzt, 1834/40 Impfarzt. Sein Enkel und Urenkel waren der Chefredakteur der „Krefelder Zeitung“ Ernst Brües (1866-1932) und dessen Sohn Otto Brües (1897-1967), Schriftsteller und Ehrenbürger der Stadt Krefeld.

van der Schloot, Georg, aus Amsterdam, Wundarzt, K 1756-1781, † Kref. 21. 1. 1781.

Schlutius, Kurt, Dr. med., Frauenarzt, K 1899/1942 Südwall 60.

Schmitz, Karl August, Dr. med., AWG, * 27. 4. 1845, approb. 27. 1. 1872, K 1877/1900 Luisenstr. 59, ÄV.

Schneider, Joh. Christian Jakob, Dr. med., Kgl. Hofrat, Kreisphysikus, * Dinslaken 7. 11. 1767, † Kref. 22. 1. 1837, Sohn des Kgl. Preuß. Landjägers und Forstkassenrendanten Friedrich Samuel Schneider und der Margaretha Becker, Studium der Medizin 1786-1790 Univ. Duisburg und Göttingen, dort prom. Dr. der Medizin 6. 12. 1790, Kursus Berlin 1790/91, dort approb. 9. 9. 1791, K 1791-1837, Arrondissementarzt 1806, mit Patent vom 3. 11. 1817 Kgl. Preuß. Hofrat, Patent vom 4. 11. 1817 Kreisphysikus, 1828-1837 beigeordneter Bürgermeister und Stadtrat, erwarb sich große Verdienste 1809/10 bei der Bekämpfung des Typhus und bei der Verbreitung der Pockenschutzimpfung, oo Maria Johanna Sarah Scheidt aus Duisburg.

Schneider, Joh. Friedrich Heinr., Dr. med., AWG, (Sohn des Vorgenannten), * Kref. 19. 1. 1808, † Kref. 26. 6. 1868, approb. Berlin 10. 6. 1833 als Arzt und Wundarzt, ebda 11. 7. 1833 als Geburtshelfer, K 1833-1868, Friedrichstr. 19, Stadtverordneter 1846-1867, Präsident und Ehrenpräsident des Vereins der Ärzte des Reg.-Bez. Düsseldorf, oo Luise Maria Gräfin Roß (1817-1890), Tochter des Bischofs und Generalsuperintendenten Dr. theol. h. c. Wilhelm Joh. Gottfried Roß (1772-1854, Anerk. preuß. Grafenstand 2. 3. 1830 Berlin) und der Cäcilia Louisa aus'm Weerth (1776-1841).

Schneider, Gustav, Dr. med., (Sohn des Vorgenannten), Sanitätsrat, AWG, * Kref. 31. 3. 1840, † 1908, approb. 26. 4. 1865, K 1865-1908 Friedrichstr. 15 bzw. 37, AD und ÄV, 1905-08 Vorsitzender des Kref. Reit- und Fahrvereins, 1868/69 Vorsitzender des „Kref. Turnvereins 1855“.

Schneider, Walter (Neffe des Vorgenannten), Dr. med., * 1872, Sohn von Rudolf Schneider (1843-1913) und Clara Wessendonk (1846-1923), Abitur Gymn. Krefeld 1889/90, K 1901/1927.

Schnell, Joseph, Wundarzt, K 1790.

Schober, Karl (Kurt), Dr. med., AWG, * Sedan 1816, approb. Berlin 21. 5. 1839, K 1839/40, verzog April 1840 nach Moers.

Schönenberg, Jakob Theodor, Dr. med., immatr. 2. 7. 1723 Univ. Duisburg für Medizin und Chirurgie, K 1747-1769.

Schreus, Joh. Theodor, Dr. med., Spezialarzt für Hautleiden, Sanitätsrat, K 1895/1942 Südstr. 83, ab 1897 Karlsplatz 34, 1942 Ostwall 108, 1900/02 Oberarzt St.-Josefs-Krankenhaus.

Schröder, Heinr. Wilhelm, Dr. med., K 1856/1873 Rheinstraße 95, Armenarzt, Stadtverordneter 1868-1873.

Schroers, Adolf, Dr. med., Sanitätsrat, * um 1862, † Kref. 23. 3. 1926, Sohn von Daniel Schroers († 1880), Abitur Gymn. Kref. 1880/81, K 1888-1926 Tannenstr. 101, Armenarzt, 1906 Vorstandsmitglied der Rhein. Ärztekammer, 1902-1919 Stadtverordneter.

Sels, Dr. med., * Neuß 1792, Arzt und Wundarzt, K 1816/1817.

Senger, Emil, Dr. med., Spezialarzt für Hautleiden und Chirurgie, Inhaber einer Wasserheilanstalt, 1889/1920 Südwall 58.

Sefels, Wernerus, Dr. med., aus Wickrathberg, immatr. 19. 11. 1699 Univ. Duisburg, Krefeld 1723.

Settgast, Karl, Dr. med., Sanitätsrat, K 1896/1920 Alte Linner Str. 70.



Hofrat Dr. med. Joh. Christian Jakob Schneider (1767-1837)

Sichting, Ferd. Josef Otto, Dr. med., K 1871/1882 Friedrichsplatz 8, 1871 Ass.-Arzt am Städt. Krankenhaus, studierte in Heidelberg, ÄV.

Spuhn, Wilhelm, Dr. med., Hals-, Nasen-, Ohrenarzt, Sanitätsrat, K 1892/1909 Albrechtsplatz 15.

Stiefensand, Karl August, Dr. med., * Kempen 1804, † Kref. 11. 4. 1849, Gymnasium Thomaeum Kempen, Studium der Medizin an der Univ. Bonn, dort promoviert 1825, approb. 1826 AWG, erst. prakt. Arzt in Kempen, ab Dez. 1834-1849 in Krefeld, Friedrichstr. 32, Fähigkeitszeugnis als Physikus 20. 2. 1839, 1840 Impfarzt, oo 1837 Maria Margaretha Kauert († 1875), Verf. mehrerer wissenschaftl. Abhandlungen, 1840 Mitglied des Vereins für Heilkunde in Preußen.

Sterzing, Paul, Dr. med., Ltd.-Arzt der Inneren Abt. der Städt. Krankenanstalten Krefeld, K 1912/1942.

Strauß, Josef, Dr. med., Kinderarzt, K 1899/1920 Rheinstraße 123.

Strietholt, Eugen, Dr. med., K 1899/1900 Wasserheilanstalt, St. Antonstr. 132.

Tamm, Bruno, Dr. med., K 1899/1900 Dreikönigenstr. 21.

Tendering, Johann Karl, Dr. med., Sanitätsrat, * Haus Mehrum bei Wesel 25. 10. 1792, † Linz (Rhein) 24. 4. 1881, Sohn des Ökonomen Hermann Wilh. Tendering und der Karolin Felderhof († 3. 6. 1826), Studium der Medizin 1811-1815 an der Univ. Duisburg, Jan.-Mai 1816 Kursus zu Berlin, dort approb. 14. 5. 1816 als prakt. Arzt, K 1817-1875 Westwall 53, 1827 städt. Armenarzt, 1840 Impfarzt, oo 1823 Margaretha Adelheid Herstaff (1803-1881).

Tendering, Hermann (Sohn des Vorgenannten), Dr. med., K 1852-1863 Westwall 53, Armenarzt, 1861-63, 1. Vorsitzender des „Krefelder Turnvereins 1855“, † Kref. 12. 10. 1863.

Thelen, Peter, Wundarzt II. Kl. und Geburtshelfer, approb. Berlin 8. 5. 1830 als Wundarzt, ebda 4. 6. 1830 als Geburtshelfer, K 1830/31, verzog März 1831 nach Uerdingen.

Thiemann (Tiemann), August Heinrich, Dr. med., K 1864-67, † 1867.

Tietzel, August, Dr. med., AWG, * Minden 7. 4. 1802, † Kref. 1851, approb. 1825, K 1840-1851, kam Okt. 1840 von Königshofen bei Jülich nach Kref., 1842 Impfarzt.

Tillmann, Wundarzt, für Krefeld genannt 1790.

Tramm, Wundarzt, † Kref. 15. 4. 1743, K 1739-1743.

Uhle, Johann Gottfried, Wundarzt, aus Wittgendorf, * 1680, † Kref. 4. 8. 1739, K 1708-1739, erwarb 14. 7. 1706 das Krefelder Bürgerrecht, oo I. 1706 Agnes Remkes, Nichte des Kref. Bürgermeisters Johann Remkes, oo II. 1732 Margaretha Vinmann aus Homberg.

Umpfenbach, Friedr. August Franz, Dr. med., K 1882 Fischelner Landstr. 75, Ass. Arzt am Städt. Krankenhaus.

Urfey, Wilhelm, Dr. med., * Waldorf (Vorgebirge) 4. 11. 1838, † Kref. 21. 4. 1902, approb. 14. 3. 1865 AWG, kam Juli 1871 von Kaiserswerth nach Krefeld, K 1871-1902 Westwall 96, Mitbegründer des Kref. Ärztevereins, Zentrumsführer des Stadt- und Landkreises Krefeld, 1877-1902 Stadtverordneter, 1899-1902 Beigeordneter.

Vianden, Joh. Heinrich, Dr. med., Frauenarzt, AWG, * 12. 12. 1850, K 1880/1887 Südwall 67.

Voegel, Franz Heinrich, Dr. med., promoviert Univ. Marburg, K 1874.

Vogel, Max Heinr., Dr. med., aus Halle, K 1868 Ass.-Arzt am Städt. Krankenhaus.

Wahn, Moritz, Dr. med., Nervenarzt, K 1907/1942 Ostwall 26.

Wallerstein, Leopold, Dr. med., Augenarzt, K 1899/1910 Neußer Str. 37, 1902 Südwall 69.

Wedel, Josef, Dr. med., Sanitätsrat, * 29. 9. 1865, † 7. 7. 1942, approb. Berlin 3. 12. 1890, anschl. Praxis in Krefeld-Fischeln, Begründer der dortigen Sanitätskolonne, K 1898-1942 Hochstr. 110.

Wegmann, Anton, Dr. med., K 1899/1942 Westwall 171, 1899 Ass.-Arzt am Städt. Krankenhaus, 1930 Oberarzt der Inneren Abt. am St.-Josefs-Krankenhaus.

Welter, Viktor, Dr. med., * 16. 4. 1844, approb. 20. 12. 1869 AWG, K 1874/1900 Rheinstr. 84, 1899 Friedrichstr. 25, Armenarzt, AD und AV.

Wenzel, Peter Jakob, Dr. med., * 1807, † Rumeln 2. 2. 1845, AWG, ∞ Juliane Winternitz († 7. 2. 1850), kam Nov. 1836 von Uerdingen nach Krefeld, K 1836-1841, Impfarzt, verzog Okt. 1841 nach Rumeln Krs. Moers.

Windrath, Adolf, Dr. med., AWG, * 21. 9. 1859, K 1887 Ass.-Arzt am Städt. Krankenhaus.

Winnertz, Albert, Dr. med., K 1856/ 1859 Hochstr. 96.

Winselmann, Hermann, Dr. med., Sanitätsrat, * Niederodeleben b. Magdeburg 13. 5. 1854, † Kref. 4. 2. 1936, Gymnasium Burg u. Eisenach, Studium der Medizin 1875-79 Univ. Jena und Kiel, approb. 1879 AWG, anschl. Ass.-Arzt an den Chirurg. Kliniken in Danzig und Berlin, K Juli 1882-1936 Königstr. 21, 1899 Südwall 62, AD und AV, ∞ Lina Schorn.

Zahner, Johann Konrad, Wundarzt und Geburtshelfer, * Wendelstein um 1768, † Kref. 9. 4. 1816, nach Dienst bei den Ansbacher Truppen und auf See sowie zweijähriger Tätigkeit in Kieve kam er 1792 nach Krefeld, wurde approb. zu Amsterdam am 28. 3. 1795, K 1792-1816, Feldzug 1815 Bataillons- und Stabschirurgus beim 4. Rhein. Landwehr-Inf.-Rgt., ∞ Margaretha ter Stegen.

Zahner, Kornelius (Sohn des Vorgenannten), Wundarzt und Geburtshelfer, * Kref. 5. 5. 1798, † Kref. 26. 11. 1872, immatr. 13. 11. 1816 Univ. Duisburg als Student der Chirurgie, nachdem er 1815 unter Leitung seines Vaters als Komp.-Chirurgus im 4. Rhein. Landw.-Inf.-Rgt. diente. Nach zweijährigem Studium in Duisburg approb. als Wundarzt in Berlin 9. 1. 1819, anschl. 4 Jahre in Kronenberg tätig. Kursus Jan./Febr. 1823 in Koblenz, approb. als Geburtshelfer Berlin 14. 4. 1823, K 1823-1872 Westallee 66, 1871 Kleine Klosterstr. 21, 1856 städt. Armenwundarzt, 1834/1840 Impfarzt, ∞ Elisabeth Sprütten.

Ziel, Klemens August, Dr. med., AWG, * 17. 6. 1842, K 1882/1887 Hochstr. 109.

Zimmermann, Karl Rudolf, Dr. med., Spezialarzt für Chirurgie und Hautkrankheiten, * 23. 7. 1848, approb. 1874 AWG, K 1877/1890 Hochstr. 32 bzw. 55, 1879 Ass.-Arzt am Städt. Krankenhaus, AV.

Zuckermann, Joseph, Dr. med., AWG, * 22. 12. 1847, K 1877/1901 Neue Linner Str. 80, 1901 Impfarzt AD und AV.

Quellen und Literatur

„Krefelder Ärzte“, mit freundl. Genehmigung aus den „Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, Köln“ Bd. 26 (1973) 2 übernommen, wofür auch an dieser Stelle gedankt sei.

Aders, Hiltrud: Das Medizinalwesen in der Herrschaft Rheda von der Mitte des 17. Jhs. b. z. Beginn der preuß. Zeit, in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 119, Münster 1969, S. 1 ff.

Bär, Max: Die Behördenverfassung der Rheinprovinz seit 1815, Bonn 1919 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 35).

Braubach, Max: Die erste Bonner Hochschule - Maximale Akademie und Kurfürstliche Universität 1774/77 bis 1798, Bonn 1966 (= *Academia Bonnensis*, Veröffentlich. d. Archivs der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Bonn, Bd. 1).

Dösselier, Emil: Beiträge z. Gesch. d. Medizinalwesens i. d. Grafschaft Mark und im märkisch-rippischen Kondominium Lippstadt, in: Alteneuer Beiträge, Arbeiten z. Gesch. u. Heimatkunde der ehemal. Grafschaft Mark, Altena 1961, 79 ff.

Festschrift z. Feier d. 50jährigen Jub. d. Vereins der Ärzte d. Reg.-Bez. Düsseldorf - mit 50 Beiträgen a. d. Gebiete der gesamten Medizin, Wiesbaden 1894.

Festschrift 100 Jahre höhere Schule Gymnasium an der Dionysiusstraße Krefeld, Krefeld 1951.

Festschrift z. 150jährigen Bestehen - Gymnasium am Moltkeplatz zu Krefeld 1819-1969, Krefeld 1969.

Föhl, Walther: Studenten aus den alten Kemperer und Moerser Landen, in: Heimatbuch d. Grenzkr. Kempen-Krefeld 15 (1964) 195 ff. - ders.: Ein Graf aus Kemperer Geblüt, ebda 16 (1965) 218 ff.

Haberling, Wilhelm: Die Geschichte der Düsseldorfer Ärzte und Krankenhäuser b. z. Jahre 1907, in: Düsseldorf Jahrbuch 1934/36 (38. Bd.), Düsseldorf 1936, S. 1-141. - Ders.: Das Gesundheitswesen niederrheinischer Städte. Dissertation aus dem Institut für Geschichte der Medizin zu Düsseldorf, in: Düsseldorf Jahrb. 41 (1939) S. 238 ff.

Die Heimat, Krefeld, Jg. 1 (1921) - Jg. 43 (1972). Insbesondere zitiert wird (Jg./Seite). - R. Hofschlaeger: Ärztliche Tätigkeit vor 200 Jahren in Krefeld (1/105 ff., wegen von Pempelfurt und Bruckmann). - A. Ber (=Walther Vielhaber): Heilstein bei Linsort (2/18 ff., wegen von Pempelfurt). - Karl Rembert: San.-Rat Dr. Winselmann (3/105 ff.). - ders.: Geh. San.-Rat Dr. Karl Erasmus (4/155 ff. u. 24/156 ff.). - Jos. Wadel: Vor 120 Jahren (4/233 ff.). - E. Bemme, auch G. Rothhoff: Aus der Geschichte der Freimaurerloge „Zur vollkommenen Gleichheit“ in Krefeld (5/33 ff. u. 32/109 ff.). - F. Burkart: Der Pempel (6/244 ff., wegen von Pempelfurt). - Karl Rembert: Krefelder Ärzte aus vergangenen Tagen (6/231 ff., 308 ff., wegen Schneider, Tendering, Märklin, Puller). - ders.: Der Kref. Frauenverein f. Wöchnerinnen u. Säuglingsfürsorge (6/275 ff.). - ders.: San.-Rat Dr. Rumpel (6/62 ff.). - Th. Robert/Ber A. (= W. Vielhaber): Dr. L. von Pempelfurt (6/239 ff.). - Jos. Wadel: Zur Gesch. d. Schutzpockenimpfung in Krefeld (6/307 ff.). - Karl Rembert: Aus den Lebenserinnerungen d. Geh. San.-Rat Dr. E. Heilmann (7/186 ff.). - ders.: Dr. med. Puller - Gerpott - Eulenberg (7/125 ff.). - ders.: 75 Jahre Kref. Turnverein 1855 (9/194 ff.). - ders.: 40 Jahre St. Josefs-Krankenhaus (10/14 ff.). - Jos. Wedel: Schutzpockenimpfung vor mehr als 100 Jahren (10/109 ff., wegen Meller). - Karl Rembert: Die erste Stiftung z. Kref. Städt. Krankenhaus (11/38 ff.). - ders.: Zur Gesch. der Nachkommen Gerhard Mercators in Duisburg und der Ahnen des Kref. Arztes Dr. von Pempelfurt (12/126 ff.). - F. Burkart: Glückwunschedichte zu Promotionen a. d. Duisburger Universität (13/56 ff.). - Karl Rembert: Wilh. Roß, ein rhein. Kirchenführer vor 100 Jahren (14/90 ff.). - Rud. Kirch: In memoriam Dr. Hermann Winselmann (15/51 ff.). - Karl Rembert: 80 Jahre Naturwissenschaftlicher Verein zu Krefeld (17/73 ff.). - B. C. (= Carl Bitter): Ein alter Kref. Kavallerist plaudert am Stammtisch über frühere Pferde- u. Wagenbesitzer in Krefeld (18/93 ff., wegen Schroers). - G. Buschbell: War Joh. Rockogh Arzt? / Krefelder Ärzte und Apotheker zu Beginn d. 19. Jh. (18/245 ff., wegen Riedel, Zahner) - ders.: Zum Grabmahl Dr. von Pempelfurts (19/257). - ders. Dr. Karl

August Steifensand (20/59 f.). - Gerh. Köhnen: Studium a. d. Universität Duisburg vor 150 Jahren (20/268 ff.). - Karl Rembert: Frauenarzt Dr. Reinhold Hofschlaeger in Krefeld (20/228 f.). - Wilh. Niepoth (Bearb.): Bürgerbuch der Stadt Krefeld 1644-1794 (21/148 ff. u. 22/53 ff.). - H. Croon: Krefelder Bürgerum im Wandel d. 19. Jh. (29/15 ff.). - Karl Rembert: Zum Kref. Kränzchen für „Höheres“ (29/73 ff.). - ders.: Über Krefeld-Uerdingen vor 125 Jahren (29/7 ff.). - G. Rothhoff: Das Munkerhofverzeichnis (36/65 ff.). - W. Langer: Über den Wundarzt Peter Hecking ... (40/52 ff.). - G. Rothhoff: Aus den Duisburger Intelligenzzeiteln (41/71). - Ernst Köppen: Isidor Hirschfelder, Arzt und Helfer der Kinder (43/173 f.). - Gisela Hückels: Arzthonorierung Anno dazumal (43/85 f., wegen Tietzel).

Kaiser, Wolfram/Piechocki, Werner: Niederrh. Ärzte des 18. Jhs. als Absolventen der Medizinischen Fakultät Halle, in: Niederrh. Jahrbuch Bd. XI, herausgeg. im Auftrag des Vereins Linker Niederrhein, Krefeld, 1969.

Keussen, Hermann: Die Geschichte der Stadt u. Herrlichkeit Krefeld mit steter Bezugnahme auf die Geschichte der Grafschaft Moers, Krefeld 1865, ders.: Beiträge zur Geschichte Krefelds und des Niederrheins, Krefeld 1898.

Keussen, Herm. jr.: Medizin. Doktor-Promotionen von Mörsern und Krefeldern in Duisburg 1677-1803, in: Die Heimat, Krefeld 10 (1931) 17.

Klinkenberg, Gottfr.: Das Gesundheitswesen in früheren Jahrhunderten, in: Heimatbuch d. Grenzkr. Kempen-Krefeld, 7 (1956) 35 ff.

Knippen, Rud. (Herausg.): Festschrift 300 Jahre Gymnasium Thomaäum Kempen (Niederrhein), Kempen 1969.

Köppen, Ernst: Krefelder Miniaturen, Krefeld 1967.

Krefeld von A - Z - Stadtbürgerliche Briefe f. d. Jugend, Krefeld 1963/67, Nr. 61, 114, 137, 157.

Nettebeck, Walter: ... um solch ein Krankenhaus zu finden - zur Geschichte der Städt. Krankenanstalten in Krefeld, Krefeld 1971.

Rembert, Karl / Oelgart Hans: Erinnerungsblätter z. Einweihung d. neuen Hauses am 1. Okt. 1966 der Gesellschaft „Verein“ Krefeld, darin Festschrift zur Hundertjahrfeier 1821-1921, Krefeld 1966.

von Roden, Günter: Die Universität Duisburg, Duisburg 1968 (= Duisburger Forschungen Bd. 12).

Rotscheidt, Wilh.: Die Matrikel der Universität Duisburg 1652-1818, Duisburg 1938. - Ders.: Wo haben die Krefelder studiert?, in: Die Heimat, Krefeld 4 (1925) 167 ff.

Schmidt-Weiter, Rudolf: Zur Gesch. d. nordrheinischen Apothekenwesens, Frankfurt 1970.

Schrage, Leo: Die Geschichte des Medizinalwesens in Krefeld bis zum Jahre 1850 (Diss. Medizin. Akad. Düsseldorf), Hülß 1935.

Stürzbecher, Manfr.: Zur Gesch. d. Medizinalgesetzgebung im Fürstbistum Münster im 17. und 18. Jahrhundert, in: Westfälische Zeitschrift Bd. 114, Münster 1964, S. 165 ff.

Stadtschiv Krefeld: Best. 3, Nr. 396 (Medizinal-Personale 1814-1840), Nr. 405 (Medizinalwesen 1840-1849), Nr. 402 (Pocken- und Schutzpockenimpfung), Nr. 399/400 (Apotheken I/II), Bestand 4 Nr. 1626 (Wählerliste zur Ärztekammer der Rheinprov. v. 4. 6. 1887), Nr. 1623, 1629, 1631-1633 (Gesundheitswesen 1855-1918), Nr. 1651 Chelazart, Ärzte und Verwalter des Städt. Krankenhauses Krefeld 1849-1899), Nr. 1634 (Apotheken, Drogerien u. Materialhandlungen 1850-1908), Nr. 2140 ff. und 2167 ff. (Einwohnerlisten 1850-1900), Bestand 55 Nr. 123 (Abschrift des „Scheuten'schen Stammbuches“), Adreßbücher der Stadt Krefeld 1856, 1871, 1882, 1899/1900, 1920, 1942.

Verzeichnis der Abiturienten des Collegium Augustinianum zu Gaesdonck, in: Gaesdonck Blätter, Gaesdonck bei Goch 1955, Heft 7, S. 32 ff.

Ein Dienstjubiläum vor 100 Jahren

- Erinnerungen an den letzten Uerdinger Friedensrichter -

von Theo Schultes

Zur Jubelfeier des Herrn Justizrath Nücker am 8. Dezember 1878.

Zukunftstraum.

Bemerkter Richter seh' ich aus; Ade,
Besch' dich, Gott, du alter Haus, Ade.
Mir winkt mit freundlichem Gesicht
Von fern das neue Amtsgericht.
Ade, Ade, Ade.

Ja, Scheiden und Reiden thut weh'.

Wo liegt das salige Magazin
Beleidigt unsern Schändlichkeit,
Da wird erbaut, massiv und weit,
Der Tempel der Gerechtigkeit.

Wohl freut es mich: und noch viel mehr — oja
Die hiebert Wolke ringsumher — oha! —
Den Nachbar auch, schräg vis-à-vis,
Sch' ich neigentlich darob wie nie.

Sie rufen froh; Ade:

Uns thut das Scheiden nicht weh!

Doch ach! wie thut das Herz mir weh — ade —
Wenn ich die Rathhaustreppe seh, ade —
Zu der ich manchen Altersloß
Hinauftrag in des Rades Schoß. —

Und schau in's Fenster ich hinein,
Das keinen Luftzug ließ herein
Und meinen Arm geschüßt vor Wicht,
So schäm' ich mich der Thräne nicht.

Und ach, die Spinnen, die's umwebt,
Mit denen ich so traut gelebt!
Wie st: die fliegen in dem Netz
Bing ich die Sünden im Gesetz.

Dem Tisch, mit Schrammen wohlbedekt,
Dem Stuhl, von Alterthum besetzt,
Und auch, der Dielen, moisch und hoch,
Zog' ich ein schmerzlich Lebensloch!

Auch dir, du hinterlist'ger Tritts,
Von welchem Kobert fallend glitt,
Und fuß die letzte Klippe brach,
Dir wein' ich eine Thräne nach.

Ob' wohl, du alter Alterschrank,
Ob' wohl, o Arms-Sünderbank
Lebt wohl — ich muß — mich ruft die
Pflicht —
Ich muß in's neue Amtsgericht.

Ob' wohl, mein ganzes Inventar:
Mit dem gehaut ich fünfzig Jahr:
Lebt wohl, lebt wohl, wenn's Herz auch
bricht —
Ich muß in's neue Amtsgericht.

Carl Josef Felix Nücker (1807-1896) war der letzte Uerdinger Friedensrichter. Mit Inkrafttreten der neuen Gerichtsorganisation zum 1. Oktober 1879 wurden die Friedensgerichte aufgelöst. Die Justiz war um eine bürgernahe, unbürokratische und bewährte Art der Rechtspflege ärmer geworden.

Am 8. Dezember 1878 konnte Nücker im Alter von 71 Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern. Dieses, heute nicht mehr erreichbare Fest, kam in damaliger Zeit häufiger vor. Denn für die Ernennung zum Friedensrichter genügte lediglich die Ablegung des Referendarexamens; eine feste Pensionierungsgrenze gab es nicht. Der Friedensrichter blieb solange im Amt, wie es seine Gesundheit und Leistungsfähigkeit zuließen. Überdies bezogen die Friedensrichter ein auch für die damalige Zeit recht geringes Gehalt, das durch sogenannte „Sporteln“ aufgebessert wurde. Dieses waren Gebühren, die der Friedensrichter für alle Tätigkeiten mit Ausnahme der Urteile für sich vereinnahmen konnte. Somit lag es auch in seinem eigenen Interesse, möglichst lange im Amt und somit auch im Genuß der Einnahmequelle zu bleiben.

Nücker kam 1834 mit 27 Jahren als Friedensrichter nach Uerdingen. 1828 hatte er in Berlin das Referendarexamen abgelegt und war nach Erfüllung seiner Dienstpflicht bei den Neuchateller Jägern, wo er als Landwehr-Captain entlassen wurde, als Referendar in seiner Vaterstadt Aachen tätig gewesen. 1839 heiratete er Karoline Josefine Henriette Erlenwein (1812-1888)¹⁾ und war somit in jeder Hinsicht in der



Rheinstadt etabliert. Schließlich vertrat er längere Zeit auch die Interessen seiner Mitbürger im Landtag.

Das vorstehende Jubiläumsgedicht „Zukunftstraum“ wurde Nücker von Freunden seiner Tischrunde „Deutsche Eiche“ gewidmet. Allerdings sollte die Vision hinsichtlich des neuen Amtsgerichtsgebäudes nicht in Erfüllung gehen. Es wurde nicht an die Stelle des Salzmagazins, der früheren Franziskanerkirche (heute Uerdinger Bank) gebaut. Der Justizfiskus begnügte sich vielmehr mit der Anmietung des ersten Stockwerkes des südlichen Herberzhauses am Markt, das die Stadt eigens zu diesem Zweck gekauft hatte.²⁾ Vollkommen Recht hatten jedoch die Freunde mit der Schilderung des Zustandes des Gerichtslokals in seiner Einfachheit, ja fast Armut. Es wäre gewiß ein dankbares Objekt für Spitzweg gewesen, um ein Pendant zu seinem armen Poeten zu fertigen. Nückers Tochter bestätigte in ihren Erinnerungen an Uerdingen nach über 50 Jahren: „Das Gerichtslokal war in keinem guten Zustand. Die Spinnen müßen sich's gut da befunden haben. Ob da wohl einmal Hausputz gehalten worden ist? Papa achtete jedoch nicht auf Äußerlichkeiten. Im gegen überliegenden Zimmer (Bürgermeisteramt) saßen die beiden Polizeidiener Jene und Liske aus langen Pfeifen schmauchend sich von ihrer schweren (?) Arbeit ausruhend. Das Polizeigericht war wohl die anstrengendste Sitzung für Papa. Und wenn dann anschließend noch der Polizeiwachtmeister kam mit Meldungen „Wie ich in Erfahrung gebracht habe . . .“ dann hieß es - Papierkorb -.“

Nicht die Allgewalt, sondern die Persönlichkeit des Friedensrichters, der nach zeitgenössischer Typisierung „weniger als Richter, sondern als Freund, Schiedsman und Vater seiner Mitbürger durch seinen Rat den Prozessen vorbeugen und durch seine Wachsamkeit den Verbrechen vorbeugen sollte“ konnte sich solche erfreuliche unbürokratische Bearbeitung erlauben.

Wenn der Alltag vor hundert Jahren im allgemeinen bescheiden war, so verstanden es unsere Vorfahren doch, mit einer Begeisterung Feste zu feiern, wie es uns wohl heute nicht mehr möglich ist. Nückers einziger, langjähriger Mitarbeiter, der Gerichtsschreiber Arandt, hat uns über den Ablauf der Jubiläumsfeier nachstehenden Bericht überlassen:

„Uerdingen, 8. Dezember 1878.

zu der heutigen Feier des 50jährigen Amtsjubiläums unseres Friedensrichters, des Herrn Justizrath Nücker prangte nicht nur der Kellner'sche Saal³⁾ in welchem das offizielle Festmahl stattfand, sondern auch die Stadt im Festschmuck und die aus-

nahmsweise freundliche Witterung begünstigte die zahlreich aus der Nähe und Ferne herbeigeeilten Festtheilnehmer. Nebenbei bemerkt hatten wir heute vor 7 Jahren eine Kälte von -22° R ($= 18^{\circ}$ C) Uerdingen versteht, wie ein auswärtiger Redner im Verlaufe des Festes schmeichelhaft bemerkte, Feste zu feiern. Das zeigte auch der heutige Tag. Der große Kellner'sche Saal war dicht besetzt. Nachdem der Jubilar, geschmückt mit dem heute ihm allerhöchst verliehenen Roten Adler Orden durch einen dreifachen Tusch empfangen worden war, spielte die Musik des 57er Regiments ihre Weisen, zunächst die prächtige Othello-Ouvertüre. Eine heitere Stimmung machte sich bereits beim Beginn des vorzüglichen Menues bemerkbar, als Herr Landrat Leysner sich erhob, um den ersten der offiziellen Toaste auszubringen, der natürlich unserem vielgeliebten Kaiser und König Wilhelm galt, dessen prächtig geschmückte



Carl Josef Felix Nücker

goldene Büste sich auf einem Postamente an überragender Stelle an der Saalwand befand, gleichsam in persona am Feste theilnehmend. Hinweisend auf die allbekannten traurigen und schmerzvollen Ereignisse des vergangenen Frühling, auf die glückliche Wiedergenesung des greisen Monarchen, auf dessen vor wenigen Tagen erfolgten glänzenden Einzug in die Reichshauptstadt, auf die Wiederübernahme der Regierungsgeschäfte und endlich auf seinen Thatendrang für das Wohl des Vaterlandes, fand die Rede den rauschensten Beifall und die Nationalhymne wurde mit seltener Begeisterung gesungen. Nach ihm erhob sich der Herr Oberprocurator v. Guérard aus Düsseldorf und entwarf in klarer, von Begeisterung getra-

gener Rede ein frisches Lebensbild des Gefeierten, schilderte wie er als Jüngling am 6. Dezember 1828 zu Paderborn mit Ablegung des Diensteides die juristische Amtslaufbahn begann und im Verlauf von 6 Jahren in sein hiesiges Amt eingeführt wurde. Nachdem ihm diese Friedensrichterstelle lieb geworden sei, habe er nicht das Bedürfnis gehabt, eine höhere Stufe in der Justiz zu erklimmen, obgleich demselben mehrmals dazu die Gelegenheit geboten worden. In musterhafter Treue, das mußte er im Auftrage der königlichen Staatsregierung erklären, habe derselbe während der lang andauernden Dienstperiode sein hohes Richteramt mit seltener Umsicht verwaltet, davon zeuge die ihn schmückenden Ordens- und Titelverleihung seines königlichen Herrn, das stete Wohlwollen seiner Vorgesetzten und nicht minder die zahlreichen Festtheilnehmer, das Vertrauen und die Hochachtung, die ihm von sämtlichen Cantonseingesessenen gezollt werden und nicht zuletzt die hier ausgestellten prachtvollen Ehrengaben. Er habe sich so um das Vaterland verdient gemacht und das vollste Vertrauen erworben, in dem er zur Vertretung der städtischen Interessen zum Landtagsabgeordneten auserkoren worden sei. Darum leere er sein volles Glas auf das Wohl unseres Jubilars und rufe aus: Glück und Segen dem Jubilar! *Justitia est fundamentum regnorum!* Stürmischer, nicht enden wollender Beifall folgte und alle drängten zum Jubilar, um ihm die wohlverdiente Ehre zu zollen. Sodann bedankte sich Herr Nücker für das ihm gependete Lob und für die allerhöchst erfolgte Auszeichnung in der ihm eigenen bescheidenen Weise, Herr Oberpfarrer Hamacher von hier wies anschließend darauf hin, daß vorerst dem obersten Lenker aller menschlichen Schicksale zu danken sei, der dem Jubilar Gesundheit und Kräfte zu seinem Amt verliehen habe und sie ihm auch fürderhin erhalten möge.“

Der Jubilar, dessen jugendliche geistige und körperliche Frische an anderer Stelle hervorgehoben wurde, war noch bis zum 74. Lebensjahr im Amt. Nach Auflösung des Friedensgerichtes erhielt er die erste Amtsrichterstelle in Uerdingen. 1881 zog er sich in den wohlverdienten Ruhestand zurück. Er starb 1896 im Alter von 89 Jahren.

1) s. Heimat 1925 S. 291. - 2) s. Heimat 1973 S. 111. - 3) Oberstraße 10, später Lichtspielhaus „Schauburg“ und „Stadtchenke“

St. Martinus

Plauderei über einen alten rheinischen Brauch

von Marie Therese Füngling

Der Hl. Martinus von Tour ist hier im Rheinland unabhängig von allen konfessionellen Verschiedenheiten allgemein volkstümlich. In Dorf und Stadt beleben die alljährlichen Traditionen der Kinderzüge mit bunten Fackeln zu Ehren des Hl. Martinus, des späteren Bischofs von Tours im heutigen Frankreich. Nicht allen Zugteilnehmern dürfte dabei bewußt sein, daß diese Persönlichkeit einer Zeit angehörte, in der Frankreich das von den Römern besetzte Gallien war, und Martinus selber Reitersoldat in römischem Dienst.

Er war, der Legende zufolge, um 316 im heutigen Ungarn als Sohn eines römischen Offiziers geboren.¹⁾ Sein Name läßt vermuten, daß ihn seine Eltern, selber noch Heiden, dem römischen Kriegsgott geweiht und für eine militärische Laufbahn bestimmt hatten. Mit 18 Jahren befindet er sich bereits in Gallien als Reitersoldat und trifft nach einem Kurierritt vor den Toren von Amiens auf den legendären Bettler am Weg, für den er unbekümmert ein Teil seines Mantels abtrennt. Eine spontane Geste menschlichen Mitgefühls, die bei seinen Kameraden auf massives Unverständnis stieß, da sie durchaus nicht zu den üblichen Gebräuchen der strengen römischen Militärmacht gehörte. Welche dienstlichen Folgen dies für den unbedachten Ungarn gehabt haben mag, können wir nicht mehr

St. Martin; 13. Jahrhundert, Sandstein, H. 1,13 m, Pfarrkirche St. Martinus Ep Bassenheim, Kreis Koblenz-Land.



feststellen. Die Legende will aber wissen, daß Martinus in der Nacht durch ein Traumgesicht belehrt wurde. In ihm gibt sich der armselige Bettler im Schnee als der Gott der Christen zu erkennen. Martinus, der nun in Einsicht aus einem neuen Geist handelt, begibt sich nach Poitiers, wo Hilarius als christlicher Bischof wirkt. Von ihm läßt er sich in der neuen Lehre unterweisen, nimmt die niederen Weihen und kehrt in seine Heimat zurück, wo es ihm gelingt, seine Mutter für den christlichen Glauben zu gewinnen. Im übrigen findet er dort aber wenig Sympathien für seine Konversion und sieht sich gezwungen, nach Gallien zurückzukehren, wo er ein Leben als büßender Einsiedler beginnt. - Wunder, ja Totenerweckungen werden seinem Einfluß zugeschrieben und verbreiten sein Ansehen. Er wird zum Bischof von Tour ernannt und beschließt dort um 400 sein ungewöhnliches Leben.

Angetreten unter dem gnadenlosen Gesetz des römischen Kriegsgottes übt er unbewußt Erbarmen im christlichen Sinn und erfährt so seine Damaskusstunde. Und es ist kaum allein das bescheidene Anzeichen menschlichen Mitgeföhls mit einem hilflos Ausgelieferten, das Martinus eine so nachhaltige Erinnerung sicherte. - In späteren Jahrhunderten scheinen oft größere caritative Leistungen vollbracht. - Das Eindrucksvolle der flüchtigen Hilfsbereitschaft scheint mehr in dem sich anbahnenden allgemeinen Gesinnungswandel begriffen, der sich mit der Einführung der christlichen Vorstellungen Raum zu bahnen begann, und für den die Tat des jungen Soldaten ein erkennbares Symptom darstellte. In ihm ist gleichsam die Abkehr von grausamen heidnischen Überlieferungen der Spätantike zu den menschenfreundlichen Vorstellungen der christlichen Lehre Gestalt geworden.

Wir wissen heute kaum mehr etwas über weitere Handlungen im einzelnen, durch die sich der Heilige später noch ausgezeichnet haben mag. Er lebt im Bewußtsein allein als der jugendliche Reiter fort, der sich nach vollbrachter Liebestat eilig mit seinem Mantelteil davonmacht.

Auch die Darstellungen in der Kunst seit dem Mittelalter beschränken sich ausschließlich auf die Szene der Mantelteilung, die dort, wo schriftliche Mitteilungen nicht allgemein verstanden werden konnten, unverwechselbar die Identität des Heiligen vorstellte.

Die Gestalt des sogenannten „Bassenheimer Reiters“ in einem Steinbildwerk des 13. Jahrhunderts gehört zu den bekanntesten Darstellungen St. Martins in der deutschen Kunst. Entdeckt bei der Inventarisierung des Kreises Koblenz-Land in der Dorfkirche in Bassenheim, von Herrmann Schnitzler als ein Werk des Naumburgischen Mei-

sters in die Kunstgeschichte eingeführt, zählt es zu den bedeutenden Leistungen mittelalterlicher Skulptur.²⁾ (Abb. 1)

Doch nicht primär künstlerische Fragen stellen sich in unserem Zusammenhang, sondern die zeitgeschichtlichen Aussagen eines Bildwerkes. Und diese sind nicht immer abhängig von der künstlerischen Qualität des Gegenstandes. Der Bassenheimer, ein schlichterer Bruder des Bamberger Reiters, vertritt wie dieser das Idealbild des christlichen Ritters, wie es dem Mittelalter vorgestellt wurde. In schmuckloser Kleidung und fast ungerüstet, dient ihm sein Schwert als einzige Waffe anscheinend nur dazu, dem Elenden zu seiner Seite eine Hilfe zu schenken. Die Eindrucksstärke der Darstellung beruht auch auf dem Gegenspiel der Bewegungen darin, die hier mehr als nur ein künstlerisches Formspiel bedeuten.

Hierüber vergißt man leicht, daß dieses Werk etwa achthundert Jahre vor unserer Zeit entstanden ist und daß es seinerseits wiederum durch achthundert Jahre von seinem historischen Vorbild des 4. Jahrhunderts getrennt ist. Martinus selbst war noch kein christlicher Ritter im mittelalterlichen Sinn. Er war Reitersoldat im römischen Heer und über sein Aussehen können uns inzwischen zahlreiche Ausgrabungen, auch im ehemals römischen Rheinland ein Bild vermitteln. Im Besitz des Röm.-Germ. Museums in Köln befindet sich der sogenannte „Grabstein“ des Reiters Titus Flavius Bassus aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert. Gefunden ist das 1,61 m hohe Kalksteinrelief schon 1886 in der Kölner St. Gereonstraße. (Abb. 2)³⁾

Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Person eines berittenen Kriegers im Schmuck seiner Waffen und tödlicher Funktion.

Zwischen den Vorderhufen des Pferdes sinkt schon der unterlegene Gegner zu Boden, während der Schild schon seiner Hand entgleitet. Die Blickrichtung seiner Augen trifft sich mit der des Reiters, und diese an ihren beiden Endpunkten fixierte Linie wird nachdrücklich durch die Diagonale des erhobenen Reiterspeers unterstrichen.

Hinter dieser dramatischen Gruppe erscheint halb im Schatten der konkaven Wölbung eine dritte Gestalt. Kaum artikuliert und kleiner als die beiden Hauptfiguren, ist sie gleichwohl mit einem Schild und zwei Reiterspeeren versehen. Die Haartracht gleicht der des gefallenen Kriegers, die Fußspitzen sind leicht auf den Boden aufgesetzt und lassen kein Vorwärtsschreiten erkennen.

Die Sockelinschrift nennt nur T. Flavius Bassus, Sohn des Mucala, aus Thrakien, Reiter der nördischen Ala im Zuge des Flavius Pudens, Alter 46 Jahre, Dienstalter 26

Jahre. Dahinter stehen die Kapitalen H. F. C. -

Peter La Baume, der im Katalog der Ausstellung „Römer am Rhein“, Köln 1965⁴⁾ auf dieses Reiterbild eingeht, setzt hier und an anderer Stelle voraus, daß die Sockelinschrift zugleich auch den dargestellten Reiter benennt. Es gibt aber kaum Anhaltspunkte, die diese Ansicht bestätigen. Zwar sind Porträts römischer Krieger auf Grabsteinen bekannt, wie die des Hauptmanns Marcus Caelius im Landesmuseum Bonn, der zusammen mit zwei Adjutanten in der Varusschlacht fiel, wie die Sockelinschrift besagt. Auf diesem Grabstein, der in Xanten aufgefunden wurde, ist der Genannte auch im Porträt an seinen Rangabzeichen und Ehrenplaketten gekennzeichnet. Dagegen wird man auf der Stele des T. Flavius Bassus vergeblich nach dem Hinweis auf den Rang des Reiters suchen, sowohl in der Sockelinschrift als auch bei der Person des Reiters. Demnach müßte es sich bei ihm um einen gemeinen Reitersoldaten gehandelt haben, zu dessen Ehren und Andenken sein Erbe (H. F. C. = heres facere curavit) ein aufwendiges Monument in Köln errichten ließ, wie La Baume annimmt. Das leuchtet nicht ein und zudem überrascht es, daß das Pferd im Vergleich zu seinem Reiter sorgfältig geschmückt ist. Das Zaumzeug ist mit Fransen, Quasten und Rundplaketten verziert, welche letztere kaum Rangabzeichen sind. Seine Mähne ist zierlich geflochten und überdies zwischen den Ohren zu einem nach vorne nickenden Busch hochgekämmt. Ein Paradepony, das ein wenig an eine moderne Circusaufmachung erinnert.

Es ist schwer denkbar, daß jeder römische Reitersoldat auf so geputzten Tieren in die Schlacht ritt. Es ist auch schwer denkbar, daß ihm durch einen Burschen zu Fuß Reservewaffen nachgetragen wurden, wie es La Baume anhand der kleinen Seitenfigur voraussetzt, deren ausdrückliche Nennung ebenso fehlt wie ein Hinweis auf die Person des unterlegenen Kämpfers.

Wenn indessen keine anderen zwingenden Gründe für die bisherige Interpretation der Reiterdarstellung auf dem Memorienstein für T. Flavius Bassus vorliegen, mag hier eine andere Version der Deutung erlaubt sein. Wenn der Lanzenreiter, der außer Helm, Lanze und Schwert keinerlei militärische Rangabzeichen trägt, kein Offizier war, so auch kaum ein gemeiner Soldat. Ist hier etwa eine Gestalt abgebildet, deren Bedeutung auf jedes Attribut militärischer Würde verzichten kann? Es wäre dann Mars selbst, der römische Kriegsgott, als Hauptfigur des Geschehens.

Die klassische Kunst der Antike, zu deren provinziellen Ausläufern auch das genannte Reiterbildnis in Köln gehört, ist durch bewundernswerte Realitätstreue gekennzeichnet, die sich in der Genauigkeit und Redlichkeit der Darstellung beweist. Damit



Grabstein für den römischen Reitersoldaten T. Flavius Bassus, 1. Jht. n. Chr., H. 1,61 m. Fundort Köln, Gereonsstraße, Köln, Röm.-Germ. Museum

ist kaum zu vereinbaren, daß der gefallene Krieger in genauer Umkehrung der realen Vorgänge eine Apotheose erfährt. Es wäre begreiflicher, wenn nicht der siegreiche Reiter, sondern der wirklich Gefallene den Namen trüge, den die Sockelinschrift ausführlich nennt. Seine Soldatenehre wird im Tod gewahrt, indem nicht irgendein Gegner, sondern sein Kriegsgott selbst den Tod bringt. Und so würde zugleich auch die Figur des im Hintergrund schattenhaft hervortretenden Begleiters verständlich. Es wäre dann nicht der Bursche, der dem Reiter Ersatzwaffen nachträgt, sondern der Genannte selbst, ein zweites Mal und nun schon im Gefolge des Gottes dargestellt, der als Schatten seine eigene Opferung sieht.

In dieser Deutung wäre das Reiterrelief im Röm.-Germ. Museum in Köln weniger ein Grabstein, als vielmehr ein Weihstein an Mars, der zur Erinnerung an einen gefallenen Verwandten von dessen wohlhabendem Erben in der Provinzhauptstadt gestiftet wurde.

Die Namensverwandtschaft des römischen T. Flavius Bassus mit der des mittelalterlichen Reiters aus Bassenheim bei Koblenz dürfte allerdings nur zufällig sein.

Nicht zufällig scheint jedoch - der Name als Wahrzeichen - der Gleichklang der den römischen Reitersoldaten Martinus mit dem Kriegsgott der Römer verbindet, wie das schon anfangs erwähnt wurde. Auch ist es kein Zufall, daß die Verehrung des Hl. Martinus sich bis heute nachhaltend auswirkte. Sie wurde ausgelöst durch einen einschneidenden Gesinnungswandel in der Abkehr von der gnadenlosen Gewalt einer spätantiken Militärmacht und der Hinwendung an die rechtlos Ausgelieferten. Das bedeutet nicht, daß zugleich alle Erinnerungen an vorchristliche Kriegsbräuche zugleich vergessen wurden. Es ist vorstellbar, daß bis heute noch in unseren christlichen Martinsbräuchen Überreste römischer Marsfeiern weiterleben.

Was heißt im Hinblick auf die frühlichen Martinsfackeln der Kinder die landläufige Redensart, daß „die Kriegsfackel entzündet wurde, wenn Mars die Stunde regierte“? Was haben neben den Papierlampions die altertümlichen Pechfackeln der begleitenden Zugordner zu suchen?

Ist die sprichwörtliche „Martinsgans“ und die gelegentliche Gewohnheit, lebende Gänse auf Zugende in einem geschmückten Gitterwagen mitzuführen, allein aus der bekannten Legende abzuleiten, daß sich Martinus aus Demut vor seiner Bischofswahl in einem Gänsestall zu verstecken suchte, wo er - wie nicht anders zu erwarten -, erst recht entdeckt wurde? Oder aber sind hier nicht doch Traditionen des römischen Heeres wirksam, wo die Erinnerung an die sagenhaften Gänse des Kapitols lebendig war, die den Hügel und religiös-politischen Mittelpunkt

des Weltreiches vor der Vernichtung bewahrten?

Auch andere Gewohnheiten bei den Martinsumzügen sind nicht zwingend christlichen Ursprungs, wie etwa die Anstelle einer bunten Papierfackel ausgehöhlte und illuminierte Feldrüben mit menschlichen Fratzen, bleckenden Stoffzungen und Wattebärten dekoriert, an langen Stangen mit sich zu tragen. Wir wissen es, daß sich die Hilfstruppen der römischen Kernarmee auch aus der heimischen Bevölkerung zusammensetzten, die in unserem Bereich aus keltischen und germanischen Elementen bestand. Zu den barbarischen Kampfriten der Kelten gehörte es auch, die abgeschlagenen Köpfe der Besiegten als abschreckende Drohung weithin sichtbar mitzuführen. Und damit gelangen sogar unsere beliebten „Martinspuppen“ oder „Weckmännchen“ unversehens in unaussprechlichen Verdacht. Puppen, als magische Verkörperung von gedachten Menschen, sind in allen primitiven Religionen Gegenstand verschiedenster Riten. Die Verbrennung einer Puppe als „Hoppeditz“ am Ende der rheinischen Fastnachtstage ist ein Beispiel aus unserer Zeit. Im Aberglauben wird in der Verstümmelung oder Durchbohrung einer Puppe aus Wachs oder Brotteig eine schädliche Auswirkung auf einen gedachten Feind erwartet. Und geht dieser Zauber über das finstere Mittelalter hinaus und bis in vorchristliche Zeit zurück?

Und ist die Freude an dem schmackhaften Gebäck dadurch überhöht, daß seine Bestimmung in den finsternen Gedanken der Vergangenheit endlich verloren war?

In einer Zeit, die ihre Erinnerungen vorwiegend aus den Papieren schöpft, scheint es unglaublich, daß sich mündliche Überlieferungen im Brauchtum oder Wortbildungen über mehr als zweitausend Jahre erhalten haben könnten. Und dennoch sind vergleichbare Erscheinungen aus dem Bereich der Sprache bekannt. In einigen heimischen Orts-, Fluß- und Eigennamen hat sich keltisches, römisches und frühgermanisches Sprachgut bis heute erhalten.

Naturgemäß aber ist der Versuch, die vertrauten Martinsbräuche unserer rheinischen Heimat aus rituellen Feiern vorchristlicher Zeiten herzuleiten, systematisch nicht zu verwirklichen. Er kann vielleicht nur dazu dienen, die Kinderbelustigung der Spätherbsttage im Hinblick auf ihre möglichen Hintergründe anzunehmen.

1) Das große Buch der Heiligen, Geschichte und Legende im Jahreslauf, zus. gestellt v. E. u. H. Melchers, München 1978, Neuauflage v. 1965, S. 732-734. - 2) Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz; Landkreis Koblenz, Bd. 16 III, Düsseldorf, 1944, S. 70-73. - 3) Peter La Baume, Die Römer am Rhein (Sig. Rheinisches Land, Bd. 4) 3. Aufl. o. J. Bonn, S. 25-28. - 4) Kat. zur Ausstellung „Römer am Rhein“, Röm.-Germ. Museum, Köln 1967, A 148, S. 87.

20. Geburtstag der früheren Staatl. Ingenieurschule für Maschinenwesen Krefeld am 1. April 1978

- Ansprache des ersten Direktors Dr. Ing. Ernst Wüsthube -

Hochverehrte Geburtstagsgäste!

An meinem 65. Geburtstage wurde ich von der hiesigen Presse als „Vater der Ingenieurschule Krefeld“ gewürdigt, obwohl diese Schule damals noch und nur ein „Provisorium“ war. Da ich unterdessen zwei Nachfolger im Amt habe, bin ich inzwischen sozusagen „Urgroßvater“ der Schule geworden, und als solcher empfinde ich es geradezu vermessen, hier und heute das Wort zu ergreifen, noch dazu mit dem vorgegebenen Thema: „Erinnerungen an die Gründungszeit.“ Was kann ein „Urgroßvater“ der heutigen Generation schon bieten?, besonders wenn er weiß, daß der überwiegende Teil der Jugend denkt: „Uns interessiert nicht, was war, sondern wir wollen wissen, was wird!“ Darum bitte ich um Nachsicht, wenn ich dennoch Vergangenes in Erinnerung bringe und keine Betrachtungen darüber anstelle, was vermutlich werden könnte oder gar, was nach meinen Vorstellungen werden sollte! Dafür bin ich nicht mehr zuständig, sondern schon zu weit abgetakelt, und deshalb bitte ich darum, in der nächsten halben Stunde von Ihnen gütig unter „Denkmalschutz“ gestellt zu werden. Vielleicht aber deckt ein Blick in die Anfänge der einstigen Staatlichen Ingenieurschule für Maschinenwesen Krefeld Wurzeln ihrer Entstehung und ihres Werdens auf, Wurzeln, die für die Lebenskraft auch der nunmehrigen Fachhochschule Niederrhein nicht bedeutungslos sind. Bevor ich zum Thema komme, möchte ich dem „humorvollsten Krefelder Bürokraten“, Herrn Prof. Dr. Brocks, der lt. Pressenotiz den Minister mit Limericks attackiert, und den Trägern der Tradition der ehemaligen Ingenieurschule innerhalb der heutigen Fachhochschule Niederrhein,



den Fachbereichsleitern Elektrotechnik, Maschinenbau und Verfahrenstechnik, den Herren Professoren Borucki und Broermann und ihren Kollegien herzlich dafür danken, daß sie den 20. Geburtstag der einstigen Ingenieurschule nicht unbeachtet lassen und uns zu dieser Gedenkstunde eingeladen haben.

Ich bin gern hierher gekommen, zumal der Tag für mich eine doppelte Bedeutung hat. Vor 20 Jahren begann ich hier eine Ingenieurschule für Maschinenwesen aufzubauen, vor 40 Jahren, zum 1. April 1938,

Vorlesung im kleinen Hörsaal der TIS (Dr. Effertz)

vormals noch als Dozent in Hagen, wurde ich zur Leitung der Staatlichen Höheren Maschinen- und Hüttenerschule Gleiwitz/Oberschlesien, meiner Heimat, berufen. Damals fing ich als Jüngster, sozusagen als Direktorstift in einem kleinen Lehrkörper an. Heute würde ich mich freuen, als ein Senior vom hiesigen großen Kollegium akzeptiert zu werden. Ich finde, daß es wichtig ist, zu wissen, wo man hingehört, auch und gerade im Ruhestande und räumlich weit entfernt von der einstigen Arbeitsstätte.

Verehrte Freunde, Eugen Roth hat einmal gesagt: Wir alle steigen - oft recht heiter - empor auf unsrer Lebensleiter. Das Gute, das wir gern genossen, das sind der Leiter feste Sprossen. Das Schlechte - wir bemerken's kaum - ist nichts als leerer Zwischenraum.

So möchte ich nun kurz und nur über die alleruntersten Sprossen der Lebensleiter dieser Schule sprechen, ohne mich bei Zwischenräumen aufzuhalten, die es selbstverständlich gibt.

Gestatten Sie, hochverehrte Gäste, daß ich im Folgenden Abkürzungen verwende, obwohl ich kein Freund von Kürzeln bin, höchstens in der Kurzschrift. In einer Rede aber sind Kürzel manchmal ein ganz brauchbares Mittel gegen „Angina temporis“. Ausführlich heißt also:

- AV = Allgemeine Verfahrenstechnik
- EN = Elektr. Nachrichtentechnik
- MK = Maschinenbau Konstruktionstechnik
- SIM = Staatl. Ingenieurschule für Maschinenwesen
- TIS = Textilingenieurschule
- FHN = Fachhochschule Niederrhein

Nun zum Thema:

Nach dramatischem Kampf der drei Städte Düsseldorf, Krefeld, Mönchengladbach um den Standort einer niederrheinischen Ingenieurschule zur Jahreswende 1957/58 gab es eine Kabinettsentscheidung zugunsten Krefelds, worauf mir Anfang März 1958 im Kultusministerium Düsseldorf der Auftrag erteilt wurde, mit je einem Semester Elektr. Nachrichtentechnik und Maschinenbau Konstruktionstechnik heute vor 20 Jahren eine Staatl. Ingenieurschule für Maschinenwesen in Krefeld zu eröffnen. Anmeldungen für diese Schule lagen bereits im Schulamt der Stadt vor, die auch für eine vorläufige räumliche Unterbringung sorgen und später als Bauherr für ein eigenes Schulgebäude fungieren würde.

Als erste lehrende Mitarbeiter wurden die Bauräte Dr.-Ing. Merten und Görsch von der SIM Duisburg, sowie Rüppel von der SIM Wuppertal an die SIM Krefeld abgeordnet, und Dr. Ogilvie aus einer Industrie-stellung in den Schuldienst als Baurat z. A. berufen. Z. A. bedeutet „Zur Anstellung als Beamter auf Lebenszeit“ im Falle

einer Bewährung, unter Kollegen hieß z. A. launig „zur Ansicht“, bei Dr. Ogilvie - wie allbekannt - sehr bald erfolgreich „im Maßstabe 1:1.“

Ich selbst kam nach Krefeld von der SIM Wuppertal, an der ich mich mit Baurat Rüppel besonders angefreundet hatte. Dieser war dort schon Mitglied des Hauptpersonalrats der Schulabteilung des Regierungspräsidenten Düsseldorf, unserer Schulaufsichtsbehörde. Sein „gewerkschaftliches Herz“, wie Rüppel es selbst nannte, kam dem Personalaufbau der SIM Krefeld sehr zugute. Denn es war keine Einstellung von Dozenten ohne Einverständnis des Hauptpersonalrats möglich. Kollege Rüppel hat sich in jedem Einzelfalle um schnellste Zustimmung des Hauptpersonalrats zu einer von mir beantragten Dozenteneinstellung stets erfolgreich bemüht; sonst wäre der rasante Aufbau der 18-semesterigen Schule nie gelungen! Wir brauchten jedes Halbjahr während des 3jährigen Aufbaus 5 bis 6 neue Dozenten, d. h. außer den 5 Gründern mußten mindestens noch 28 Dozenten gewonnen werden. Nur 3 davon sind uns vom Kultusminister ohne unser Zutun zugewiesen worden; 21 Herren wurden durch Initiativen der Schule gewonnen und dann natürlich durch den Kultusminister neu berufen oder von anderen SIMs nach Krefeld versetzt.

Ab Sommerhalbjahr 1959 wurde das bis dahin 5-semesterige Studium auf 6 Semester umgestellt, im gleichen Augenblick, wo zu den beiden vorhandenen Abteilungen Elektr. Nachrichtentechnik und Maschinenbau Konstruktionstechnik die dritte Abteilung Allgemeine Verfahrenstechnik nach zähem Ringen mit dem Kultusministerium hinzugekommen war. Man wollte nämlich als 3. Abteilung nach Krefeld entweder den Landmaschinenbau oder die Sanitärtechnik von der SIM Köln verlegen, um dort eine AV-Abteilung einzurichten. Dies ging mir jedoch gegen den Strich, weil in Krefeld viele und bedeutende Unternehmen der Verfahrenstechnik ansässig waren, und weil ich selbst vor meinem Eintritt in den Techn. Schuldienst konstruktiv im Kohlen- und Erzaufbereitungsbau, also verfahrenstechnisch, tätig war. Es ist der Unternehmerschaft am linken Niederrhein und der ehemaligen Industrie- und Handelskammer Krefeld sehr zu danken, daß mein Wunsch und Wille im Kultusministerium respektiert wurde. Wie wichtig dies war, hat sich in der FHN-Errichtungszeit erwiesen, denn der dazumal rückläufige Maschinenbau hätte für sich allein wohl keinen Fachbereich darstellen können und ist durch Vereinigung mit der Allgemeinen Verfahrenstechnik sozusagen am Leben geblieben. Es sei mir erlaubt, hier sogleich den Wunsch zu äußern, der Maschinenbau möge sich recht bald so kräftig erholen daß die ursprünglichen drei Abteilungen der SIM ein-

mal auch drei Fachbereiche der FHN werden.

Mit Beginn des Winterhalbjahres 1961/62 - genau 3 1/2 Jahre nach ihrer Eröffnung - waren, nachdem die Schule schon 111 Jungingenieure verabschiedet hatte, die drei Abteilungen Allgemeine Verfahrenstechnik, Elektr. Nachrichtentechnik und Maschinenbau Konstruktionstechnik mit je 6 Semestern voll ausgebaut sowie provisorisch untergebracht und zwar:

die jeweils 1. und 2. Semester aller 3 Abteilungen in der Ruine der ehemaligen Webschule Ecke Deutscher Ring/Lüdersstraße, die 3. Semester aller Abteilungen in Räumen der Wäschereiforschung auf der Adlerstraße, die 3 oberen Semester der MK und EN Abteilung in der Textil-Ingenieurschule am Frankenring und die der AV-Abteilung auf dem Deutschen Ring in Räumen, die der Pressevertrieb „Keppel“ verlassen hatte.

In dieser Zeit, wo nach jeder Neueinstellung von 3 Semestern zum jeweils 1. April und 1. Oktober sofort wieder die Hauptsorge war:

„Wo kommen die 3 nächsten nachrückenden Semester hin?“

entstand im Studentenkreis der Reim:

„Es wuchs die Zahl,
es wuchs die Qual,
wo finden wir ein neu Lokal?
Nordwall, Ostwall, Südwall, Westwall
und zum Schluß blieb nur der Webstall!“
(gemeint war die Ruine der alten Webschule) mit den Räumen W 1 bis W 10.

Welch Glück, daß sich an der dem „Webstall“ gegenüberliegenden Straßenecke eine Gastwirtschaft befand, die eine ganze Semesterbesatzung faßte, der unentbehrliche Ausweichraum W 11! Wieviel „vergeistigter“ Unterricht möge hier stattgefunden haben! Im Webstall befand sich auch der Physiksaal mit Sammlung, ein zwerghaftes physikalisches Laboratorium und der erste große Zeichensaal der Schule von der früheren Webschule her „Lembke-Saal“ genannt. Chemie wurde im Chemieraum der benachbarten „Albert-Schweitzer-Realschule“ erteilt; Anfänge eines Werkstofflaboratoriums waren teils im Kesselhaus des Webstalls, teils in einem Shed der TIS untergebracht; sofern größere Einrichtungen für Werkstoffprüfungen erforderlich waren, durften sie in der Qualitätsstelle der Deutschen Edelstahl Werke (DEW) durchgeführt werden, was jedoch nur nachmittags möglich war. Im Untergeschoß der Textil-Ingenieurschule entstanden die ersten elektrischen meß- und nachrichtentechn. Laboratorien, damals schon mit einem Analogrechner und einer Telepneu-Steuerungs- und Regel-Anlage, sowie eine gut ausgerüstete mechanische und elektrische Werkstatt, gleichzeitig bescheidener Anfang eines Werkzeugmaschinen-Laboratoriums. Die

nebenanliegende Schreinerei der TIS stand uns zur Mitbenutzung zur Verfügung. Die Bedeutung der Werkstätten und ihrer Mitarbeiter für den Eigenbau von Einrichtungen für Spezial-Schulräume und Labors sowie für mannigfache oft schwierige Reparaturen kann gar nicht hoch genug gewürdigt werden! In den salztrockenen Kellerräumen von Keppel, wo der Pressevertrieb seine Papierlager hatte, waren der Grundstock eines Labors für mechanische Verfahrenstechnik im Entstehen begriffen und die Bücherei mit Dokumentation sowie das Archiv untergebracht. Diesem kam besondere Bedeutung zu, weil z. B. gem. Ministererlaß Ingenieur-Prüfungsarbeiten 10 Jahre lang aufzubewahren sind!

Die 5. und 6. Maschinenbau- und Verfahrenstechnik-Semester führen so oft wie möglich mit von der Stadt gestellten Bussen zu den maschinen- und verfahrenstechnischen Labors der SIMs Duisburg und Essen, um dort an größeren Kraft- und Arbeitsmaschinen und thermischen Verfahrensanlagen verschiedenster Art meßtechnisch üben und urteilen zu lernen.

Ab 1961/62 wickelte sich der Vorlesungs-, Konstruktions- und Laborbetrieb der SIM Krefeld an 8 weit auseinander liegenden Orten ab, was an Dozenten, Studenten, an das nichtpädagogische Personal wie Hausmeister, Raumpflegerinnen und an die Verwaltungskräfte höchste Anforderungen stellte. Alle waren auf dauernder Wanderschaft. Und ich selbst kam mir manchmal vor wie der Chef von einem großen Wanderzirkus!

Dennoch: Ein amerikanischer Schullehrer, vom Kultusministerium Düsseldorf zur Besichtigung nach Krefeld geschickt, soll sich nach Rückkehr ins Ministerium geäußert haben, die SIM Krefeld sei das beste Provisorium, was er weit und breit gesehen hätte! Dieses Provisorium war in 3 1/2 Jahren organisch gewachsen von 2 auf 18 Semester, von 71 auf 491 Studenten, von 5 auf 29 Dozenten und 7 nebenamtlichen Lehrkräften, sowie von 3 auf 28 nichtpädagogische Mitarbeiter! Leider dauerte es genau noch einmal so lange, bis es durch die Übersiedlung in diesen Bau hier im März 1965 sein Ende fand, just zu dem Zeitpunkt, in dem ich in den Ruhestand ging.

Obwohl wir mit hauptamtlichen Dozenten stets unterbesetzt waren, gaben wir dem Kultusministerium bereitwillig Hilfestellung bei Neugründungen von Ingenieurschulen nach 1958: für Düsseldorf und Remscheid gaben wir mitten im eigenen schwierigen Aufbau 3 Kollegen ab, und zur hohen Ehre der jungen Schule gingen in kurzen Abständen 3 Direktoren aus ihr hervor: für Remscheid, Lemgo und Köln II, wobei der letztere sehr bald von dort einen Ruf in eine Professur an der PH Essen erhielt. Nicht weniger zum guten Ruf der Schule trug bei, daß in den Ingenieurprüfungen bei sehr strengen Maßstäben oft die Hoch-



Nach einer Auszeichnung des Kesselwärters mit dem „Silbernen Koks am goldenen Bande“ durfte jeder Geburtstagsgast einmal „feuern“ und danach den Kohlenstaub mit einem Klaren hinunterspülen. (Heizer i. A. Dr. Wüsthube).



Anfänge eines nachrichtentechn. Laboratoriums im Untergeschoß der TIS (Dr. Mernten).

Eingang zur „Ingenieur-Fabrik“ Deutscher Ring. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“



schulreife verliehen wurde, und daß, wenn dies genutzt werden könnte, dadurch meines Wissens bis heute etwa 20 Dipl.- und Dr.-Ingenieure ihre technische Grundausbildung in ihre technischen Krefelder SIM erhalten haben. Dabei haben wir alten Ingenieurschul-Direktoren uns einheitlich im ganzen Bundesgebiet immer dagegen gewehrt, unsere einstigen Ingenieurschulen etwa zu Vorbereitungsschulen des universitären Bereichs zu degradieren, wir haben aber immer dafür gekämpft, die für Forschung und Lehre notwendig stärker theoriebezogene und die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende mehr praxisorientierte Ingenieurausbildung durch einheitliche Diplomierung anzuerkennen!

Ich glaube mich nicht zu irren, daß die SIM Krefeld die erste in NRW war, die ein Rechenzentrum erhielt, obwohl es in der Grundplanung gar nicht vorgesehen war, sondern erst durch ein industrielles, äußerst vorteilhaftes Sonderangebot und dann wegen der Finanzierung durch eine Art Husarenritt im Kultusministerium ermöglicht wurde, und zwar zu einem Zeitpunkt, wo die Neubau-Ausführung schon sehr weit gediehen war und der Architekt dankenswerter Weise Kunstkniffe anwandte, um die hohen Ansprüche baulicher Art noch in letzter Minute zu erfüllen, die ein Rechenzentrum stellt.

Neben den Sachleistungen entwickelten sich während des Provisoriums die menschlichen Beziehungen zwischen allen Beteiligten hervorragend! Wir haben alle zusammen nicht nur hart gearbeitet, sondern auch miteinander gelebt, jeder nahm Anteil an Freud' und Leid des anderen. - Wie haben uns die netten Betriebsausflüge einander nähergebracht! Wie viele schöne Geburtstagsfeste, wie viele lustige Faschingstage, wie viele fröhliche Niklasfeiern haben wir gehabt! Wie steigerte sich die Perfektion der Berichtsfeste, wenn die Semester von ihren Großexkursionen oder die Berlinfahrer von ihren damals noch regelmäßig dorthin veranstalteten Reisen zurückgekehrt waren! Jeder sich bietende Anlaß wurde genutzt, um ein Fest auszurichten, wie z. B. der 80. Geburtstag unseres braven Webstallkessels!

Wie hoch war stets die völlig freiwillige Beteiligung im großen Hörsaal der TIS, wenn uns die Studentenfürer im Wechsel nach der letzten Vorlesungsstunde vor den Bußtagen besinnlich auf diese einstimmten, oder wenn wir zur Jahresschlußstunde am Beginn der Weihnachts- und Silvesterfeiern zusammenkamen! Was wären alle diese Feste und Feiern ohne den stets in bester Form befindenden Studentenchor, ohne die verschiedenen ausgezeichneten Semester-Bands gewesen? Wer könnte die großen Feste in der Öffentlichkeit vergessen, die Winter- und Sommerfeste mit den auftretenden Künstlern, mit den stets reich bestückten Tombolen, ausschließliche Spenden der Krefelder Industrie- und Han-

delsfirmen. Welche Freuden bereiteten uns die Semester-Kegelabende, die Fußball- und Tischtenniskämpfe mit den Siegerehrungen, meistens auf den Winterfesten.

Und die Fackelzüge, die aus mancherlei Veranlassung mehrfach veranstaltet wurden, sind mir unauslöschlich ins Gedächtnis eingegraben, wie auch die Umzüge der Jungingenieure durch die Stadt nach den bestandenen Abschlußprüfungen.

Der ausgezeichnete Einfluß, den die einzelnen Studentengruppen auf den Geist und die Umgangsformen im Provisorium ausgeübt haben, kann gar nicht hoch genug gewürdigt werden. Ob es manche Semester als ganzheitlich verschworene Haufen oder die konfessionellen Studentengemeinden oder die sich anpassenden Ausländer oder die Sänger und Sportler oder die Korporationen waren, alle haben ihr Teil dazu beigetragen, ein Betriebsklima zu schaffen und zu erhalten, in dem man freudig arbeiten, in dem man aber auch sich menschlich entfalten und reifen konnte.

Daß dies alles gelang, lag vor allem daran, daß die Mehrzahl der Mitarbeiter der Schule nicht nur eben gerade ihre dienstlichen Pflichten verrichteten, sondern darüber hinaus viel mehr Zeit und Kräfte hergaben, als ein „Arbeiten nach Vorschrift“ verlangte. Jedoch das Schönste war das wechselseitige Vertrauen, daß jeder das Beste tat, was in seinen Kräften stand.

Es sei erlaubt daran zu erinnern, daß neben dem vollen und wahrlich nicht erfolglosen Alltagsbetrieb die ganze Planung und Ausführung dieses stattlichen Baues, in dem wir hier versammelt sind, geleistet wurde, vom Raumplan angefangen ständig mitberatend, den Baufortschritt laufend aufmerksam verfolgend bis zur völligen Auflösung des Provisoriums. Und wenn wir nicht die Vielzahl von Freunden und Förderern auch außerhalb der Schule gehabt hätten, die uns nicht nur materiell, sondern vor allem ideell geholfen haben, dann hätte über dieser Zeit nicht jener Glanz gelegen, der den oft erheblichen Baustaub mit sonnig-hoffnungsfrohem Schimmer durchstrahlte.

Es gab meines Wissens nur wenige ehemalige Ingenieurschulen, die ihren Absolventen im Zusammenhang mit den Abschlußprüfungen für die besten Ingenieurarbeiten hohe Preise verliehen, wie wir hier den Dr. Johannes Kleinewefers Preis, den Philips-Preis, wie auch Preise der Stiftung des Deutschen Textilmaschinenbaues im VDMA für einzelne hervorragende, praktisch verwertbare Arbeiten von Studierenden, schließlich die Stipendien der Prof. Dr. Köppchen Stiftung und die zahlreichen wertvollen Buchspenden des VDI.

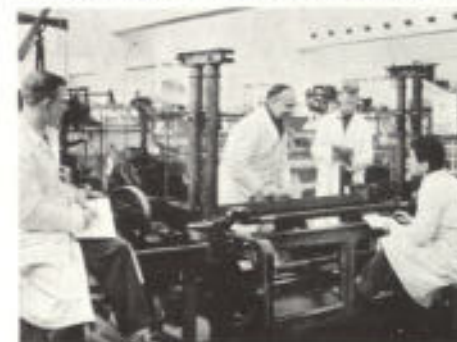


Der „Lembke-Saal“ im „Webstall“, das Dorado der Maschinenbauer.



80. Geburtstag des Webstallkessels. Gratulationsansprache des Direktors.

Modellaufnahmen fürs Maschinenzeichnen im Websaal der TIS (B. R. Görsch).



Harten Kritikern mögen meine Ausführungen als Blabla oder als Selbstbeweihräucherung erscheinen. Diejenigen aber unter Ihnen, die mich näher kennen, wissen, daß ich schon Übertreibungen nicht leiden kann, daß ich aber jede Schaumschlagerei geradezu hasse.

So wie ich hier alles beschrieb, war es wirklich, sowohl rein sachlich, wie auch menschlich!

Was erreicht wurde, ist eine beispielhafte Gemeinschaftsleistung, bei der ich nur etwas steuernd mitwirkte. Von mir aus kann ich mit Lortzings Waffenschmied singen: Ja, das war eine köstliche Zeit!

So kann ich heute nur allen denen von Herzen danken, ob sie juristische Personen oder einzelne Persönlichkeiten waren, die am Aufbau der Schule in irgendeiner Weise tatkräftig mitgewirkt haben. In diesen Dank schließe ich ganz besonders alle die Förderer, Freunde und Mitarbeiter ein, die ihren irdischen Lebensgang schon beendet haben, die im Geiste mit unter uns sind und in unseren Gedanken fortleben.

Der einstigen SIM Krefeld als Teil der Fachhochschule Niederrhein wünsche ich zum Eintritt in ihre 1000-Wochen-Lebenszeit ein glückhaft-eigenständiges Fortbestehen und eine Entwicklung, die jede ernst studieren-wollende Jugend unwiderstehlich in ihren Bann zieht. Ein Wirklichwerden dieses Wunsches, ausgedehnt auch auf alle Fachbereiche, wird der gesamten FHS Niederrhein eine kulturelle Bedeutung verleihen, die weit über ihre Grenzen hinausreichen und ihr überall hohe Anerkennung sichern wird.

Lassen Sie mich mit den Worten eines vergessenen Dichters schließen, der meiner Generation in ihrer Jugendzeit einiges bedeutete, es war Will Vesper:

Immer ein neues Beginnen,
immer ein glücklich Vollbracht
und ein ruhendes Innen
zwischen Helle und Nacht:
Daß, wenn alles sich wandelt,
hinsinkt und neu entsteht,
jenes, worum es sich handelt,
nie und nimmer vergeht!

Eine Provokation des Egelschen Spiels Anno 1780

von Hannes Martens

Mindestens seit 1706 stritten sich der Kempener Magistrat und die Schöffen von Broich und Orbroich, um das Patronat über die auf der Grenze zwischen den beiden Honschaften gelegene St. Huberti-Kapelle, die der Kempener Pfarrkirche inkorporiert war.

Immer dann, wenn es um die Neuvergabe der dortigen Vikarien ging, brach der alte Streit mit Heftigkeit erneut aus. Beide Parteien kämpften dann mit harten Bandagen und oft genug auch mit recht wenig christlichen Mitteln.

Als im Herbst 1779 der Inhaber des St. Michaelis-Altars, Vikar Johann Christian Loers, gestorben war, beeilten sich Schöffen¹⁾ und Kirchmeister²⁾ ihre Rechte wahrzunehmen und übertrugen die erledigte Vikarie dem Laurentius Stevens³⁾. Kaum hatte dieser am 2. Dezember 1779 davon in aller Form Besitz ergriffen und dies durch einen Notar dokumentieren lassen, wurde von Kempener Seite heftig opponiert.

Obwohl dieses Mal die St. Huberter obsiegten und Vikar Stevens im Besitz seiner Pfründe blieb, schwelte die Empörung über die neuerliche Einmischung noch lange und weckte bei den St. Hubertern Hoffnungen und Wünsche, die deutlich auf eine Trennung von Kempen hinielen. Man war hier fest entschlossen, sich nichts mehr dreinreden und bieten zu lassen. Den Kempenern mußte deutlich gemacht werden, was man von ihren immer wieder ins Feld geführten Vorrechten, hielt.

Die Gelegenheit hierzu kam bald. Zur Gottracht Anno 1780 zogen, wie alle Jahre

St. Hubert: Schützensilber (1657), wird in der Sakristei der Kath. Pfarrkirche aufbewahrt.



vorher, die Bauernschöttereien des Kirchspiels Kempen, unter wehenden Fahnen, mit Trommeln und Pfeifen, in die festlich geschmückte Stadt. Da kamen aus der großen Honschaft die Stiegerheider; aus Schmalbroich die Hüskes-Krone, die Steves und Strümper; aus Broich die Voescher und die St. Huberter und aus Orbroich¹⁾ die hochgemuten Egelschen²⁾. Alles Junggesellenspiele, 7 an der Zahl.

Dazu kamen alle, die von den Höfen in den Honschaften nur eben abkommen konnten, das große Schauspiel der Gottestracht zu sehen.

Und dann geschah, mitten in den frohgestimmten Gottesfrieden hinein, die ungeheuerliche Provokation durch die Egelschen, wegen der das privilegierte Stadt Kempener Junggesellenspiel sich hilfesuchend an die hohe Obrigkeit wandte:

Hochedelgeborne!

Bey letzt verwichenen Gottes-Tracht hat es sich zugetragen, daß das dahier im Rothen Lowen aufziehende, so genante Egelsche Bauren Spiel hiesig privilegirter Bürger Junggesellen Spiel da selbiges eben in seinem feyerlichen Aufzug begriffen war, auf der Straßen begegnet, und das Weichen so wohl, als das Schweigen mit der Trommel verweigert hat.

Hiesige Junggesellen haben aber zu Verhütung aller Unordnungen und Schlägereyen den geschiedesten Weeg eingeschlagen, und statt Gewalt mit Gewalt abzuwehren diesen Vorgang bey kompetenter Obrigkeit angezeigt, und dabey richterliche Hülf gesucht.

Da nun bey Verlaufs der Sachen von Seiten das ausstädtischen Spiels hiesig Junggesellen Bruderschaft dieses Recht streitig gemacht, jar in Abrede gestellt worden, und ewer Hochedelgeborn am besten bewußt ist, daß es herkommens und durch uralten Gebrauch bestätigt seye, daß ein ausstädtisches Bauren-Spiel nicht allein der löblichen Bürger-Companie, sondern auch der privilegirter Junggesellen Bruderschaft welche jederzeit sowohl vor die Steves Männer Bruderschaft³⁾ als vor allen anderen Bauren Spielen im ein und ausziehen den Vorzug gehabt haben, so oft sie sich einander begegnen, jedesmahl ausweichen müssen, und solange bis selbe vorbeygezogen, keine Musik noch Trommel hören lassen dörfen.

So werden ewer Hochedelgeborn unterdienstlichst gebetten ab diesen uralten Gebrauch die Beurkundung in Forma Probande mitzuteilen, damit in Zukunft dergleichen nichts als Schlägerey verursachenden Unordnungen bestens gesteuert werden möge.



St. Hubert: Schwenkfahne (1822), Fundort: Sakristei der Kath. Pfarrkirche.

Darüber ewer Hochedelgeborn

unterdienstlichste Dechanten, König, Officier und übrige Mitglieder hiesigen Priviligirten Junggesellen Bruderschaft,

Unterdienstliche Anzeig und Bitt wie Inhalts von Seiten Dechanten, König und Officier hiesig Priviligirter Junggesellen-Bruderschaft.

EXIB IN ORDINACIA den 21. 7bris (Sept.) 1780.

Junggesellen; Josephen Basels, Mattheis Hochkirchen⁷⁾.

Wie die hochedel geborenen Bürgermeister und Ratsherren und auch Amtmann und Schultheis seiner kurfürstlichen Gnaden in der Sache befanden, ist nach den zugänglichen Quellen nicht zu klären.

Eines aber ist sicher, die Egelschen Junggesellen und mit ihnen die meisten St. Huberter, dachten über die Zukunft anders als die Kempener. Kaum 5 Jahre später zirkulierten in den Honschaften Broich und Orbroich Unterschriftlisten, mit denen die Bestrebungen zur Loslösung des Sprengels der St. Huberti-Kapelle von der Mutterpfarre Kempen unterstützt wurden. Nach weiteren 5 Jahren war es dann soweit, am 1. Oktober 1790 wurde St. Hubert selbstän-

dige Pfarre, und zur nächsten Gottestracht zogen die drei hiesigen Junggesellenspiele und die eben erst neu gegründeten Hubertusbrüder, die Männ, unter ihren Fahnen, mit Tromm on Flöt, durch ihr sommerliches Kirchdorf.

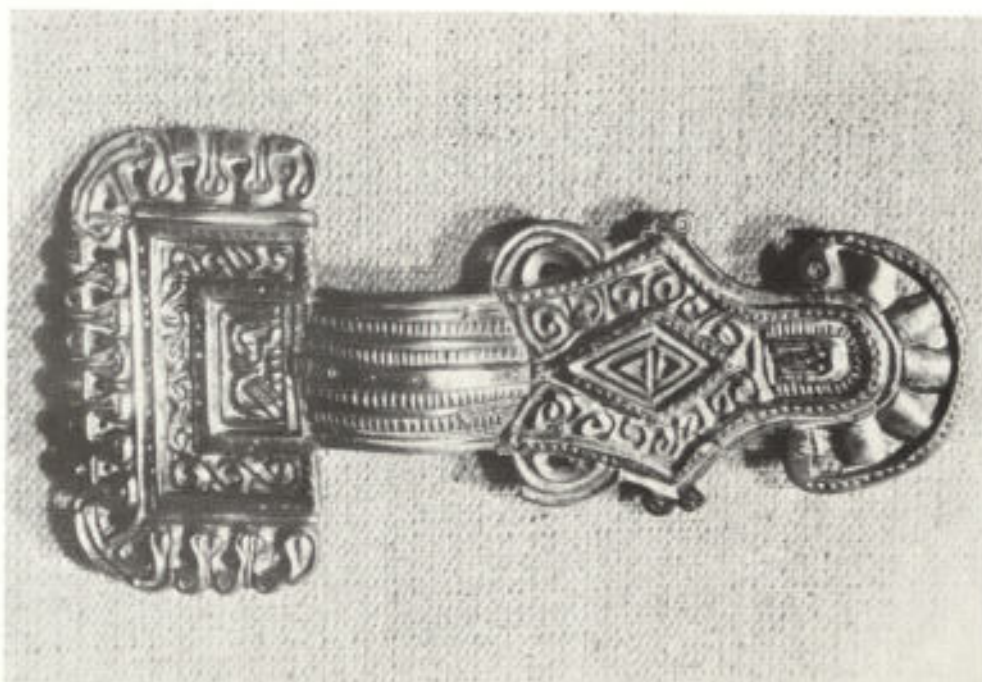
1) Für Broich: Johannes Drabben und Johannes Rieth. - 2) Johannes Königs und Mathias Geneygen. - 3) Kleintitschen, Geschichte von St. Hubert, 51, 56, 59. - 4) In dem zur Pfarre Hüls zählenden Teil von Orbroich bestand noch das Junggesellenspiel St. Kilian. - 5) Über diese Bruderschaft: Ma. Die Egelsche Junggesellenschützenbruderschaft in St. Hubert. Die Heimat 1939, 4, 287.

Ma. Das Egelsche Spiel. Heimatbuch des Kreises Kempen-Krefeld 1957.

Ma. 333 Jahre - Ein Drittel Jahrtausend. Hubertusbote Nr. 22, 1967. - 6) Die Steves Schützen nannten sich nach dem Steveshof in Schmalbroich-Ziegelheide, wo eine Bauernschenke betrieben wurde, die ihr Einkehrhaus war. Ihre Mitglieder rekrutierten sich bis in die neuere Zeit aus den Junggesellen des Bezirkes. Gegenwärtig sind Junggesellen und Männer in ihr vereint. Bedauerlicherweise nennen sie sich heute Stephanus-Bruderschaft. - 7) Stadtarchiv Kempen. Kempener Stadttsachen Bd. 6, 1780-1790.

Das fränkische Gräberfeld von Krefeld-Stratum

von Renate Pirling



Durch die großen, erfolgreichen Ausgrabungen in Krefeld-Gellep ist nahezu in Vergessenheit geraten, daß nur wenige hundert Meter entfernt, in Stratum, ein weiterer höchst interessanter archäologischer Fundplatz liegt. Albert Steeger hatte hier 1935 und 1936, unmittelbar an der Düsseldorfer Straße, ein fränkisches Gräberfeld teilweise ausgraben können.

Bei der Ausschachtung der Baugrube für das Haus Nr. 285 stießen die Bauarbeiter auf Gräber mit zum Teil reichen Beigaben. Es war ein großes Glück, daß Albert Steeger davon erfuhr. Er machte sich mit seinen Helfern sogleich an die Arbeit und rettete, was noch zu retten war. Innerhalb der Baugrube konnte er sechs Gräber freilegen, eine ganze Reihe weiterer in dem ringsum als Hausgarten vorgesehenen Gelände.

Abb. 1: Silbervergoldete Fibel (Gewand-schließe)

Die Grabungen wurden des ungewöhnlichen Erfolges wegen noch weiter ausgedehnt, es stellte sich heraus, daß die beiden angrenzenden Häuser Nr. 287 und 289 dicht von Gräbern umgeben waren. Zwei große Lücken bilden nur die Standorte der Häuser selbst, bei der Ausschachtung ihrer Fundamente hatte man entweder die dort zweifellos vorhandenen Gräber nicht erkannt - oder sie nicht erkennen wollen. Letzteres geschieht bei der Entdeckung archäologischer Funde in Baugruben leider sehr häufig, weil Bauherren oder Unternehmer befürchten, bei einer Meldung, die gesetzliche Vorschrift ist, durch die

dann folgende Untersuchung durch Fachleute wertvolle Zeit zu verlieren. Der Befund wird deshalb oft in aller Eile beseitigt und somit für alle Zeiten zerstört. Im Falle des Gräberfeldes von Stratum klaffen für immer zwei große Lücken in dem Gesamtplan, die sich nicht mehr ausfüllen lassen.

Insgesamt konnte Steeger eine Fläche von rund 50 x 25 m ausgraben. Er war sich zwar bewußt, daß er nach keiner Seite hin das Ende des Gräberfeldes erreicht hatte, doch war eine Fortsetzung der Arbeit nicht möglich. Zum einen hinderten ihn die Besitzer der angrenzenden Grundstücke daran, zum anderen waren inzwischen die Ausgrabungen in Gellep angelaufen, für die Steeger seine gesamte Arbeitskraft aufwenden mußte. Einstweilen bestand auch keine Gefahr, weitere Häuser wurden nicht gebaut, und die noch unentdeckten Gräber ruhten sicher im Boden.

Das änderte sich erst in diesem Jahr - 42 Jahre später. Glücklicherweise erfuhren wir rechtzeitig von weiteren Bauvorhaben und konnten noch vor Beginn der Ausschachtungsarbeiten Grabungen durchführen. Nördlich der Einmündung der Krummen Straße in die Düsseldorfer Straße entstand eine ganze Reihe von Einfamilienhäusern, deren Grundstücke von den zuletzt von Steeger entdeckten Gräbern rund 30 m entfernt waren. Sicherheits halber legten wir etliche Testschnitte an, doch stießen wir auf keinerlei verdächtige Spuren. Wenig später setzten wir unsere Suche südlich der Krummen Straße fort, denn hier sollte ein weiteres Haus gebaut werden. Während die ersten Schnitte ergebnislos blieben, kam plötzlich doch ein fränkisches Grab zum Vorschein. Die Grabungen wurden daraufhin in das Nachbargrundstück hinein ausgedehnt. Dabei hatten wir das Glück, daß dessen Besitzer, Herr Christian Krouß, unserer Arbeit größ-

tes Interesse entgegenbrachte, uns bereitwillig das Gelände überließ und uns in jeder Weise unterstützte. Diese Grabung, die sich sehr erfolgreich gestaltete, stand unter der Leitung von Dr. Jochen Giesler. Insgesamt konnten 32 fränkische Gräber aufgedeckt werden. 153 hatte bereits Albert Steeger in den Jahren 1935 und 1936 ausgegraben, so daß die Gesamtzahl jetzt 185 beträgt. Es läßt sich auch nicht annähernd abschätzen, wieviele Gräber bereits durch Haus- und Straßenbau zerstört wurden und wieviele noch im Boden liegen.

Steeger hatte, bei der Vielfalt seiner Aufgaben, nicht die Zeit gefunden, seine Stratum Grabung zu publizieren. Doch schon ein kurzer Vorbericht, 1937 erschienen, erregte in der archäologischen Fachwelt einiges Aufsehen, zeigte er doch, daß in Stratum erstmals im Rheinland ein „gemischt-belegter“ fränkischer Friedhof ausgegraben worden war. Darunter versteht man das Nebeneinander von Brand- und Körperbestattungen auf ein- und demselben Gräberfeld.

Von den 153 Bestattungen, die Steeger entdeckt hatte, waren rund zwei Drittel Körper-, und der Rest Brandgräber. Es stand jedoch eindeutig fest, daß beide aus ein- und derselben Zeit, nämlich dem 6. Jahrhundert, stammten. Brandgräber waren bis dahin aus dieser Zeit im Rheinland völlig unbekannt. Noch in römischer Zeit, im Laufe des 3. Jahrhunderts, hatte man diese bis dahin allgemein herrschende Sitte aufgegeben. Auf allen bekannten fränkischen Gräberfeldern wurden die Toten unverbrannt, gewöhnlich in West-Ost-Richtung bestattet. Auch von dieser letzteren Regel weichen bemerkenswert viele Gräber in Stratum ab. Einige sind in Süd-Nord-Richtung angelegt, was seit der Römerzeit ungebrauchlich war.

Die Brandgräber, die im allgemeinen nur etwa 40-50 cm unter der Oberfläche angetroffen wurden, kommen in ganz verschiedener Ausprägung vor. Es gibt einfache Knochenlager, Brandgrubengräber, bei denen der gesamte Leichenbrand mit den Resten der verbrannten Beigaben in die Gräber gelegt war, aber auch Urnengräber. Naturgemäß wurden in den Brandgräbern nur spärliche Funde angetroffen, das meiste ist der Glut des Scheiterhaufens zum Opfer gefallen.

Die Skelettgräber wiesen z. T. reiche Beigaben auf. Vor allem einige Frauengräber waren sehr gut ausgestattet, sowohl mit Schmucksachen als auch mit Gebrauchsgegenständen, von denen manche auf ein gehobenes soziales Milieu ihrer einstigen Benutzerinnen schließen lassen. Als Beispiele seien hier eine prächtige silbervergoldete Fibel (Gewandschließe) vorgestellt (Abb. 1) sowie ein gläserner, mit aufgelegten Glasfäden reich verzierter Trink-

becher (Abb. 2), eines der schönsten fränkischen Glasgefäße in der reichhaltigen Sammlung des Museumszentrums. Die Fibel ist ein besonders interessantes Stück, weil sie auf weitreichende Kulturbeziehungen schließen läßt. Wir kennen ganz entsprechende Exemplare von mehreren süddeutschen Gräberfeldern, aber auch aus langobardischen sowohl in Pannonien (dem heutigen Ungarn) als in Italien. Da die Langobarden 568 nach Italien zogen, müssen die entsprechenden Fibeln in der Zeit kurz vorher angefertigt und dann in die neue Heimat mitgenommen worden sein. Wir haben damit zugleich einen guten zeitlichen Anhaltspunkt für die Datierung des Stratum Grabes, in dem die Fibel gefunden wurde: es gehört sicher in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts.

Die diesjährige Grabung dauerte vom 26. Juli bis zum 30. August, die ausgegrabene Fläche betrug 336 m². Überraschenderweise waren vier der insgesamt 32 neu aufgedeckten Gräber solche von Pferden. Nun kommen zwar auf vielen germanischen Gräberfeldern dieser Zeit, bei Franken, Alamannen, Bajuwaren, Sachsen und Thüringern, rituelle Pferdebestattungen vor. Auch im nahen Gellep hatten wir insgesamt vier Pferdegriber gefunden, aber diese verteilten sich auf nahezu tausend fränkische Bestattungen. Da Albert Steeger schon ein Pferdegrab in Stratum aufgedeckt hatte, ist die Zahl von fünf Pferden - bei 180 menschlichen Bestattungen - ungewöhnlich hoch.

Nur ein sicheres Brandgrab konnte in diesem Jahr ausgegraben werden, es handelt sich um ein Urnengrab. In einem der als Grabbeigaben üblichen fränkischen Knickwandtöpfe, der in geringer Tiefe angetroffen wurde, fanden sich Reste von Leichenbrand. Die übrigen Gräber waren Körperbestattungen. Manche der Grabgruben hatten beträchtliche Ausmaße, was darauf hindeutet, daß in ihnen nicht gerade arme Leute beigesetzt waren. Leider trafen wir nahezu alle Gräber in beraubtem Zustand an. Die Schächte der Grabräuber waren bei der Ausgrabung deutlich zu erkennen, sie stießen immer ganz genau auf die Grabgruben, und zwar auf der Seite, auf welcher der Kopf des Toten lag und wo erfahrungsgemäß die kostbarsten Beigaben niedergelegt waren. Die Beraubung muß also relativ kurz nach der Bestattung erfolgt sein, jedenfalls zu einer Zeit, als die Lage der Gräber noch genau bekannt war. Glücklicherweise waren den Räubern aber doch eine Reihe von Beigaben entgangen, teils, weil sie außerhalb der Raubschächte lagen, teils, weil sie übersehen wurden. Zu letzteren gehörte ein Glasperlenkettchen mit vier kleinen, scheibenförmigen Anhängern aus Gold (Abb. 3), mit feinstem Filigran verziert. Es sind dies Meisterwerke der fränkischen Goldschmiedekunst, wie sie sich nur in Gräbern sehr reicher Damen finden. Ein im selben Grab angetroffener

Holzeimer mit verzierten bronzenen Beschlägen deutet erst recht auf ein hohes soziales Niveau der Bestatteten hin. Ein ganz entsprechendes Exemplar hatte sich auch in dem berühmten Fürstengrab von Gellep gefunden.

Ein Männergrab in Stratum, ganz in der Nähe des eben erwähnten Frauengrabes gelegen, scheint gleichfalls reich ausgestattet gewesen zu sein. Es war wieder beraubt, doch enthielt es noch etliche eiserne Waffen, zwei Tongefäße und eine Bronzeschüssel, deren Rand mit von unten eingepunzten halbkugelförmigen Erhöhungen verziert war, ein sogen. „Perlrandbecken“. Auch solche finden sich nur in Gräbern einer gehobenen Schicht. Die Form der Waffen, vor allem die einer „Franziska“ (der typischen fränkischen Wurfaxt), aber auch die der Tongefäße und des Bronzebeckens deuten auf eine frühe Zeitstellung dieses Grabes, ungefähr an der Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert hin. Es ist dies eines der ältesten Gräber, die wir bisher aus Stratum kennen. Um diese Zeit, am Ende des 5. oder am Beginn des 6. Jahrhunderts, muß sich eine fränkische Sippe in Stratum niedergelassen haben, in unmittelbarer Nähe der alten Römerstraße, die von Novaesium (Neuß) nach Vetera Castra (Xanten) führte. Von ihr erhielt der Ort seinen Namen Strathheim, aus dem im Laufe der Zeit Stratum geworden ist. Wo die Siedlung gelegen hat, wissen wir nicht. Ebenso wenig wie in Gellep haben sich irgendwelche Spuren von ihr gefunden. Vorläufig sind die Gräber die einzige Quelle, aus der wir Kenntnisse über die Geschichte des Ortes aus der Zeit vor der ersten urkundlichen Erwähnung im hohen Mittelalter erlangen können. Diese Quelle ist bisher nur zu einem kleinen Teil erschlossen. Es ist ganz sicher, daß sich noch zahlreiche fränkische Gräber unter den Feldern und Gärten, vor allem aber unter einem Parkplatz an der Einmündung der Krummen in die Düsseldorf Straße befinden. Ob sich das Gräberfeld über die Düsseldorf Straße hinweg weiter nach Westen erstreckte, wäre besonders wichtig zu erfahren. Hier könnte nur durch Testgrabungen Klarheit erlangt werden.

Schon heute steht fest, daß nur wenige hundert Meter von Gellep, das im 6. Jahrhundert der Sitz eines fränkischen Stammesfürsten war, entfernt sich gleichzeitig eine weitere fränkische Siedlung befand. Deren Bewohner unterscheiden sich, wie die Brandbestattungen und die ungewöhnliche Häufigkeit der Pferdegriber zeigen, in manchen ihrer Sitten und Gebräuche grundsätzlich von ihren Nachbarn in Gellep. Es wäre von größtem Interesse, das Gräberfeld von Stratum weiter auszugraben. Wir wollen das in den nächsten Jahren tun, doch sind wir für dieses Unternehmen auf die Einsicht von Behörden, Bauleuten und Grundstückseigentümern angewiesen, auf die wir zuversichtlich hoffen.

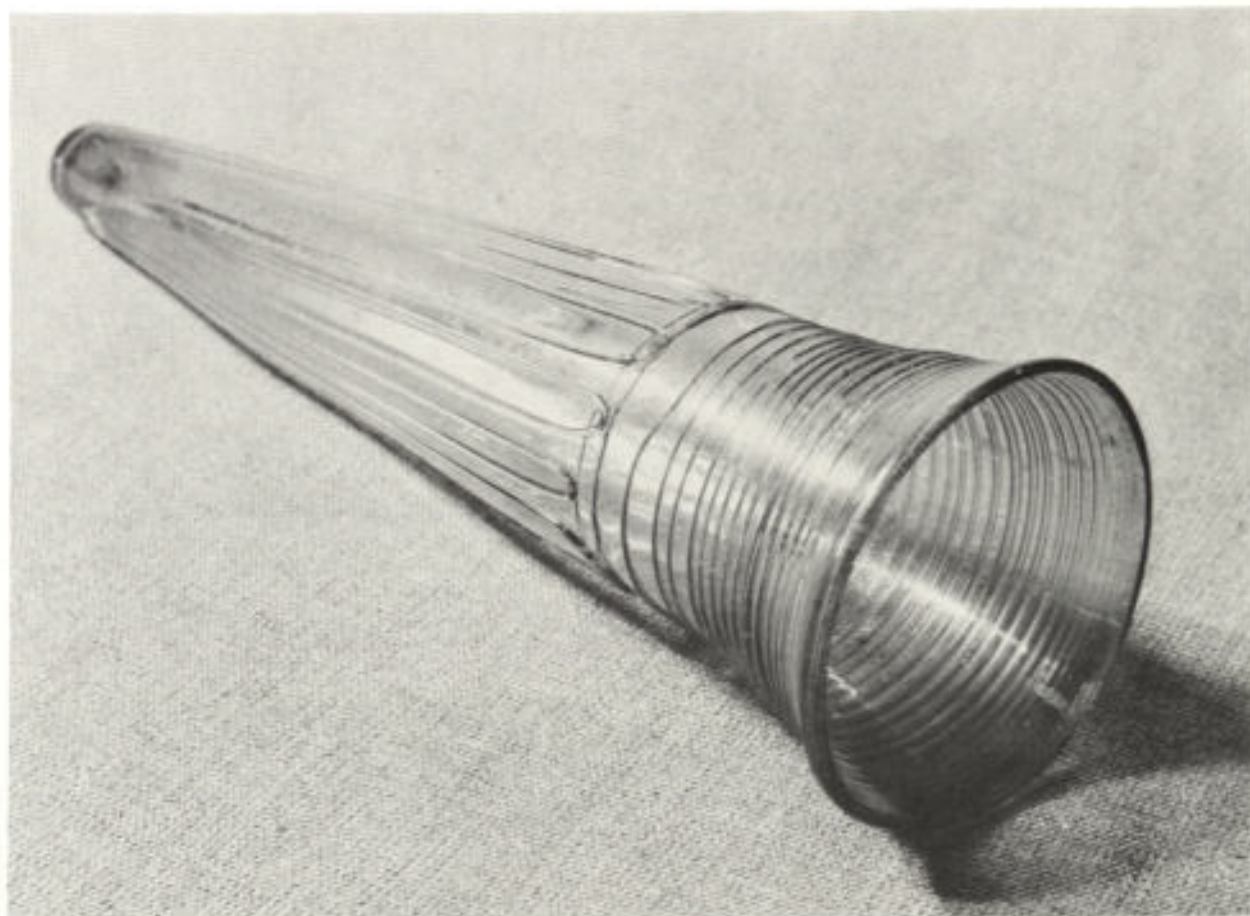


Abb. 2: Gläserner, mit aufgelegten Glasfäden reich verzierter Trinkbecher.

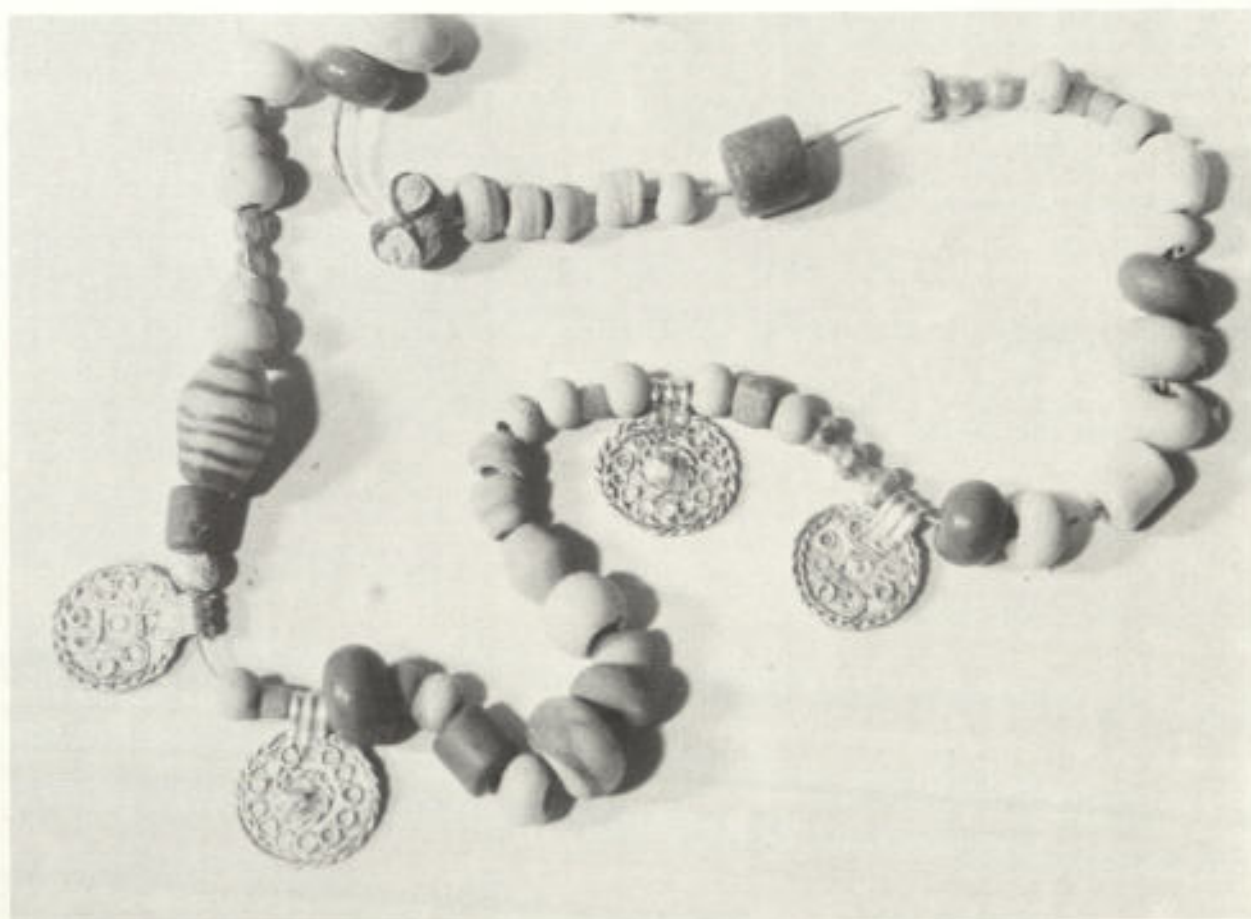


Abb. 3: Glasperlenkettchen mit vier kleinen scheibenförmigen Anhängern aus Gold.

Eine Generation der Heimatlosen?

Grundschul-Projekt Krefeld: Integration als kommunale Aufgabe

von Antonius Beermann

1. Vom Ausländer zum ausländischen Mitbürger

In Krefeld leben ca. 25000 Ausländer, etwa zur Hälfte türkische Arbeitnehmer und ihre Familien. In der Bundesrepublik Deutschland leben insgesamt ca. 4 Millionen Ausländer, davon zum Stichtag 30. 9. 1977 930 100 Kinder unter 16 Jahren. Die letzte Zahl verdeutlicht, daß das Ausländerproblem sich schwerpunktmäßig als ein Problem des Unterrichtes für die ausländischen Kinder darstellt.

Berücksichtigt man weiter, daß - wieder auf Krefeld bezogen - von den 3683 ausländischen Schülern, die zum 15. 10. 1977 Krefelder Schulen besuchten, ca. die Hälfte, nämlich 1824 Grundschüler waren bzw. sind, und daß inzwischen etwa 30 % der in

Krefeld Neugeborenen ausländische Eltern haben, ergibt sich, daß das Problem des Unterrichtes für ausländische Schüler primär im Grundschulbereich zu lösen ist.

Bei der Lösung dieses Problems aber ist von der konkreten Lebenssituation dieser Kinder auszugehen.

Turgut, Emine oder Ali z. B. sind in Krefeld geboren und aufgewachsen. Ihre Eltern kommen aus der Türkei, arbeiten und wohnen aber seit Jahren in Krefeld. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Familien längerfristig, vielleicht sogar auf Dauer in Krefeld bleiben werden wächst. Zumindest wird sich die Rückkehrwilligkeit bei der Eltern- und der Kindergeneration unterschiedlich ausprägen und damit zu innerfamiliären Spannungen führen.

Die grundlegende Problematik der Lebenssituation dieser Kinder der sogenannten 2. Generation wird mit der Frage angesprochen: Wo sind sie zu Hause? Wo ist ihre Heimat? Für sie verlieren die für die Situa-

tion ihrer Eltern relevanten Begriffe Herkunftsland/Heimat und Aufnahmeland ihren tragenden Sinn. Ist Heimat für Turgut, Emine oder Ali das Heimatdorf ihrer Eltern in der Osttürkei, das sie allerdings nur aus seltenen Urlaubsbesuchen kennen, oder ist es Krefeld bzw. der bestimmte Ortsteil in Krefeld, in dem sie aufgewachsen sind - allerdings unter stark ghettoaften Bedingungen?

Die Antwort wird wahrscheinlich heißen müssen: weder - noch. Die Folge: In der gegenwärtigen Situation läuft diese 2. Generation Gefahr, zur Generation der Heimatlosen zu werden. Die sozialpolitische Perspektive, die sich damit auftut, spricht Paul Moor (in seiner heilpädagogischen Studie „Umwelt, Mitwelt, Heimat“) mit der These an, daß Heimatlosigkeit den Kern von Verwahrlosung ausmacht.

Als Ziele von Unterricht und Erziehung für ausländische Schüler werden in der Regel genannt: sowohl soziale Integration in die hiesige Gesellschaft als auch Erhaltung ihrer sprachlichen und kulturellen Identität.

Ohne an dieser Stelle auf die Problematik dieses Sowohl-als-auch-Konzeptes einzugehen, ist zu fragen, ob die Aufgabe der Förderung der sozialen Integration im Grunde nicht als Heimat-gaben, als Erschließung heimatlicher Beziehungen zu interpretieren ist!

In den Rahmen der damit notwendig werdenden kommunalen Bemühungen um den Ausländer mit dem Ziel des ausländischen Mitbürgers* ist das Grundschul-Projekt Krefeld einzuordnen. Integration ist zwar weder ausschließlich noch primär ein schulisches Problem. In einer konzertierten Aktion gesellschaftlicher, konkret: kommunaler Lösungsbestrebungen kann die Schule jedoch zu einem entscheidenden Integrationsfaktor werden.

2. Entstehung / Ausgangssachverhalte des Modellversuches

Bereits 1974 hat sich die Stadt Krefeld auf der Grundlage von Ergebnissen ihrer Schulentwicklungsplanung und gestützt auf einstimmige Beschlüsse ihrer Ratsgremien für ein schulisches Integrationskonzept für die ausländischen Kinder entschieden, das seit Schuljahresbeginn 1975/76 mit Unterstützung des Bundes und des Kultusministeriums NRW in Form eines Modellversuches an drei Grundschulen (GS Bismarckstraße, GS Feldstraße, GS Hülsener Straße) durchgeführt wird.

Die Schulentwicklungsplanung hatte verdeutlicht,

- daß in der Gesamtheit der ausländischen Schüler die Kinder der 2. Generation (d. h. in Deutschland geboren bzw. in früher Kindheit eingereist) zur stärksten und wichtigsten Gruppe werden,
- daß das Problem des Unterrichtes für ausländische Schüler sich schwerpunktmäßig in den Bereich von Schulanfang und Grundschule verlagert,
- daß der Anteil der ausländischen Kinder in der Grundschule bis zu einem Drittel ansteigt,
- daß bestimmte Krefelder Grundschulen in Wohngebieten mit starkem Ausländeranteil bereits 50 % und mehr ausländische Kinder haben.

Diese Fakten bedingen zusammen mit der allgemeinen Feststellung, daß die Verweildauer der ausländischen Arbeitnehmer in Deutschland stetig wächst und somit langfristig zu kalkulieren ist, einige Konsequenzen:

* In Krefeld gibt es einen Arbeitskreis für Angelegenheiten Ausländischer Mitbürger (Geschäftsstelle: 4150 Krefeld, Rathaus)

- Das Problem der Beschulung dieser Kinder löst sich nicht gleichsam von selbst durch Rückwanderung der Eltern.
- Bei starker Konzentration der ausländischen Kinder an wenigen Grundschulen ist eine Verschlechterung der Situation und der Chancen für die deutschen Schüler nicht auszuschließen.
- Das Problem der überhöhen Zahl der ausländischen Schüler, die keinen Schulabschluß erreichen und damit keine Berufsperspektiven haben, ist prinzipiell, d. h. von Anfang / Schulanfang an zu lösen.
- Das System der Vorbereitungs- oder Übergangsklassen weist eine Reihe erheblicher Mängel auf. Wichtiger aber wird, daß die Frage der Beschulung der ausländischen Kinder sich nicht mehr so sehr als ein Problem des Überganges von einem ausländischen Schulsystem in das deutsche, sondern immer stärker als ein Problem des Einganges der Kinder der 2. Generation mit der ihnen eigenen vorschulischen Entwicklungsgeschichte in das deutsche Schulsystem darstellt.
- Die Grundschule ist als solche auf das Problem der Unterrichtung der ausländischen Schüler strukturell und curricular zu verpflichten und auszurichten. Angesichts der These, daß die deutsche Schule zu einer schlechten Schule für die deutschen Kinder wird, wenn sie nicht zu einer guten Schule für die ausländischen Kinder wird (H. Müller, Frankfurt), hat sich die Grundschule als solche als Ort der sozialen Koedukation („gemeinsame Unterrichtung aller Kinder, unabhängig von ihrer sozialen Herkunft“, Grundschulrichtlinien NRW) und Integration zu bewähren.



3. Ziele des Modellversuches

Der Krefelder Modellversuch sucht strukturelle, organisatorische und curriculare Lösungen für Grundschulen zu entwickeln, die bis zu einem Drittel ausländische Schüler erfassen. In der doppelten Zielsetzung eines Unterrichtes für ausländische Kinder - Förderung der sozialen Integration sowie Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Identität - räumt der Modellversuch der ersteren, der Integration, die Priorität ein, weil sie der tatsächlichen Lebenssituation dieser Kinder und der erhöhten Wahrscheinlichkeit, daß sie länger- bis langfristig hier leben werden, mehr entspricht.

Die Thematik des Modellversuches - „Innere und äußere Differenzierung im Primarbereich bei hohem Ausländeranteil“ - erhält bei dieser Priorität die zusätzliche Ausrichtung: soviel innere Differenzierung wie möglich und soviel äußere Differenzierung wie nötig. Integration heißt dabei nicht Germanisierung, Assimilation, Entfremdung oder ähnliches, sondern Erschließung der Umwelt, Hilfen der Schule zur Er-



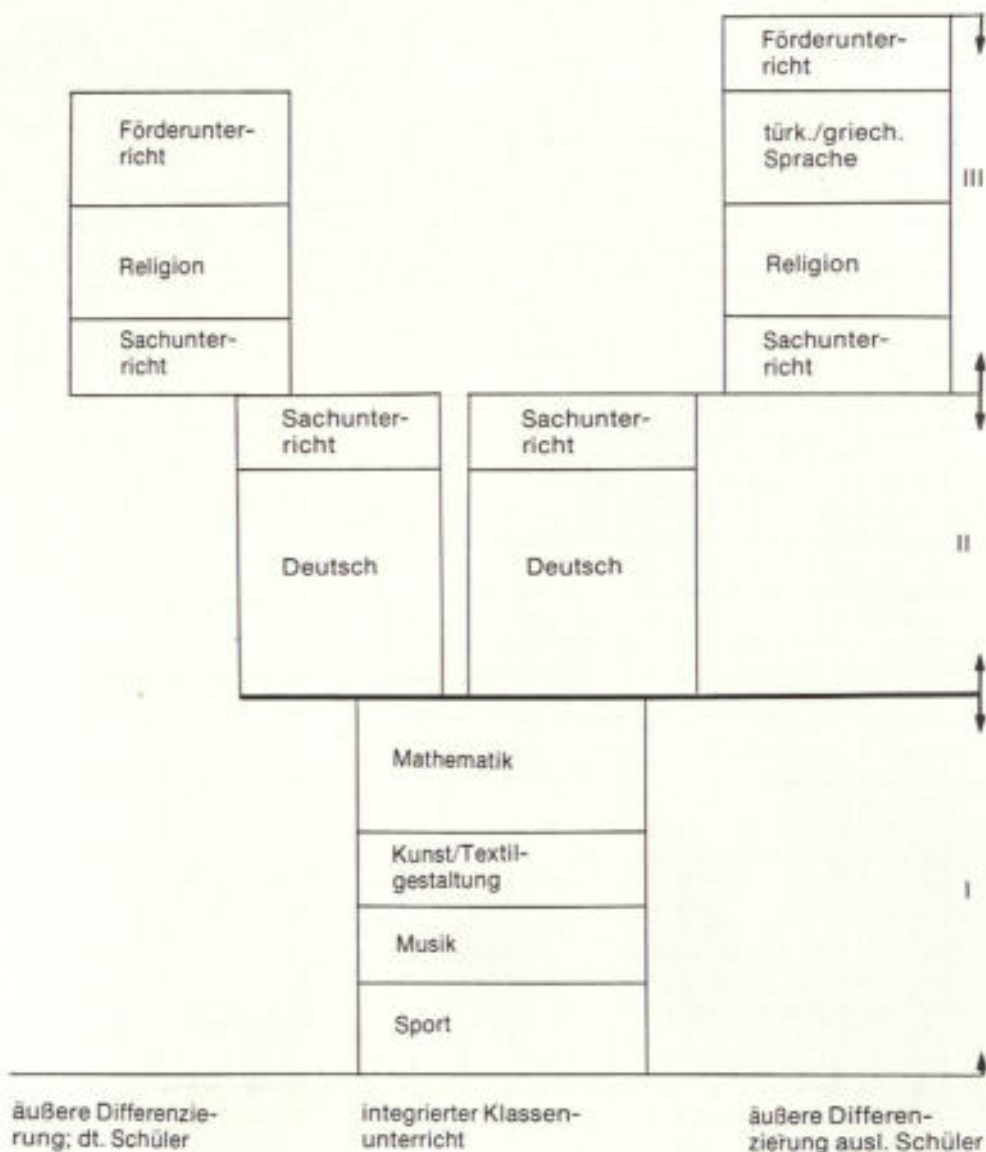
öffnung von Partizipations-, Kommunikations-, Lebenschancen für diese Kinder in der Welt, in der sie hier aufwachsen und in der zumindest ein erheblicher Teil ihrer Zukunft liegt. Integration ist für die Kinder der 2. Generation eine notwendige Bedingung für ihr Leben und für bessere Lebenschancen in dieser Gesellschaft. Die Alternative, vor der sie hier stehen, heißt nicht Integration oder Rückwanderung, sondern Integration oder Isolation.

Das Prinzip der schulischen Konzeption des Krefelder Modellversuches ist mit dem Begriff der „sozialen Koedukation“ (Grundschulrichtlinien NRW) angesprochen. Die in der Schule zu schaffenden Möglichkeiten des Umgangs, der Zusammenarbeit, des Zusammenlebens von deutschen und ausländischen Schülern stellen die Grundbedingungen und die Grundlage des Integrationsprozesses auf beiden Seiten, bei deutschen und ausländischen Schülern dar. Die ausländischen Schüler werden nicht in separaten Vorbereitungsphasen für die Integration präpariert. Integration erfolgt vielmehr durch Interaktion, durch Umgang; auch das Erlernen der deutschen Sprache wird somit an den Umgang, die Interaktion angebunden, ist ein Teil von ihr.

Eine wesentliche Konsequenz dieses Ansatzes ist, daß deutsche und ausländische Schüler von Schulbeginn an in einem erheblichen Anteil des Unterrichtes gemeinsam unterrichtet werden. Entscheidend ist dabei, daß sich die Entstehung des Gruppengefühls und der Gruppenbeziehungen von Anfang an an der gemeinsamen Klasse orientiert. Dem Ziel eines gemeinsamen Gruppenerlebens dient auch das sozialpädagogische Förderungsprogramm, das an den drei Versuchsschulen angeboten wird.

Aus der Situation der Kinder der 2. Generation ergeben sich besondere Probleme bezüglich des Zieles der Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Identität. Sprache und Kultur des Heimatlandes begegnen diesen Kindern nicht direkt und umfangreich, sondern mittelbar und begrenzt in dem, was ihre Eltern in schichtspezifischer und landsmannschaftlicher Ausprägung und als Minderheit in einer Fremdkultur darstellen können. Der Modellversuch bietet in allen vier Grundschuljahren je ca. 8 Wochenstunden muttersprachlichen Unterricht für die ausländischen Kinder an. Unter den gegebenen Bedingungen sind dessen Wirkungen und Möglichkeiten realistisch, d. h. begrenzt zu veranschlagen. Türkische bzw. griechische Schule kann und soll damit nicht ersetzt oder ausgeglichen werden. Dieser muttersprachliche Unterrichtsanteil stellt aber zugleich eine Grundlage dar für die Erteilung der Muttersprache im Rahmen des fremdsprachlichen Unterrichtes in den weiterführenden Schulen. Er ist zugleich

Abb. 1: Unterrichtliches Integrationssystem



(Die Anzahl der Unterrichtsstunden pro Fach/Lernbereich entspricht der Stundentafel in den Richtlinien für die Grundschule in NRW)

als eine minimale Bedingung zur Erhaltung der Möglichkeit einer späteren Reintegration einzuordnen.

4. Integrationskonzept des Modellversuchs

Wie Abbildung 1 zeigt, sind im Unterrichtssystem des Modellversuches 3 Bereiche zu unterscheiden:

- I Fächer/Lernbereiche, die ab Schulbeginn integriert unterrichtet werden;
 - II Fächer/Lernbereiche, die in späteren Phasen (2. und 3. Schuljahr) in den Bereich des Integrationsunterrichtes übergeleitet werden;
 - III Fächer/Lernbereiche, für die in allen vier Grundschuljahren die äußere Differenzierung beibehalten wird.
- I und II bilden den Bereich des Integrationsunterrichtes.

In grober Zuordnung sind die Bereiche I und II mehr auf Förderung der Integration und auf Möglichkeiten der inneren Differenzierung angelegt; der Bereich III zielt mehr auf Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Identität.

Einübung und Förderung in der deutschen Sprache erfahren die ausländischen Schüler in verschiedenen Bereichen:

- im Fach Deutsch als Fremdsprache (Zweitsprache)
- im Bereich des Integrationsunterrichtes
- im Bereich der außerunterrichtlichen und außerschulischen Spracheinflüsse und -anregungen (bes. Pause, sozialpädagogisches Programm, außerschulische Kontakte).

Der Modellversuch geht deshalb davon aus, daß der für die Teilnahme und Mitarbeit im Integrationsunterricht erforderliche Sprachschatz und die notwendige Sprachfertigkeit im Prinzip durch die Teilnahme und Mitarbeit der ausländischen Schüler im Integrationsunterricht selbst erworben wird.

5. Strukturelle und organisatorische Rahmenbedingungen des Modellversuches

Der Modellversuch stützt sich auf einige charakteristische Bedingungen, die insbesondere auch für seine Übertragbarkeit konstitutiv sind. Das betrifft sowohl seine grundsätzliche pädagogische Orientierung wie auch von daher abgeleitete Bedingungen und Regelungen.

5.1 System konstanter Bezugsschulen

Die ausländischen Schüler verbringen - nach Nationalität aufgeteilt - die gesamte Grundschulzeit an einer bestimmten Grundschule (entsprechend den deutschen Grundschulern kein Schulwechsel).

Das bedeutet:

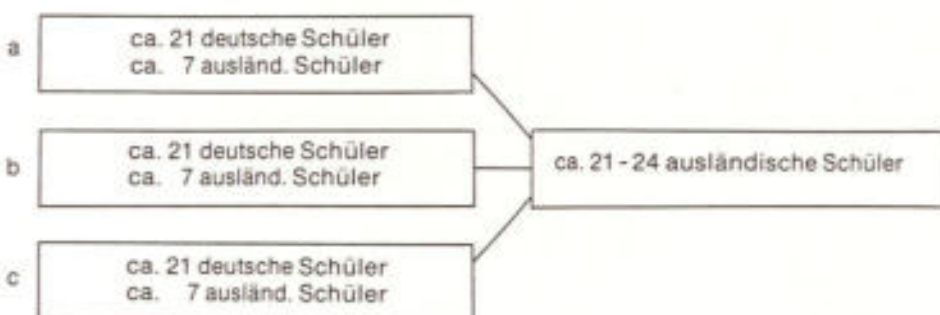
- Die ausländischen Schüler gewinnen einen festen Bezug (Raum, Personen u. a.); die äußeren Lernbedingungen werden konstant gehalten.
- Für die deutschen Schüler (und ihre Eltern) wird es zur Regel, daß sie mit ausländischen Kindern zusammen lernen und eine gemeinsame Klasse bilden.
- Schule und Lehrer können sich langfristig auf die Aufgaben der Unterrichtung der ausländischen Schüler einer bestimmten Nationalität einrichten und entsprechende Erfahrungen sammeln.
- Die ausländischen Eltern haben eine feste „Anlaufstelle“ und konkrete Orientierungsmöglichkeiten bezüglich der Schulprobleme ihrer Kinder.
- Die Durchführung des muttersprachlichen Unterrichtes für die ausländischen

Schüler ist leichter zu organisieren und in den Schulvormittag zu integrieren.

5.2 Konstante Bezugsgruppen

Die integrierte Jahrgangsklasse, die am Schulanfang aus deutschen und ausländischen Kindern (Verhältnis ca. 3:1 bis 2:1) gebildet wird, stellt die konkrete Übungs- und Erfahrungsgruppe für den Prozeß der sozialen Integration dar. In ihr vollzieht sich (entsprechend der Richtlinienkonzeption für die Grundschule in NRW) die „soziale Koedukation“. Die Konstanz dieses Beziehungsgefüges ermöglicht auch dem ausländischen Kind das „Heimischwerden“ in der Grundschule.

Abb. 2: System der Bezugsgruppen



integrierter Unterricht

äußere Differenzierung

a/b/c: Parallelklassen einer Jahrgangsstufe

Das System ist flexibel zu handhaben und auch mit 2 Parallelklassen durchführbar, wobei der Anteil der ausländischen Schüler bis zu einem Drittel (2:1) ansteigen kann.

5.3 Integrierte Eingangsphase im 1. Schuljahr

Die Gruppenbeziehungen in der Klasse sind am Schulbeginn noch weithin offen. Durch eine vom Stundenanteil her erhöhte und thematisch gezielt auf Integration ausgerichtete Unterrichtsgestaltung wird der Prozeß der Gruppenbildung in den Klassen auf die integrierte Gruppe bezogen (Integration durch Integration). Ziel dieser Eingangsphase (ca. 4 Wochen) ist insbesondere die sozial-emotionale Sicherheit des Kindes in seiner Schule und Klasse.

5.4 Kooperationssystem

Um die in verschiedenen Unterrichtsbereichen und von verschiedenen Lehrern durchgeführten erzieherischen und unterrichtlichen Maßnahmen aufeinander abzu-

stimmen, wird im Modellversuch eine intensive Zusammenarbeit der beteiligten Lehrer einschließlich der ausländischen Lehrer und der Sozialpädagogen praktiziert. Dieses auf pädagogische und inhaltliche Stimmigkeit angelegte Kooperations-system soll einmal die Anforderungen an das Kind synchronisieren, insbesondere aber die Probleme, die aus dem Wechsel von Bezugspersonen und Lerngruppe resultieren, für das Kind minimieren.

5.5 Pädagogische Orientierung

Der pädagogische Ansatz des Modellversuches liegt darin, die in der kommunika-

tiven Struktur von Schule und Unterricht angelegten Interaktionsmöglichkeiten als Grundbedingung der Integration aufzugreifen und zu gestalten (Integration durch Interaktion). Festzuhalten ist, daß die Lösung des Integrationsproblems innerhalb der Schule nicht allein auf curricularen Wegen, durch bestimmte Maßnahmen der Unterrichtsorganisation und -gestaltung zu erreichen ist. Die Nüchternheit einer Methode, die Perfektion eines Lehrplanes allein wecken bei den ausländischen und deutschen Schülern nicht schon die notwendige integrative Lernmotivation. So wichtig Methode etc. sind, sie können nur greifen, wenn der ausländische Schüler sich als solcher in und von der Schule, von den Lehrern, Mitschülern akzeptiert fühlt. Lehrplan, Methode etc. müssen affektiv abgesichert sein in einem auf Integration abgestimmten Schulklima.

6. Sozialpädagogische Förderungsmaßnahmen

Die Notwendigkeit zusätzlicher sozialpädagogischer Integrationshilfen ergibt sich aus den größeren (nicht nur sprachlichen) Problemen, die die ausländischen Schüler beim Eintritt in die deutsche Schule bedrängen. Der Modellversuch strebt eine Abstimmung und Verbindung von unterrichtlichen und sozialpädagogischen Integrationshilfen an.



Die Mitwirkung der Sozialpädagogen (eine Kraft je Versuchsschule) bezieht sich einmal auf die Zusammenarbeit mit Lehrern im Unterrichtsvormittag (u. a. Sprachförderung, Spielstunden).

Zugleich führen die Sozialpädagogen, unterstützt von je 2 Helferinnen, Förderungsmaßnahmen am Nachmittag durch, die im Grundsatz die folgenden Verlaufsphasen aufweisen:

- Rekreativphase
(Entspannung nach Unterrichtsschluß, Mittagessen)
- Silentiumpphase
(Anfertigung der Hausaufgaben)
- Spielphase
(gemeinsame Interessengruppen von ausländischen und deutschen Kindern)

Die sozialpädagogische Gruppenarbeit zielt in Fortsetzung der entsprechenden unterrichtlichen Bemühungen insbesondere auf die Förderung des sozialen Ler-



nens in der gemeinsamen Durchführung spielerisch-gestalterischer Aufgaben sowie auf die Erschließung des kommunalen Umfeldes, in dem sich die Integration konkret und in kleinen Schritten vollziehen muß.

Die Sozialpädagogen pflegen und intensivieren zusammen mit den ausländischen Lehrern die Beziehungen zu den ausländischen Eltern im Sinne einer schulbegleitenden Elternarbeit.

Die sozialpädagogischen Förderungsmaßnahmen bedürfen einer zusätzlichen Intensivierung und Ausweitung und zwar besonders im Hinblick auf eine stärkere Betreuung der ausländischen Kinder im Vorschulbereich und auf eine stärkere Motivation und Beteiligung der ausländischen Eltern. In beiden Bereichen ist die Mitarbeit ausländischer Sozialarbeiter von entscheidender Bedeutung. Für beide Bereiche werden in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Landesministerien in Krefeld weitere Projekte geplant und vorbereitet.



Botanische Notiz über das Lohbruch bei Linn (Ndr rh.)

von Ernst Doffiné und Kurt Rehneit

Einleitende Bemerkungen

Anlässlich einer Exkursion der „Botanischen Arbeitsgemeinschaft im Verein Linker Niederrhein“ am 15. Mai 1965 in das „Lohbruch“ bei Linn wurden von den Verfassern einige Pflanzenfunde notiert, die wir an dieser Stelle mitteilen.

Eine Veröffentlichung ist deshalb angebracht, da in den vergangenen Jahren eine immer stärker werdende Austrocknung oben genannten Gebietes zu beobachten war. Viele der festgestellten Pflanzen dürften deshalb in den nächsten Jahren verschwunden sein. Der Heimatfreund soll auch zu entsprechenden Beobachtungen angeregt werden.

Das einst nasse Lohbruch ist schon heute, wie bereits erwähnt, an vielen Stellen ausgetrocknet und nur noch selten ist der Rest einer moorigen Stelle anzutreffen. Ein großer Teil wird von einem Auwald bedeckt, wobei durch Ausbreitung des Waldes ganze Flächen mit Sumpfpflanzen verloren gingen. Nur im Norden des Bruches, dort wo ein Graben zum Burgweiher von Linn führt, war zur Zeit der Untersuchung noch ein teichartiger Wasserrest vorhanden. (In der Tabelle der Standort Nr. I).

Geschichtliches und Topographisches vom Lohbruch (Linner Bruch).

In einer schönen Arbeit berichtete Käthe Kümmel (1938) über „das Verschwinden der Sümpfe und Moore am Niederrhein“. Auf der in dieser Schrift gebrachten Karte von Johann Baptist Homann aus Nürnberg, etwa 1710 bis 1740, ist ein Sumpfgebiet bei „Linne“, dem heutigen Linn, abgebildet (Karte Nr. IV bei Kümmel). Es zieht sich von SSO nach NNW und tangiert die Stadt Linn. Parallel dazu liegt ein größeres sumpfiges Gebiet, das nördlich von Neuß anfängt und im Bereich von Geldern endet.

Der von uns zu beschreibende Teil, etwa 2 km lang, beginnt nördlich Ossum mit dem Latumer Bruch und steht durch einen

Bild: An der „Großen Eiche“ im Südtteil des Bruches (Latumer Bruch). Die vorgelagerten Wiesen sind Standorte der Schlüsselblume (*Primula elatior* L.).





Graben mit der gleichfalls sumpfigen Flur „Auf dem Rott“ in Verbindung. Diese Flur ist nicht identisch mit der bei Linn bekannten Bezeichnung vom „Bockumer-Rott“. Sie findet sich als Grenzzone zwischen dem Latumer- und dem Lohbruch; in west-östlicher Richtung verlaufend (Vergl. Meßtischblatt 4605 Krefeld).

Das heutige Lohbruch, welches vor einem Menschenalter noch sehr sumpfig war, ist derzeit stark entwässert. Nur im nördlichen Teil, dort wo sich heute ein Ausflußgraben zum Burgweiher von Linn hinzieht, befindet sich noch ein kleiner Wasserrest (vergl. unter Nr. 1). Der nördliche Ausflußgraben, der die Kurkölnener Straße in Linn unterläuft und den Burggraben mit bewässerte, besitzt auch eine Abzweigung, die nordwärts in die „Husend“ ging. Auf dem Meßtischblatt 4605, Krefeld, ist die Fließrichtung der Wassergräben nach Süden eingezeichnet. Der sich nach Norden hinziehende Bachlauf ist derzeit noch gut zu erkennen und durch eine mächtige „Uferbaumreihe“ zusätzlich markiert.



Bild oben:
Blick von Linn in den nördlichen Teil des Lohbruches. Durch die vorherrschenden Westwinde sind die Bäume nach Osten geneigt.

Bild links:
Blick in die Gesellschaft der Rispensegge (*Carex paniculata*). Hohe Bulle der Rispensegge unter Weidengebüsch.



Bild oben:
Wasserrest im nördlichen Lohbruch (Tümpel des Fundbereiches I). Im Wasser dreifurchige Wasserlinse und Wasserhahnenfuß. Uferbewuchs wird aus Seggen gebildet.



Bild rechts:
Südrand des Bruches mit angrenzenden Viehweiden. Das Bruchwasser bildet eine natürliche Tränke.

Bei einer Brunneteufung im Lohbruch, die etwa im Jahre 1927/28 von Wilhelm Hoehnen aus Linn ausgeführt wurde, fanden sich bis zu ca. 8 m Tiefe eine größere Anzahl relativ gut erhaltener Baumstämme. Sie zeigten einen durchschnittlichen Durchmesser von ca. 25 cm und lagen schichtweise übereinander. Damit sind die Ablagerungen des Lohbruches wohl u. a. auch aus Resten eines nassen Auwalds hervorgegangen.

Zur Darstellung der Pflanzenfunde

Die Pflanzenfunde werden in tabellarischer Form dargestellt. Neben dem wissenschaftlichen Namen (entnommen aus Höppner 1909) ist der deutsche Pflanzenname beigelegt.

Wir haben mit Absicht auf eine alphabetische Reihenfolge der Pflanzen verzichtet, da die einzelnen Gebietsabschnitte so besser in Erscheinung treten. Die Abschnitte sind im Tabellenkopf mit den Ziffern I bis XIII bezeichnet.

Im einzelnen wurden nachfolgende Gebiete, in der Reihenfolge von Nord nach Süd, untersucht:

I = Ein Tümpel im Nordteil des Bruches. Der pH-Wert des Wassers lag bei 7,05; der Gehalt an HCO_3^- -Ionen bei 61,0 mg, der von Cl^- -Ionen bei 40,0 mg/l. Der Tümpel zeigte neben den unter I aufgeführten Wasserpflanzen auch den unter I angegebenen Uferbewuchs.

II = Sumpfwiese südlich von I mit großen *Carex paniculata*-Horsten und Weidengebüsch, wie auch westlicher Weg.

III = Gebüsch-Streifen bei II.

IV = Sumpfige Wiese im nördlichen Teil des Lohbruches, südlich des Gebüsches (III).

V = Vor Hoenens-Grundstück und

VI = Teile von Hoenens-Grundstück. Starke anthropogene Einwirkung auf die Vegetation. Anreicherung von nitrophilen Pflanzen.

VII = Tümpel bei VI und

VIII = Weg von der Terrasse in der Nähe von VI, bzw. beim „Pulverlager“.

IX = Sumpfige Wiese südlich des Pulverlagers.

X = Am „Hochstand“ vor dem Pappelwäldchen, unterer mittlerer Teil des Lohbruches.

XI = Bei X sandige Stelle.

XII = Oberster unterer Teil des Lohbruches (Süd-Teil) im Pappelwald.

XIII = Östlicher Teil von XII bei der „großen Eiche“.

Pflanzensoziologische Bemerkungen

Bestandteile reiner Wasserpflanzengesellschaften sind nur im Bereich von Nr. I vorhanden. Sie gehören u. a. zu den Lemnion-Verbands-Charakterarten und zum Nymphaeion und zeigen nährstoffreiche Gewässer, zum Teil über humosem Schlamm, an.

Beachtenswert ist bei Nr. II der schöne großblütige Bestand von *Carex paniculata*. Dieser Bestand kann als *Caricetum paniculatae* Wang. 16, dem *Magnocaricion* zugehörig, angesprochen werden. Es konnte auch noch ein schwacher Bult von *Carex paradoxa* in atypischer Form aufgefunden werden. Diese Segge wird schon bei Höppner für das Lohbruch genannt. Sie gehört zu den großen Seltenheiten der niederrheinischen Flora. *Carex paradoxa* (= *appropinquata*) wurde erst in den letzten Jahren durch G. Friedrich und K. Rehneit weiter nördlich von Krefeld, bei den Kuhlen, in schönen Beständen gefunden. Darüber soll gesondert berichtet werden. Hier im Lohbruch bildete die Pflanze, entgegen den nördlichen Vorkommen,

Fundort-Tabelle

Pflanzenart	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII
<i>Lemna trisulca</i> (Dreifurchige Linse)	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Iris pseudacorus</i> (Wasserschwertlilie)	X	X	—	—	—	—	—	—	X	X	—	X	—
<i>Rumex hydrolapathum</i> (Flußampfer)	X	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—
<i>Glyceria maxima</i> (Groß. Wasserschwaden)	X	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Ranunculus aquatilis</i> (Wasser-Hahnenfuß)	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Carex riparia</i> (Ufersegge)	X	—	—	X	—	—	—	—	—	X	—	—	—
<i>Onanthe aquatica</i> (Wasserfenchel)	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Carex stricta</i> (Steife Segge)	X	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Lythrum salicaria</i> (Blutweiderich)	X	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—
<i>Luzula campestris</i> (Feldhainimse)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Cirsium palustre</i> (Sumpfkrautdistel)	—	X	—	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—
<i>Caltha palustris</i> (Sumpfdotterblume)	—	X	—	X	X	—	—	—	X	X	—	X	—
<i>Conium maculatum</i> (Gefleckter Schierling)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Filipendula ulmaria</i> (Mädesüß)	—	X	—	X	X	—	—	—	X	X	—	—	—
<i>Carex disticha</i> (Zweizeilige Segge)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Carex paradoxa</i> (Schwarzschofsegge)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Carex paniculata</i> (Risensegge)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Carex paludosa</i> (Sumpfssegge)	—	X	—	X	X	—	X	—	X	—	—	X	—
<i>Achillea ptarmica</i> (Sumpfschafgarbe)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Alnus incana</i> (Graue Erle)	—	X	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Salix cinerea</i> (Grauweide)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Viburnum opulus</i> (Schneeball)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Galium palustre</i> (Sumpflabkraut)	—	X	—	—	X	—	X	—	—	—	—	—	—
<i>Prunus padus</i> (Traubenkirsche)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Heraclium sphondylium</i> (Bärenklau)	—	X	—	X	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Ranunculus geniculatus</i> (Knie-Hahnenfuß)	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Juncus effusus</i> (Flatterbinse)	—	X	—	—	—	—	—	—	X	—	—	X	—
<i>Ribes nigrum</i> (schwarze Johannisbeere)	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Galeobdolon luteum</i> (Goldnessel)	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Sambucus racemosa</i> (Traubenholunder)	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Sambucus nigra</i> (Schwarzer Holunder)	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X
<i>Cardamine pratensis</i> (Wiesenschaumkraut)	—	—	—	X	—	—	—	—	X	—	—	—	—
<i>Scrophularia nodosa</i> (knotige Braunwurz)	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	X	—

Fundort-Tabelle

Pflanzenart	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII
<i>Alliaria officinalis</i> (Knoblauchrauke)	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—	—	—
<i>Ajuga reptans</i> (Günsel)	—	—	—	—	—	X	—	—	X	—	—	—	—
<i>Lamium album</i> (weiße Taubnessel)	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—
<i>Urtica urens</i> (Brennnessel)	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—	X*	—
<i>Tussilago farfara</i> (Hufplattich)	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—
<i>Lamium purpureum</i> (rote Taubnessel)	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—
<i>Capsella bursa-pastoris</i> (Täschelkraut)	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—	—	—
<i>Digitalis purpurea</i> (roter Fingerhut)	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—
<i>Gallium aparine</i> (Kletterlabkraut)	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—
<i>Tanacetum vulgare</i> (Rainfarn)	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—	—
<i>Sanguisorba officinalis</i> (Wiesenkнопf)	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—	—	—
<i>Glyceria fluitans</i> (Wasserschwaden)	—	—	—	—	—	—	—	—	X	X	—	X	X
<i>Carex gracilis</i> (schlanke Segge)	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—	X	—
<i>Carex elongata</i> (verlängerte Segge)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—	—
<i>Phragmites communis</i> (Schilfrohr)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—	—
<i>Solanum dulcamara</i> (Nachtschatten)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—	—
<i>Humulus lupulus</i> (Hopfen)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—	X	—
<i>Impatiens noli-tangere</i> (Springkraut)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—	X	—
<i>Pteridium aquilinum</i> (Adlerfarn)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—	—
<i>Alnus glutinosa</i> (Schwarzerie)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Populus pyramidalis</i> (Pyramidenpappel)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Symphytum officinale</i> (Beinwell)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Rubus idaeus</i> (Himbeere)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Dryopteris thelypteris</i> (Sumpffarn)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Viola palustris</i> (Sumpfviechen)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Geranium robertianum</i> (Ruprechtskraut)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X	—
<i>Rubus cf. thyrsoides</i> (Straußbrombeere)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X
<i>Crataegus oxyacantha</i> (Weißdorn)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X
<i>Corylus avellana</i> (Haselstrauch)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X
<i>Arum maculatum</i> (gefleckter Aronstab)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	X

In der Tabelle: X = Pflanze nachgewiesen, — = Pflanze nicht nachgewiesen, X* = *Urtica dioica* L. (kleine Brennnessel).

wohl keine eigene Gesellschaft. *Carex paradoxa* geht oft mit mächtigen fertilen Bulten bis tief in die Feuchtwiesen. Eine analoge Ausbildung wurde durch O. Jost (1976, Seite 57) auch vom „Großen Moor“ bei Hünfeld, aus der Rhön, im Landkreis Fulda, beschrieben.

An einigen Stellen am Niederrhein tritt die Segge steril, in der Form pinselartiger Bulte auf; dadurch ist diese Pflanze weithin kenntlich.

Das starke Auftreten von *Carex paludosa* (= *acutiformis*) gibt weitere Hinweise auf das Magnocaricion *elatae* W. Koch 26., dem auch die vorstehend erwähnte *Carex appropinquata* zuzuordnen ist.

Im Bereich der Flachmoorwiesen, Zone Nr. IX, finden sich Arten aus der Ordnung Molinietales, wie u. a. Mädesüß, Sumpfdotterblume und Wiesenkнопf.

Vom Erlenbruchwald und Bruchwaldgebüsch (*Alnetea glutinosae* Br.-Bl. et Tx 43) sind z. B. unter anderem Reste des Carici *elongatae*-*Alnetum glutinosae* W. Koch 26. vorhanden, wie das spärliche Auftreten von *Carex elongata* (Gebiet X) zeigt. Der Standort ist jedoch atypisch. Das Gebiet von XI mit Traubenkirsche, Schneeball, Beinwell, Sumpffarn und Erle, entspricht etwa einem Alno-Padion Knapp 42, dem Verband der Auenwälder.

Der Adlerfarn (*Pteridium aquilinum*) entspricht hier seinem Standort an Böschungen, bzw. sauren, modrig-humosen, sandig-steinigen Böden. Auf diesen Böden wächst auch der Rainfarn (*Tanacetum vulgare*). *Digitalis purpurea*, der rote Fingerhut, zeigt ebenfalls vorstehende Bodentypen an und ist auch ein Nitrifizierungs-Indikator.

Dank:

Die Verfasser danken Herrn Dr. K.-H. Knörzer für das Zustandekommen der Exkursion und Herrn Prof. Dr. A. Steeger † für mündliche Mitteilungen im Jahre 1950 über das Vorkommen von *Carex paradoxa* an einen von uns (K. R.).

Schriften

Höppner, H. und Preuss, H.: Flora des Westfälisch-Rheinischen Industriegebietes unter Einfluß der Rheinischen Bucht. Dortmund-Krefeld 1926. Neudruck 1971 (Duisburg).

Jost, O.: Das Naturschutzgebiet „Großes Moor“ bei Hünfeld. - Jahrb. Landkr. Fulda 1976, 41-60.

Knapp, R.: Einführung in die Pflanzensoziologie. Stuttgart 1971 (Ulmer).

Kümmel, Käthe: Das Verschwinden der Sümpfe und Moore am Niederrhein - Decheniana 97 B 63-84 (1938)

Oberdorfer, E.: Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Süddeutschland. Stuttgart 1970 (Ulmer).

Religiöses Schnitzwerk mit Humor und Satire

750 Jahre Xantener Domchorgestühl -
Ein Doppeljubiläum in der niederrheinischen Domstadt

von Hermann Jung



Die niederrheinische Domstadt Xanten feiert bekanntlich in diesem Jahr den 750. Jahrestag ihrer Stadtgründung. Jenes Jahr der Verleihung der Stadtrechte durch den Kölner Erzbischof Heinrich von Molenark, 1228, bedeutet indessen - und das ist wenig bekannt - für die Jubiläumstadt in doppeltem Sinne einen historischen Markstein: 750 Jahre alt ist durch eine denkwürdige historische Koinzidenz auch das berühmte Chorgestühl des Xantener Doms, das älteste aller rheinischen Holzgestühle, das dem schönsten gotischen Cathedralbau am Niederrhein nächst dem Kölner Dom auf glückliche Weise erhalten blieb.

Die Datierung dieses prachtvollen Frühwerks gotischer Schnitzer auf das Jahr 1228 verdankt man dem Trierer Dendrochronologen, Obermuseumsrat Ernst Hollstein, der die ursprünglich mehr oder weniger jünger angenommenen Datierungen durch seine Untersuchungen korrigieren konnte. Er hatte an 19 verschiedenen Teilen des Chorgestühls mit zusammen 2258 Jahresringen die erforderlichen mikrosko-

pischen Messungen vorgenommen. Alle erwiesen sich als feinjähriges Eichenholz, das, wie Vergleiche ergaben, mit hoher Wahrscheinlichkeit im Xantener Reichswald gefällt worden war. Damit dürfte auch die ehemalige These, das Chorgestühl sei nicht in Xanten sondern in einer Kölner Hütte entstanden, hinfällig sein.

Die Rettung des Gestühls vor der Kriegszerstörung darf als außerordentlicher Glücksfall bezeichnet werden und ist das Verdienst des ehemaligen Landeskonservators von Nordrhein-Westfalen, Professor Dr. W. Bader, dem es gelang, das Schnitzwerk kurz vor dem verhängnisvollen Bombenangriff des Jahres 1945 nach vorheriger Katalogisierung der Einzelteile nach Schloß Nyssen bei Warburg auszulagern. Nachdem es auf diese Weise in seiner Gesamtheit gerettet werden konnte, waren allerdings umfangreiche Restaurierungen zur Beseitigung der beim Transport und durch Verwitterung bei der Auslagerung entstandenen Schäden notwendig geworden. Die Spezialisten der Xantener Dom-

bauhütte haben inzwischen bewiesen, daß sich auch in unserer Zeit Bildhauer noch virtuos in die Kunst ihrer gotischen Berufsgenossen einzufühlen vermögen.

Schon beim ersten Eindruck erscheinen die Gestühlsreihen im Zeichen der bizarren Dämonendarstellung, wie sie, von dem apokalyptischen romanischen Geist der Erdentrückung und Furcht vor dem Weltgericht aufgegriffen, in der Literatur, in den Mysterienspielen und schließlich in der bildenden Kunst zu einem beherrschenden Thema geworden war. Für die Gestühlsornamentik wurden naheliegenderweise die höllischen Ungeheuer der Wasserspeier, Portale, Kapitelle und Konsolen der Kathedralen, also der Steinplastik, zum Vorbild. Das wundert nicht, wenn man weiß, daß die frühen Chorgestühle noch in den Bauhütten geschaffen wurden, also die Arbeit des Steinmetzen und die des Holzschnitzers in einer Hand lag. So erscheint das Xantener Schnitzwerk noch eng mit der Steinplastik verwandt und läßt in dem schweren Duktus des frühzeitlich-einfachen Wangenschmucks der vorderen Sitzreihen noch gleichsam die meißelführende Hand des Steinmetzen spüren. Das starke romanische Nachklingen in diesem Gestühl erinnert daran, daß es ursprünglich für die Apsis des alten romanischen Kirchenbaues geschaffen und später (im 14. Jahrhundert) dem neuen gotischen Chor eingefügt worden ist.

Nach Art der frühen rheinischen Gestühle dienen prächtige Gobelins als Rückwand des Gestühls. Seine offene Form verkörpert den westlichen (rheinischen) Gestühlstypus mit der charakteristischen E-förmigen Volute als Wangenbekrönung der hinteren Reihe. Ein krankes Äffchen mit dickem Schal „frierend“ zusammengekauert, ein Hund mit Drachenteil, ein Lindwurm mit Faunskopf und ein weiteres Fabelwesen, jeweils auf dem vorspringenden Fuß der mit reichem Laubwerk geschmückten Voluten augenfällig placiert, führen den Beschauer in die Welt der Drolieren ein, jener wunderlichen Grotteskgestalten, die das religiöse Schnitzwerk mit

Bild links: Blick auf einen Teil des Xantener Chorgestühls.

Bild rechts: Ausschnitt aus dem 750 Jahre alten Chorgestühl, mit prächtigem Wandbehang im Hintergrund.

Bild unten: Fabelwesen mit Hundekopf, Teufelsklauen und Echschwanz in Mönchskutte.

Das „halskranke“ Äffchen mit Schal.



Humor und Satire bereichern. Da sieht man einen philosophierenden Raben mit Brille im Habitus eines Chorherren, einen Affen, der sich in der Pose eines Denkers grübelnd die Hand an die Stirn schlägt, fleuchende und kreichende Fabelwesen, Monstren und Masken, in ihrer Symbolik oft schwer bestimmbar, noch im romanischen Geist verwurzelt, den die Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse, Himmel und Hölle beherrschte, aber schon durch einen freieren Geist gelockert, der den Teufel auf die Schippe nimmt.

In Anbetracht seiner frühen Entstehungszeit präsentiert das Xantener Gestühl eine erstaunliche holzbildnerische Leistung, die trotz der engen romanischen Bindung

erstmalig einen naturalistischen Zug erkennen läßt. In dem Bemühen, die starre lineare Strenge der Romanik durch natürlichere und gefälligere Linienführung zu ersetzen, wie sie später in dem großartigen hochgotischen Bewegungsrhythmus gipfelt, eilten die Künstler des Xantener Gestühls ihrer Zeit beispielhaft voraus und erreichten gerade in der droletischen Bereicherung an Knäufen, Misericordien und Wangenkannten einen interessanten Durchbruch in diesem Sinne.

Das Jubiläum dieses bedeutenden Kunstschatzes dürfte der 750-Jahrfeier der Stadt Xanten einen zusätzlichen kulturhistorischen Inhalt geben und den Dombesuch zu einem eindrucksvollen Festakt machen.



Gedenkblatt für ein Haustier

von Ernst Hoff

Eines Haustieres aus der Intimsphäre des Menschen ist zu gedenken, dem in unseren Breiten ein Ende bereitet wurde. Dem Tierchen, als Geschöpf aus der Zivilisation verdrängt, geschieht insofern Unrecht, als die elektronisch kommunizierende Menschheit unter seinem Namen ein perfides Gerät in Funktion setzte, das mit ihm nur eben seine Winzigkeit gemein hat, im übrigen aber gegen die ungeliebte Wanze ein schändliches Ungeheuer darstellt. Wo diese nach ihrem Lebensgesetz vom Blut des Menschen nippte, ist jenes erfunden, um ihm die persönlichsten Geheimnisse von den Lippen saugen, ein Ungeziefer, vor dem man Ekel empfindet.

Die gute alte Wanze also pflegte wie Laus und Floh einen Intimverkehr mit dem Menschen, den dieser als ärgerlich empfand. Als Soldat im Kriege hat man allen dreien als Wirtskörper gedient. Lästigster Parasit war die Kleiderlaus, da sie sich auf Dauer in der Leibwäsche einquartierte. Dem Schreiber dieser Zeilen ist erinnerlich, daß er zum Zwecke befristeter Unterbrechung des unerträglichen Juckreizes Mantel und Feldbluse öffnete, auf daß ihm der eisige Ostwind ein anderes Empfinden als dieses schmutzige Läusejucken unterm Hemd verschaffe. Die nächtliche Floh Jagd entbehrte nicht des sportlichen Reizes und schenkte bei geglücktem Fang auch das heute so gern zitierte Erfolgserlebnis. Oft hörte man die Kameraden von Pritsche zu Pritsche ihre „Strecke“ einander zurufen.

Zur Bekanntschaft mit der Wanze bedurfte es nicht des Krieges. Schon „Die drei gerechten Kammacher“ von Gottfried Keller hatten mit ihr ein Frühlingserlebnis besonderer Art, wo doch die Schweiz als Sauberland gilt und Jungfer Züs sicher nicht für eine Schlampe gehalten werden darf. Auch in Krefeld war die Wanze weit verbreitet.

Sie fand in vielen Straßen die von ihr als Lebensraum geschätzte Architektur, die alten Miethäuser nämlich mit dem Holzgebälk ihrer zum Schlafen benutzten, mit Kalk geweißten Dachkammern. In diesen Kasernen erschwerten Menschenfülle, Armut und eine primitive Installation die zur Abwehr erforderliche Hygiene.

Mit ihrem Blutsaugen störten die Wanzen natürlich erheblich die Nachtruhe und ihr eigenartiger, schwerer Geruch belästigte sehr, wenn sie sich, was sie ausgezeichnet verstanden, von der Decke fallend im Gesicht niederließen. Das Opfer sah sich am Morgen punktuell rötlich tätowiert. Zur Kontrolle eines solchen Kleinwildgeheges empfahlen sich übrigens Eisenbetten eher als die Holzkisten, in denen Morpheus den Soldaten erwartete.

In den zwanziger Jahren rüstete man zu einem Großfeldzug. Eine fortgeschrittene Chemie ermöglichte den Übergang von der konventionellen Einzelvernichtung mittels Petroleumlampe zum totalen Gaskrieg. Auf meinem Schulweg sah ich lange Zeit das diesem Zwecke dienende Arsenal im Schaufenster der Drogerie Dilg. Ein beängstigend plastisch herausgearbeitetes Kolossalgemälde des roten Blutsaugers lenkte die Aufmerksamkeit der Passanten auf ein paar Würfel in Form und Farbe des Kleinbasalts. Man hatte sie auf einem der damals losen Müllimerdeckel ausgelegt und damit gleich einen praktischen Hinweis für die häusliche Kampagne gegeben. Diese Würfel, Vulkanit genannt, sollten bei gut gedichteten Türen und Fenstern in der verwanzten Kammer angesteckt werden, auf daß ihr Schwelbrand sie ausräuchere und damit die Tiere töte.

Der Gaskrieg forderte von den Betroffenen, meist kinderreichen und minderber-



mittelten Familien, außerordentliche Ausgaben, die damals oft von der armseligen Arbeitslosenunterstützung abgezweigt werden mußten. Das Unternehmen Wanzen Tod wurde dementsprechend lange überlegt und dann mit aller Sorgfalt geplant und betrieben, damit das schöne Geld nicht umsonst ausgegeben war. So ließ man denn die Kinder eine Nacht oder zwei auf Notlagern schlafen und brachte das Rauchopfer dar. Wenn man danach die Kammer geöffnet und ordentlich durchgelüftet hatte, sah man die Verstecke in den Ecken und Ritzen tatsächlich frei von jener Fauna, die früher familienweise von dort zum Blutgelage ausgeschwärmt war. Es passierte aber oft, daß nach einigen Tagen ein Nachbar von links oder rechts klagte: „Wat hebbe wir doch op ons für enen Hup Wanze bes os en die Daakkamer.“ Die Erklärung war einfach. Die klugen Tierchen waren der Vernichtung durch Evakuierung, wie es seit dem letzten Krieg heißt, vorgekommen. Die Durchlässigkeit der alten und großenteils morschen Dachkonstruktion gestattete ihnen die Abwanderung von der Stätte des Unheils. Irgendwann aber wurde ihnen auch in der neuen Heimat eingeehrt, alsdann bevölkerten sie oder ihr Nachwuchs wieder die angestammte Kammer. Ihre kummererprobten Blutspender nahmen das Hin und Her der Wanzenwanderung als gottgewollte Ordnung und freuten sich schon der befristeten Schonzeit.

Was aber Vulkanit nur unvollkommen schaffte, das besorgten nach Spreng- und Brandbomben Stahl und Beton gründlich und für die Dauer. Unsere Betten sind wanzenfrei, der Herr bewahre uns vor der Wanze unterm Schreibtisch.

Schöne Frauen, bärtige Männer

- Krefelder Häuserfassaden -

von Monika Kühn

Seit einigen Jahren beginnt man, den Stuck an Häuserfassaden der Gründerzeit und der Jahrhundertwende wieder wahrzunehmen. Das Wort Stuck hat immer noch einen negativen Beigeschmack, mit Stuck assoziiert man Plüsch und Plunder, überflüssige Schnörkel und Verzierungen, Stuck ist aufgesetzt und entbehrlich, Stuck ist kein edles Material, mit dem man sich künstlerisch auseinandersetzt, Stuck ist Ausdruck einer hohlen, pathetischen, auf Äußerlichkeiten bedachten Weltanschauung. Im Bewußtsein der heutigen Menschen sind barocke stuckverzierte Kirchen und Schlösser erhaltenswert und von künstlerischem Wert; aber Stuck an Häuserfassaden - plastische Formen aus vielen Stilepochen wahllos zusammengesetzt; Säulen, die nichts nützen, gebückte Atlanten, die nichts tragen - das ist für viele, die sich mit Plastik und mit Architektur beschäftigen, einfach stilllos, geschmacklos, oberflächlich, Maskerade.

Vom kunsthistorischen Standpunkt ist das zweifellos richtig, und man kann die Stuckarbeiten in der Residenz in Würzburg nicht mit denen an Häuserfronten der Gründerzeit vergleichen, aber trotzdem beachtet man auf einmal wieder die verzierten Fassaden, entdeckt Engelsköpfe und Blumenwinde, Löwen und behelmte Krieger. Nach den schmucklosen, gigantischen, oft lieblosen Bauten der letzten Jahrzehnte, in denen der Mensch auf der Strecke blieb, sehnt man sich wieder nach menschlichen Ausmaßen, nach weniger Sachlichkeit, nach mehr Abwechslung, wenn man auch an den Fassaden einen Stilmischmasch

Bild oben: Weibliche Maske umgeben von Akanthusblättern und -ranken.
Melanchtonstr. 68

nebenstehend: Finster blickender Herr vor einer Art Wappen, zu beiden Seiten Lorbeerzweige und Fruchtegirlanden.





links oben: (Lorbeerbekränzter Krieger) Behelmter Krieger mit Lorbeerkranz, daneben Rollwerk und Beschlagwerk. Westwall 127

nebenstehend: Bekränzte Schöne vor blätterartigen Verzierungen zwischen einem gesprengten Segmentbogengiebel. Südstr. 21

links unten: Bärtiger Männerkopf mit Helm in einer Medaillonumrandung. Tannenstr. 66

oben: Weibliche Maske als Schlußstein auf ausgerolltem Ornament. Steinstr. 16

unten: Langgewandete weibliche Figur - wahrscheinlich Fortuna mit dem Glücksrad. Blumenstr. 12





oben und unten: Wie Gallionsfiguren - ein Paar in Renaissancekleidung als Konsolen unter einem Erker.
Corneliusplatz 6

rechts oben: Junger Mann mit Schnurrbart unter einem Wellengiebel.
Alte Linner Str. 6

nebenstehend: Zwei weibliche Masken vor einem Wappen über kannelierten Pilastern.
Steinstr. 159

rechts unten: Zwei Frauenköpfe, „dekoriert“ mit Früchten und Rollwerk, unter Rundbogengiebeln.
Uerdinger Str. 351





Krefeld-Uerdingen, Am Marktplatz 1

Krefeld-Bockum, Uerdinger Straße 500

Krefeld, Westwall 42





vorfindet, wenn auch klassizistische, barocke, antike Formenelemente wahllos nebeneinandergesetzt wurden, nach dem Motto, je ausgefallener und teurer, desto besser. Aber viele Fassaden wirken auch ausgewogen, wie aus einem Guß, und manche, besonders die mit Jugendstilornamenten, kommen unserem heutigen Stilempfinden sehr entgegen.

Auch die Denkmalschützer beginnen, sich für wilhelminische Fassaden zu interessieren und sie für erhaltenswert zu erachten, zwar selten ein einzelnes Gebäude, aber der Zusammenhang eines Straßenzuges, eines Stadtteils oder Ortskernes, als sogenannten Ensembleschutz.

Der Stuck, den der Bauherr an seinem Haus anbringen lassen wollte, wurde entweder per Katalog ausgesucht oder aus Abbildungen von anderen Fassaden zusammengestellt oder auch einfach das ausgewählt, was in Stukkateurwerkstätten am Lager war. Der Stuck wurde dann entweder am Bau angetragen, das heißt an Ort und Stelle modelliert, oder fertige Formen wurden an der Fassade angebracht. Besonders beliebt waren Köpfe: Löwenköpfe, Engelsmasken, Faunsköpfe, Blattmasken, Menschenköpfe mit Helmen, Hauben, Barretts, Diademen oder ornamentaler Umrandung. Diese Köpfe wurden dort angebracht, wo es dem Bauherrn gefiel: als Schlußstein über Fenstern und Türen, als Füllung einer Fensterbrüstung, zusammen mit anderen Ornamenten als Fenstergiebel, aber auch an Säulen und Konsolen. Manche Modelle schienen sich besonderer Beliebtheit zu erfreuen, denn man kann sie zum Teil mit anderem ornamentalem Belwerk an verschiedenen Häusern bewundern.

Vorbilder für diese Köpfe waren Masken aus der Antike und der Renaissance; man

links oben: Ein lebendig scheinendes junges Mädchen mit langen wallenden Haaren. Jugendstilornament. Stephanstr. 66

mitte: Fast puppenhaftes Gesicht mit Diadem auf gelocktem Haar. Blumenstr. 7

rechts und links: Bärtiger Herr mit Barett und junges Mädchen mit Häubchen in einer Medaillonform. Neusser Str. 44-46

fand sie in der Antike an Theatern- und Profanbauten und auf Gefäßen, in der Renaissance wurden Masken in abgewandelter Form, mal stilisiert, mal abbildhaft, auf Geräten, Mobilar, Profanbauten und Grabmählern dargestellt. Verhältnismäßig wenige Köpfe sind in bezug auf Gesichtsausdruck, Frisur und Kleidung so dargestellt, als hätten bestimmte Personen Modell gestanden; die meisten sind maskenhaftstarr: die Frauenköpfe haben überwiegend gelocktes, offenes Haar, darauf ein Diadem, oft einen Schleier unter dem Kinn, Ohrgehänge; die Männerköpfe sind zum Teil behelmt, zum Teil mit helmartigem Rollwerk oder Beschlagwerk oder anderem ornamentalem Schmuck versehen. (Beschlagwerk ist eine besondere Ornamentform der Renaissance; die Flächen werden mit symmetrisch angeordneten Bändern und Leisten wie beschlagen, was oft durch Nagel- und Nietköpfe betont wird; sind die Enden des Ornaments bandartig aufgerollt, spricht man von Rollwerk.)

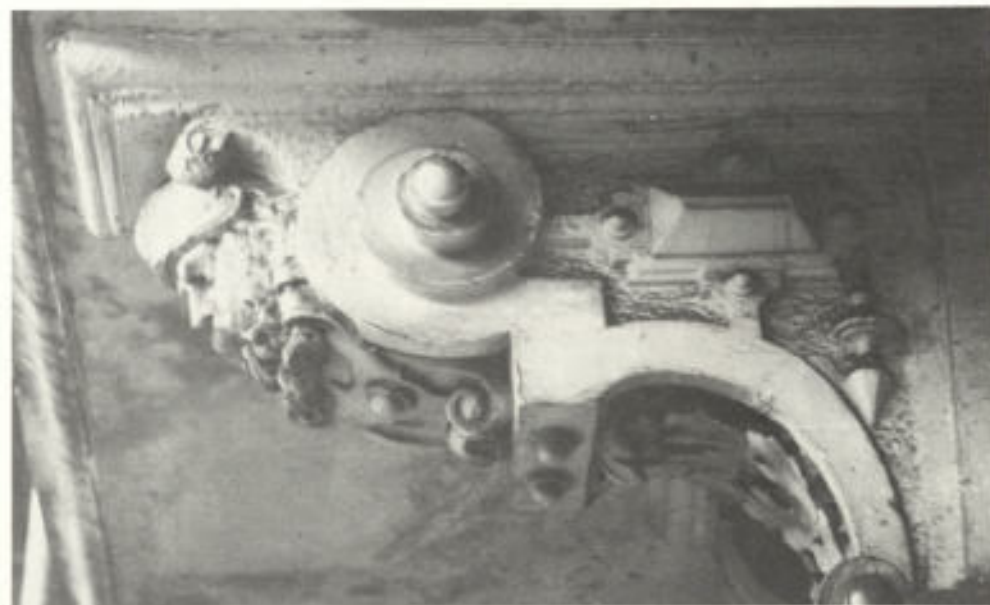
Die Masken erfuhren im Laufe der Zeit oft groteske Verzerrungen, sie wurden zu Fratzen und Satyrköpfen und Blattmasken. Ein Beispiel für solch eine Verwandlung in eine Blattmaske ist Abb. S. 110, hier ist Haar und Bart nicht mehr natürlich, sondern scheint in Akanthusblätter überzugehen.

Die Darstellung von ganzen Figuren ist relativ selten. Hin und wieder findet man sie als Glücksgöttinnen oder Allegorien in Nischen oder Muschelnischen, in der ersten oder zweiten Etage eines Bürgerhauses. Häufiger findet man Halbfiguren wie Hermen oder Atlanten, oder auch Karyatiden mit Hermenfüßen.

Unter Hermen versteht man pfeilerartige Stützen, die sich nach unten pyramidenartig verjüngen. In der Antike verwendete man solche Stützen als Meilensteine, die

rechts oben: Weibliche Maske mit Schleier unterm Kinn, umgeben von Lorbeerblättern; sie wurde in vierfacher Ausfertigung am Corneliusplatz 5 angebracht.

mitte: Konsole mit Beschlagwerk und einem bärtigen Männerkopf mit Helm. Südwall 55-57





Paar, mit dem Kopf zueinander geneigt, auf
Schlußsteinen über Rundbogenfenstern.
Corneliusplatz 4

Bärtiger Männerkopf - fast schon eine Blatt-
maske.
Südstr. 10

Dame mit Rokoko-Frisur.
Karlsplatz 18

Maske mit Diadem und Schleier unterm
Kinn.
Blumenplatz 6





oben:
Krefeld-Uerdingen, Am Marktplatz 1-5

rechts und links: Zu zweit trägt es sich leichter! Atlant und Karyatide in gebückter Haltung „stützen“ einen Erker.
Lutherplatz 62



ursprünglich mit der Büste des Hermes oder Merkur gekrönt waren, daher die Bezeichnung Hermen.

Mit Karyatide bezeichnete man in der Antike ursprünglich eine Tempeltänzerin aus dem griechischen Dorf Karyai. Später verstand man darunter langgewandete Frauenplastiken, die das Gebälk eines Bauwerks tragen, wobei sie oft einen Pfeiler oder eine Säule ersetzen.

Das männliche Gegenstück heißt Atlant, nach dem Titanensohn Atlas, der das Himmelsgewölbe tragen mußte. Während die Karyatide aufrecht und frei dasteht, stützt der Atlant in stark gekrümmter Haltung seine Last. Man kann aber auch gebückt stehende Karyatiden mit Hermenfüßen vorfinden - so genau nahmen unsere Urgroßväter das nicht ...

Wenn Sie durch die Stadt gehen und einmal bewußt auf diese Ornamente achten, werden Sie überrascht sein, wie vielen schönen Frauen aus Gips und bärtigen Herren aus Zementmörtel Sie begegnen werden!



Aus alten Briefen

15. Dez. 1816: Friedrich Wilhelm Hoeninghaus, Krefeld, an Professor Wallraf, Köln

von Ulrich Rein

15. Dez. 1816: Friedrich Wilhelm Hoeninghaus, Krefeld, an Professor Wallraf, Köln

Am 15. Dezember 1816 (Briefdatum) gab F. W. Hoeninghaus, Samtfabrikant und Teilnehmer des kaufmännischen Unternehmens Hoeninghaus und de Greiff in Krefeld, einen privaten Brief zum Postamt in der Hochstraße 93. In dieses Haus war am 1. 7. 1816 mit Ablösung der nur zweieinhalb Jahre währenden kommissarischen Thurn und Taxis'schen Postverwaltung das nunmehr preußische Postamt eingezogen.

Der Faltbrief (Abb. 1) war gerichtet an den Kanonikus Wallraf, Gymnasiallehrer, ehemals auch Professor für Botanik, Professor für die schönen Künste und letzter gewählter Rektor der alten, 1794 aufgelösten Universität Köln. Die Beförderungsgebühr für den Brief sollte entgegen dem üblichen Brauch schon vorab bezahlt werden. Entsprechend seinem Gewicht und der Entfernung zum Bestimmungsort ergab sich ein Porto von 1 Silbergroschen, was neben dem Hinweis „franco“ vermerkt wurde. Zudem wurde ein zweizeiliger Krefelder Abgangsstempel abgeschlagen, der die Kennzeichnung „P. P.“ (port payé) für bezahlte Briefe enthielt. Dabei handelte es sich um einen schon während der französischen Besatzungszeit verwendeten Stempel, aus dem die s. Zt. in der Lücke zwischen den Buchstaben P. P. stehende Departementsnummer 103 (Roer) entfernt (apert) worden war. Nur wenige Wochen später wurden 1817 in Preußen allgemein Poststempel eingeführt, und diese lösten bald auch in Krefeld die letzten Provisorien ab.

Die große Leidenschaft des Kanonikus Wallraf zu Sammeln und zu Bewahren hat diesen, heute allein schon in philatelistischer Hinsicht wichtigen, Brief vor der Vernichtung geschützt. Aber auch der Textinhalt bietet für den Heimatforscher interessante Aspekte. Er lautet:

Das Geschriebene läßt sich in einigen Punkten erläutern.

F. W. Hoeninghaus, 1771 als Sohn des an der reformierten Elementarschule an der Rheinstraße tätigen Lehrers J. H. Hoeninghaus geboren, hatte eine kaufmännische Lehre absolviert und 1796 mit seinem Kom-

Krefeld 15 Dec 1816

Wohlgeborener

Werthgeschätzter Herr Professor

Ich bin Euer Wohlgeborener in ergebenster Erwiderung auf dero geschätztes Schreiben vom 12 dieses sehr dankbar für das Interesse welches Sie an der zum Verkauf ausgebotenen Naturalien Sammlung meines sel. Vaters nehmen, bedaure indeßen mit den verlangten Catalogen noch nicht aufwarten zu können, weil ich solche auf Verlangen einem Liebhaber gesandt, mit welchem ich wegen dem Verkauf der ganzen Sammlung in Unterhandlung stehe. Kommt dieser Verkauf zu Stande so behalten wir das ganze gemeinnützig in unserer Nähe; ich werde die Ehre haben mich in Kurzem ausführlicher hierüber mit Euer Wohlgeborenen zu unterhalten und dann auch bestimmen können, ob der Käufer die beiden Stücke, welche Euer Wohlgeborener zu besitzen wünschen, abtreten will oder nicht, - jetzt kann ich nichts darinn thun weil sie demselben mit angeboten sind. Euer Wohlgeborener erlauben mir doch, mich auf Ihr Zeugnis über den Werth der questionierten Sammlung berufen zu dürfen? Ich bin gesonnen für meine Kinder eine neue Sammlung anzulegen, jedoch blos von Conchylien, weil ich gelegenheit habe, welche von den entferntesten Stranden zu erhalten. - Ich gedenke solche nicht systematisch zu arrangieren, sondern blos nach den verschiedenen Stranden, so daß eine Schublade die vorzüglichsten Muscheln vom adriatischen Meer - eine andere die vom Mitteländischen, eine dritte die der Ostsee u:s:w: bis zu den entferntesten Küsten W. Africa u America enthalten soll. - Bey jeder Muschel soll dennoch der rechte Name beygefügt werden, und ich werde mich seiner Zeit Euer Wohlgeborenen Rath ausbitten, welche Werke ich dabey vorzüglich benutzen muß. - Ich hätte die schöne Muschelsammlung meines Vaters sehr gerne behalten, allein Familienverhältnisse gebieten den Verkauf des ganzen und so muß ich sogar verzichten auf Sachen die ich selber an dem Strande von Long Island, Rhode Island und in der Chebucto Bay in Nova Scotia gesammelt ich habe nun nach dem Cap - und nach Rio Janeiro und nach Buenos ayres geschrieben und hoffe künftiger Jahre bereits einige neue Schätze zu besitzen. - Wenn Euer Wohlgeborener in unsre Gegend kommen so rechne ich fest auf Euer Wohlgeborenen geschätzten Besuch und bitte indeßen, die Versicherung meiner unbeschränkten Hochschätzung zu genehmigen. Euer Wohlgeborener ergebenster Diener
F W Hoeninghaus

pagnon Jacob de Greiff eine Seidenwarenfabrik mit Manufakturwarenhandel gegründet. Von seinem Vater zur Grundschulbildung zusätzlich ausgebildet und auch an Hand von dessen naturkundlichen Sammlungen zum Liebhaber der Naturwissenschaften geworden, studierte er auf seinen Geschäftsreisen auch fremdartige zoologische und botanische Objekte besonders aufmerksam. So geschah dies auch auf der fünfzehn Monate dauernden Reise nach Nordamerika (1797/98). Von hier brachte er u. a. verschiedenes zur Bereicherung der Sammlung seines Vaters mit, wohl auch aus der Chedabucto Bay Neu-Schottlands, als sein Schiff in Halifax vor Anker lag.

Im Laufe der Jahre hat er sich neben den geschäftlichen und ehrenamtlichen Tätigkeiten als Autodidakt wissenschaftlich fortgebildet und sich dabei auch mit Versteinerungen und mineralischen Funden beschäftigt. Als sein Vater 1813 starb, ergaben sich offensichtlich Probleme mit der Hinterlassenschaft, waren doch im Elternhaus dreizehn Kinder groß geworden. Die Erbschaft war offensichtlich auch im Dezember 1816 noch nicht geregelt, und der Verkauf der Naturaliensammlung von J. H. Hoeninghaus stand aus. An welchen Stücken Kanonikus Wallraf besonders interessiert war, ist aus dem Brief nicht zu ersehen. Wenn aber Wallraf (geb. 1748 und gest. 1824 in Köln), der kraus alles zusammenbrachte, was zur Größe stadtkölnischer Vergangenheit gehörte und in den Wirren der nachrevolutionären Zeit in Köln zu bewahren galt, sich aus der Sammlung Stücke erbat, muß es sich schon um besonders schöne oder seltene in der Naturaliensammlung gehandelt haben, hatte er doch sein Interesse daran im gleichen Jahr 1816 bekundet, in der er seine eigene, amtlich

auf einen Wert von über 120 000 Frank geschätzte Sammlung der Stadt Köln vermachte. Wesentliche Teile dieser Sammlung bildeten den Grundstock des heute so bedeutenden Wallraf-Richartz-Museums in Köln.

Im vorliegenden Brief kündigt F. W. Hoeninghaus an, daß er gesonnen sei, für seine Kinder eine neue Sammlung und zwar von rezenten Schalthieren verschiedener Strände anzulegen. Gleichzeitig baute er aber auch eine paläontologische Sammlung auf, wobei er die Spender von Beiträgen zur Sammlung in einem besonderen Register verewigte, so als ersten „1818 Alexander von Humboldt in Paris“. Von vielen Wissenschaftlern und Museen erhielt Hoeninghaus Material und gab selbst freigiebig ab. Seine Sammlungen, von ihm, wie beschrieben, systematisch geordnet, dienten ihm und Fachleuten an den Universitäten als Grundlage für wissenschaftliche Veröffentlichungen.

Wohin die im Brief erwähnte neue Sammlung rezenter und vielleicht auch fossiler Conchylien gelangte, ist nicht zu klären. Im Jahre 1825 schenkte Hoeninghaus der damaligen höheren Stadtschule (heutiges Gymnasium am Moltkeplatz) eine für den Unterricht berechnete Sammlung von Weichtierschalen und -gehäusen (W. Langer, 1965). 1830 übergab er der 1818 neu errichteten Universität Bonn eine 5 700 Stücke umfassende Sammlung, und drei Jahre nach seinem Tode übernahm 1857 die Stadt Krefeld von den Erben Hoeninghaus eine ca. 10 000 Stücke enthaltende Sammlung, u. a. eine sehr vollständige Kollektion von Muschelschalen und Schneckengehäusen. Sie lag von 1911 bis zu ihrer Vernichtung durch den großen Bombenangriff 1943 im Naturwissenschaftlichen Museum am Kaiser-Friedrich-Hain.

War es somit im Vorstehenden möglich, einiges vom Inhalt des Schreibens zu erläutern, so verbleibt nun noch eine Betrachtung des den Faltbrief schließenden Siegels (Abb. 2).



Abb. 2
Auf der Rückseite des Briefes rotes Lack-siegel und Abdruck eines Siegelstempels mit dem Bienenkorb als Wappen.

F. W. Hoeninghaus führte eine sehr rege Korrespondenz, und er verwendete einen Siegelstempel mit dem Bienenkorb (Hoeninghaus) als Wappen. Ob schon sein Großvater Fr. Hüninghaus in Neviges oder sein Vater J. H. Hoeninghaus ein ähnliches Siegel führten, ist nicht überliefert. Der Kaufmann und Naturforscher F. W. Hoeninghaus hat dieses Petschaft über Jahrzehnte benutzt, das ist auf Grund seiner zahlreichen Briefe ins In- und Ausland bekannt. Ja, dieser Bienenkorb hat möglicherweise als Vorlage für das Emblem der geschichtlichen Heimatzeitschrift „The Beehive“ der „Crefeld-Society“ in Germantown/USA gedient, da der Begründer der Firma Hoeninghaus und de Greiff 1797 eine Geschäftsreise nach den Vereinigten Staaten unternahm und noch von dem ersten Präsidenten George Washington auf Mount Vernon am Potomac empfangen wurde. Ein anderes, von F. W. Hoeninghaus nachweislich 1843 verwendetes und von W. Langer (1968) abgebildetes Siegel unterscheidet sich nur wenig vom großen Staatssiegel der USA. Wenn W. Langer das Nichtvorliegen eines Briefes mit dem Bienenkorb-Siegel noch in Jhg. 39 dieser Zeitschrift (1968) bedauern muß, so kann jetzt ein solches, in gutem Zustand befindliches, abgebildet werden.

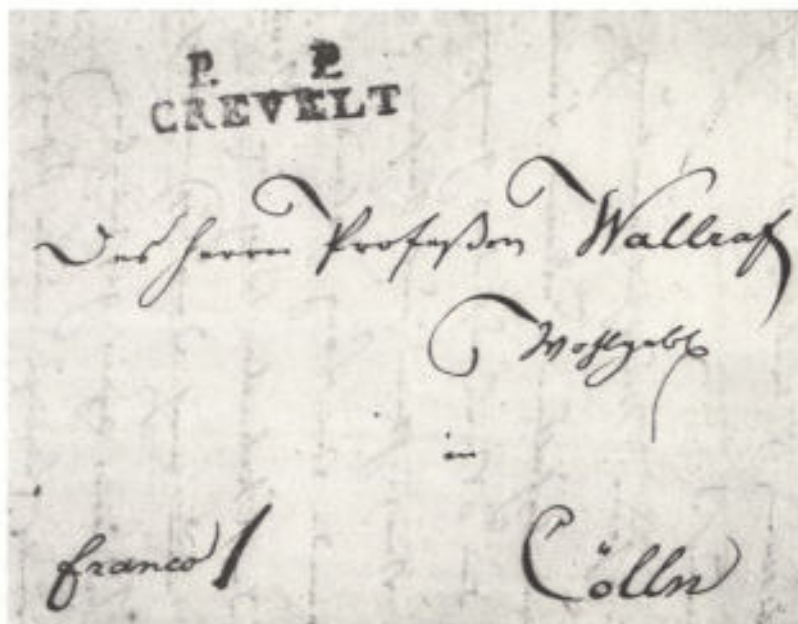


Abb. 1
Vorderseite des Briefes an F. W. Hoeninghaus (Briefdatum 15. 12. 1816) an Professor Wallraf, Köln, abgestempelt mit zweizeiligem aptiertem Krefelder PP-Stempel, Taxe 1 Silbergroschen vorausbezahlt: franco.

Langer, W. (1965) Friedrich Wilhelm Hoeninghaus (1771 - 1854). - Die Heimat, 38: 98-106, 7 Abb.; Krefeld.

(1968): Nachtrag zu Friedrich Wilhelm Hoeninghaus und dessen Sohn Julius. - Die Heimat, 39: 109-110, 1 Abb.; Krefeld.

Burg und Stadt Linn im 18. Jahrhundert

von Heinrich Röhm

Der Ortsteil von Krefeld, der am besten seine Ursprünglichkeit bewahrt hat, ist Linn mit seiner Wasserburg, deren mauer- und torbewehrter Vorburg und dem in seinem menschlichen Maßstab allein schon deshalb so sympathischen Städtchen, weil es von den oft so entfremdenden Neubauten der Nachkriegszeit weitgehend verschont blieb.

Das Zueinander dieser drei historisch gewachsenen Komplexe und deren Korrespondenz zueinander ist für den Besucher leicht ablesbar und wird in seiner Überschaubarkeit zum einprägsamen Beispiel eines typisch niederrheinischen Burg-Fleckens. Nicht umsonst führt der Krefelder liebe auswärtige Gäste nach Linn, zeigt ihnen mit gewissem Stolz die aus der weiten Niederung machtvoll aufsteigende Silhouette der wasserumgebenen Burg mit ihren ausgreifenden Erdbastionen, von herrlichen Baumgruppen umkränzt. Er umwandert das noch vorhandene Mauerviereck des Städtchens mit seinen Wällen und Gräben, freut sich am Bild der im Vorgelände noch weidenden Rinderherden und der Buntheit der Gärten, die an den bäuerlichen Ursprung dieses Ortes erinnern. Wenn man das Städtchen betritt, führt der Weg durch die mit meist ein- und zweigeschossigen Häusern gesäumten Straßen und Gassen über den Andreasmarkt schließlich zur Burg und zu den Museen.

Das Einprägsame dieses Stadtensembles war es, das den Gedanken wachrief, ein Modell davon zu bauen als typisches Beispiel einer kleinen Stadt am Niederrhein, die im 14. Jahrhundert Stadtrechte erhielt und - weiter gewachsen und verändert - doch in dem von ihrem Grundherrn, dem Kölner Erzbischof und Kurfürsten gesteckten Rahmen bis heute erhalten geblieben ist. Dabei lag es nahe, die Anfang des 19. Jahrhunderts abgebrochenen drei Stadttore und die 1814 eingestürzte alte Margarethenkirche zu ergänzen, also ein möglichst authentisches Bild der Stadt vom Ende des 18. Jahrhunderts in Grund- und Aufriß, also für Stadtplan und Modell zu rekonstruieren. Dazu galt es, alle heute noch verfügbaren Unterlagen zusammenzutragen. Hierüber soll nachfolgend berichtet werden.

Grundlage der Rekonstruktion des Ortsplanes mußte der amtliche Katasterplan des städtischen Vermessungsamtes sein. Er wurde freundlicherweise von demselben Amtsleiter Ltd. Verm. Dir. Dr. Schriever sogleich in dem für das spätere Modell geeignet erscheinenden Maßstab 1:750 zur Verfügung gestellt.

Vorhanden waren auch die 1964 von der Stadt (Städt. Hochbauamt, Abt. Denkmalpflege) erworbenen Bauaufnahmen der Fassaden sämtlicher Linner Straßen und Plätze im Maßstab 1:100. Diese waren während des Krieges von dem Hülser Architekten Carl Dahmen aufgemessen worden. Um das Straßenbild des 18. Jahrhunderts darzustellen, mußte allerdings berücksichtigt werden, daß dieses sich im Laufe der letzten 200 Jahre doch etwas gewandelt hat. So ist zu vermuten, daß mehr Bürgerhäuser als heute mit dem Giebel zur Straße gestanden haben bzw. die Häuser von Giebel- in Traufhäuser verwandelt worden sind (Beispiel: das Fachwerkhaus Margarethenstr. 19). Das ergab sicherlich einen noch lebendigeren Straßenraum als bei der heute vorwiegenden Traufstellung der Häuser. Auch läßt sich keine zuverlässige Aussage darüber machen, in welchem Umfang sichtbar belassenes Fachwerk oder Sichtmauerwerk verwendet wurde bzw. heute unter Putz liegt.

Entscheidend dürfte bei diesen Überlegungen sein, besonders im Hinblick auf die beabsichtigte Wiedergabe des Stadtbildes in einem Modell, daß - gleich welche Änderungen das Straßenbild durch Um- oder Neubauten in diesen 200 Jahren erfahren hat - der Maßstab der Bebauung und damit die Einheitlichkeit des Ortsbildes gewahrt blieb.

Wenn der Verfasser des Planes sich deshalb gewisse Freizügigkeit bei der Rekonstruktion des Stadtbildes erlaubte, so allenfalls bei der Darstellung der Wohnbebauung, da hier keinerlei Planunterlagen über das authentische Straßenbild im 18. Jahrhundert vorliegen.

Die restlose Verbauung der tiefen Gärten dürfte erst im betriebsamen 19. Jahrhundert um sich gegriffen haben, so daß mit

gutem Grund eine weitgehende Durchgrünung der Wohnquartiere und des Gebietes im Bereich der Stadtmauer eingezeichnet werden durfte.

Mit einem höchstmöglichen Maß von Verbindlichkeit sollten aber die Stadttore und die alte Margarethenkirche in Lage und Aussehen dargestellt werden. Zur Lage dieser Objekte im Stadtgrundriß gab ein Kartenausschnitt von 1789 aus dem Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Karte IV 62 c/74) wertvolle Hinweise. Diese Unterlage stellte der Leiter des Stadtarchivs, Herr Dr. Guido Rothhoff, zur Verfügung (siehe Bild S. 119).

Auf dieser Karte sind außerdem durch Schraffur besonders hervorgehoben die zum kurkölnischen Besitz gehörenden Liegenschaften. Das sind neben Burg und Vorburg die Gebäudegruppen am Bruchtor, der Drenkerhof (im Bereich des heutigen Bunker-Landschaftsmuseums) und an der Mauerstraße der Beckerhof. Vergleicht man die eingezeichneten Rechteckgrundrisse z. B. des Jagdschlusses oder der heutigen „Zehntscheune“, so muß es sich hierbei um recht stattliche Baukörper gehandelt haben. Ob es Gebäude nur für landwirtschaftliche Nutzung (s. auch Roßmühle) oder Lagerhäuser der kurkölnischen Verwaltung waren, bliebe noch zu klären. Jedenfalls darf angenommen werden, daß diese im Stadtgrundriß sehr markanten und maßstäblich bedeutenden Gebäude in dieser Größe mindestens bis zur Säkularisation (1802) bestanden haben und deshalb in einem Stadtplan des 18. Jahrhunderts ihren Niederschlag finden sollten.

Wertvoll für die Rekonstruktion ist auch die Darstellung der Erdbastionen um Burg und Stadt Linn, die 1789 im südöstlichen Bereich noch breite volle Wassergräben zeigen, im Burgbereich und im Norden der Stadt jedoch auf der Karte als verschliffen und versumpft angegeben sind. Unmittelbar vor der eigentlichen Stadtmauer ist ringsumlaufend ein schmaler Wassergraben gezeichnet, - die alte „innere Verteidigungslinie“. -

Wenn nun aber der Bestand und die Lage der Stadttore sowie der alten Kirche und

Kupferstich Linner Kreuzifixus, entstanden zwischen 1738-1756 in Köln von Maria-Elisabeth Wyon.

deren etwaige Größe auf Grund dieses Planes von 1789 gesichert sind, so stellte sich für eine Darstellung im Modell, die schwierige Frage des Aussehens, also der Ansichten dieser Objekte, die Anfang des 19. Jahrhunderts verloren gegangen sind.

Das Stadtarchiv mußte hier leider Fehlanzeige melden: „Eine Ansicht der 1814 eingestürzten Linner Pfarrkirche, die auf dem Margarethenplatz stand, existiert nicht.“ (Dr. Rothhoff 14. 1. 77)

Einen sehr zuverlässigen Hinweis, zum mindesten über das Aussehen der Stadttore, gab aber eine alte Reisebuch-Skizze von Renier Roidkin, überschrieben: „La Ville de Linn“, die dieser in den 20er oder 30er Jahren des 18. Jahrhunderts gezeichnet hatte. (Sie ist publiziert in der Rheinischen Heimatpflege Heft 1, Januar 1939, S. 241; freundlicher Hinweis von Herrn Ob.-Ing. Ernst Doffiné.)

Der Vergleich mit der vorerwähnten Karte von 1789 macht deutlich, daß der Zeichner, auf künstlerische Freiheit verzichtend, offensichtlich sich bemühte, die tatsächlichen Gegebenheiten festzuhalten. So läßt sich durch Eintragung der Sichtwinkel auf dem Stadtgrundriß der Standort des Zeichners Roidkin relativ genau ermitteln. Er muß etwa 120 bis 130 Schritt westlich des Bruchtores, seitlich des nach Krefeld führenden Weges, die Stadtansicht gezeichnet haben. Deutlich ist die Giebelbedachung des Tores erkennbar. Unmittelbar dahinter der hohe Giebel des auf der 1789er Karte dargestellten amtlichen Gebäudes. Weitere zum Teil nicht mehr vorhandene Türme (linke Begrenzung der Stadtmauer) und Giebel bereichern die



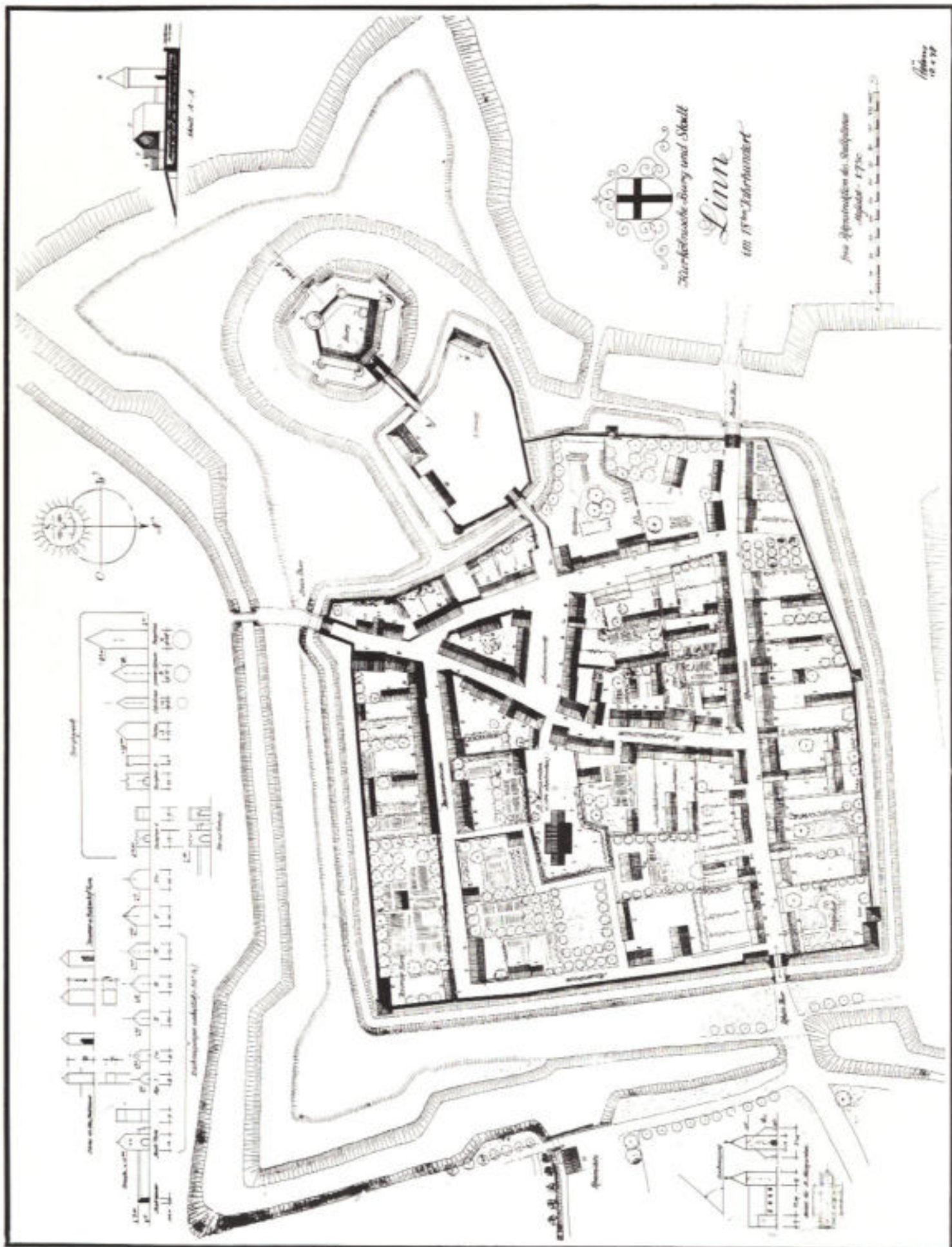
Stadtsilhouette. Am rechten Bildrand die Ruine der 1702 im Spanischen Erbfolgekrieg gefallen Burg. Das Jagdschloß und die „Zehntscheune“ sind deutlich erkennbar.

Bei der so genauen Übereinstimmung von Zeichnung und Lageplan sucht man nun leider vergebens nach einer entsprechend zuverlässigen Aussage über die alte Margarethenkirche. Man könnte daraus schließen, daß die Höhenentwicklung von Turm und Kirchenschiff sehr bescheiden war, da sie nicht über die dem Betrachter näherliegende Bruchtor- und Mauersilhouette herausragt. Offensichtlich wird aber, wie die

Überprüfung auf dem alten Lageplan zeigt, die Sicht auf die Kirche von der Gebäudegruppe um das Bruchtor überschritten. So gibt die Stadtansicht von Roidkin leider keine schlüssige Auskunft über das Aussehen der alten Margarethenkirche.

In der Inventarisierung der Denkmäler des Rheinlandes macht Frau Dr. Eva Brües über die alte Margarethenkirche folgende Angaben:

„Sie war dreischiffig, Mittelschiff und Turm wahrscheinlich romanisch, südliches Seitenschiff spätgotisch. Im 17. Jahrhundert Wiederherstellungsarbeiten. 1727 Anfügung eines nördlichen Seitenschiffes.“



links: Rekonstruktionsplan „Stadt und
Burg Linn im 18. Jahrhundert“

rechts: Die von dem Rekonstruktionsplan
entwickelte Darstellung im Modell.



Die Abmessungen des Mittelschiffes mit dem, der hiesigen Tradition entsprechend, im Westen stehenden quadratischen Turm (vgl. St. Clemens in Fischeln, St. Matthias in Hohenbudberg, St. Gertrudis in Bokum . . .) waren sicher sehr bescheiden, da im 15. und 16. Jahrhundert bereits Seitenschiffe angefügt werden mußten, wie auch Pfarrer Löhr in seinem eindrucksvollen Bericht über den Einsturz seiner Kirche im Jahre 1814 vermerkte (verzeichnet in „Linn meine Heimat“, Nr. 9, August 1951 und folgende):

„Die Kirche hatte 3 Schiffe, welche vor und nach, gemäß Zunahme der Bevölkerung, angebaut wurden.“

Bei der Schilderung der einzelnen Phasen des Einsturzes erwähnt er zunächst den Einsturz eines Hauptpfeilers des Kirchturmes: „Er stürzte trotz seiner Unterstützung zusammen und mit ihm fiel das Gewölbe und riß einen Teil des mittleren Gewölbes mit sich fort“.

Der Turm, nur noch auf drei Stützen stehend, war nicht mehr zu retten. Nach einer dramatischen Bergungsaktion der Glocken aus dem schon schwankenden Turm schildert Löhr den Augenblick des Einsturzes wie folgt: „Viele Einwohner hiesiger Gemeinde beobachteten jetzt das allmähliche Sinken des Turmes, die Spitze desselben neigte sich mit zunehmender Geschwindigkeit den beiden Schiffen der Kirche zu. Der Kirchturm stürzte in die Kirche unter fürchterlichem Rasseln und Krachen.“

Zwangsläufig stolpert man beim Lesen dieses Berichtes auf die scheinbar widersprüchlichen Aussagen: Eingangs spricht Pfarrer Löhr lapidar von seiner dreischiffigen Kirche, am Ende seines Berichtes schildert er, wie sich der Turm „den beiden Schiffen“ zuneigt.

Ein Widerspruch?

Das ist kaum anzunehmen. Es dürfte sich eher bei den erwähnten „beiden Schiffen“ um die nach dem oben zitierten Einsturz des Hauptpfeilers und die dadurch bewirkte Zerschlagung „des mittleren Gewölbes“ verbliebenen beiden noch intakten Seitenschiffe gehandelt haben.

Dieser Exkurs in die Einzelheiten des Einsturzvorganges und die scheinbar widersprechenden Aussagen des Löhr'schen Berichtes erscheint deshalb von Interesse, da er erklären könnte, warum das im Landschaftsmuseum stehende Modell: „Linn um 1625“ eine 2-schiffige Kirche zeigt (mit seitlich stehendem Turm).

Offensichtlich haben die Verfertiger dieses Modells sich vor allem an dem Kupferstich der etwa von 1738 bis 1756 arbeitenden Maria Elisabeth Wyon aus Köln orientiert, die den berühmten Linner Kreuzifixus dar-

gestellt hat. Hinter dem Kreuz sieht man die Stadt Linn mit der Burg, der Stadtmauer, den Häusern und Toren (s. Bild). Die Margarethenkirche erscheint tatsächlich als zweischiffige Kirche mit danebenstehendem Turm, der an der Spitze ein kleines Glockentürmchen trägt. Interessanterweise ist auf dem kleineren Stich der Linner Matthias-Bruderschaft, der deutlich als Nachbildung des Wyonschen Stiches zu erkennen ist, noch ein drittes Kirchenschiff vorhanden.

Zweifelhaft ist, ob die Ansicht der Stadt Linn auf diesen beiden Kupferstichen als zuverlässige Quelle für das Stadtbild von Linn gelten kann. Der hügelige Hintergrund und manche Zutaten deuten darauf hin, daß es der Kupferstecher vor allem auf den Kreuzifixus ankam und daß sie im übrigen viel künstlerische Freiheit walten ließ (vgl. Emil Feinendegen in: Uerdinger Festschrift, 1955, S. 53 f.).

Jedenfalls lassen die Aussagen der Inventarisierung, der Plan von 1789 und der Bericht des Linner Ortspfarrers Löhr von 1814: „Die Kirche hatte drei Schiffe“, die Größe und den Grundriß der alten Margarethenkirche - soweit für die Darstellung in dem Modell erforderlich - als hinreichend gesichert erscheinen. Über das Aussehen selbst werden sich wohl kaum zuverlässige Belege finden lassen. Das Schulgebäude war wohl an die Kirche angebaut.

In diesem Zusammenhang darf erinnert werden, daß der Rekonstruktionsplan „Stadt und Burg Linn im 18. Jahrhundert“ zu dem Zweck entwickelt wurde, um damit eine Grundlage zu schaffen für deren Darstellung in einem Modell, und zwar einem Modell, das mit mehr oder weniger vorbearbeiteten Materialien von interessierten, bastelfreudigen Laien dargestellt werden kann. Das erfordert gewisse Vereinfachungen für die technische Herstellung. Als Material der Gebäude ist Holz vorgesehen, wobei die Profile der einzelnen Häuser (Querschnitt) jeweils gefräst werden. Von diesen vorgefertigten Profilstäben kann der Bastler dann seine Häuser in der jeweils erforderlichen Länge absägen (wenn diese nicht schon in der endgültigen Länge angeboten werden).

Um aber jedes einzelne Haus authentisch nachzubilden, wäre es notwendig, einige Dutzend Hausprofile fräsen zu lassen, ein Arbeits- und Kostenaufwand, der eine Realisierung allein an den Herstellungskosten scheitern lassen würde. Es war deshalb eine Vereinfachung notwendig in der Weise, daß die Herstellung sich auf weniger als ein Dutzend Haustypen, die kurfürstlichen Gebäude (Burg, Jagdschloß usw.) mit eingeschlossen, beschränken kann. Auch werden die Dachneigungen vereinfacht, die Baugruppe Burg gestrafft.

Dabei wurde sorgfältig die maßstabsgetreue Wiedergabe des Ortsbildes beachtet und die bestmögliche Authentizität der Burg und Stadtanlage Linn im 18. Jahrhundert angestrebt.

Während des letzten Krieges schenkte ein Vater zu Weihnachten seinen 3 und 5 Jahre alten Söhnen einen Modellbaukasten, darin eine Menge kleiner und größerer Häuser aus Buchenholz wie Würfelzuckerstückchen. Neben vielerlei Bürgerhäusern waren noch Rathaus, Kirche Stadttore und -mauern vorhanden. Diese Häuserherrlichkeit konnte auf einem beigegebenen Stadtgrundriß aufgebaut werden und stellte, mit ihren farbig lasierten Dächern, das reizvoll bunte Bild einer kleinen niederschlesischen Stadt vor.

Heute, nach 35 Jahren, existieren noch eine Handvoll dieser Häuschen und erinnern die Söhne, inzwischen selbst Väter geworden, an jene Zeit, wo die kleine Stadt immer wieder neu aufgebaut und variiert wurde und über zehn Jahre lang viel Freude im Spiel gebracht hat. Es war sicher ein, wenn auch für so junge Menschenkinder etwas anspruchsvolles, so doch ein gutes, weil anregendes Spielzeug.

Das gilt ebenso für Kinder, wie für Erwachsene, die Entspannung suchen.

Wir können dazu für Krefeld kaum ein besseres Beispiel namhaft machen, als seinen Ehrenbürger, den Dichter und Journalisten Otto Brües! Wenn er von seinem Steh- und Schreibpult zurücktrat, um eine Pause einzulegen, so griff er sich von einem danebenstehenden Tisch eine Kiste voll von Modellhäuschen, der gleichen Art wie für Linn geplant, Bürgerhäuser, Kirchen, Stadttore und Mauern und baute damit seine Phantasiestadt. Es war das Modell von Lübeck, der türmereichen Hansestadt, die er aber immer wieder neu kombinierte und variierte: hier die Stadt am Meer, dort die Stadt beidseits eines Flusses oder an einem Berghang. Gibt es eine fruchtbarere Art „Pause“ zu machen, - im kreativen Spiel zu entspannen?

Zunächst soll aber Linn entstehen, das mit Burg und Stadtgeviert, mit seinen Toren und Mauern alles bereit hält, was eine kleine deutsche Stadt - hier am Niederrhein - auszeichnen kann, in seiner Überschaubarkeit, seiner einprägsamen Komposition und seinem menschlichen Maßstab. Der Bau des Modells wird nicht nur dem Heimatfreund, sondern jedermann - Jung und Alt -, der seine Freizeit sinnvoll nutzen will, Freude vermitteln, einmal durch den optischen Reiz des Modells, aber mittelbar auch, um Sinn und Gefühl zu wecken für eine gute, natürlich gewachsene Stadt - am Beispiel „Linn - im 18. Jahrhundert“.

Der Hof Gelindom oder Gleumes in Schmalbroich

von Hannes Martens

Im Nordwesten der Honschaft Schmalbroich, hart an der Grenze zur ehemals geldrischen Herrlichkeit Wachtendonk, liegen, an der Nordseite der dem Ufer einer alten Stromtalung folgenden Hofzeile Nicolausweg, die bemerkenswerten Höfe Gleumes und Fuykers¹⁾. Über den Letzteren sei hier nur soviel gesagt, daß ihn, der damals noch op ghenen Linden genannt wurde, Anno 1379 die von Vuyker, von den Grafen von Geldern, zu Lehen trugen. Nach diesen Lehnsleuten trägt der Hof bis in unsere Tage den Namen Fückershof; unter dem er danach nacheinander in den Lehnsbesitz der Bock von Heyden, Spee zu Langenfeld, von Hemberg, von Weyenhorst, von Goor und danach der von Hompesch zu Rurich kam. Um 1690 erwarb ihn das Kloster Kamp, das ihn bis zur Eingliederung der eroberten linksrheinischen Lande in das französische Staatsgebiet und der damals erfolgten Aufhebung der Feudalrechte besaß. In dieser Zeit sind die Lehnsrechte Gelderns verdunkelt.

Der Gleumeshof war als Hof Te Glendam ebenfalls ein geldrisches Lehen; verlor diese Qualifikation vermutlich aber schon früh.

Jedenfalls erscheint er nach der ersten bekannten Eintragung in den geldrischen Lehnregistern²⁾, wonach 1326 Ghiselbrecht van Crykenbeke den Hof te Glendam in Kemperland innehatte dort nicht mehr. Erst am 21. September 1372 tritt der Name des Hofes wieder in Erscheinung, als sein Bewohner, der Kempener Amtsschöffe Johann up Gelyndem, von den Erben des verstorbenen Heyso in Ligno eine Rente von 1 Malter Weizen kauft³⁾. Dieser Johann tritt bis 1390 verschiedentlich als Schöffe auf⁴⁾. Am 17. Mai 1390 wird er als Grundnachbar in der nördlich von Gelindom gelegenen Hermesdunk (heute Hermondonk) erwähnt⁵⁾. Anscheinend hatte er einen Bruder Sander. Beide, sowie auch ihre Frauen, waren 1424 tot. Am 17. März dieses Jahres schenkten die Eheleute Wynmar von Honichusen und Sibilla anghen Iseren dem Kempener Gasthaus 2 Morgen Land neben Hennes Nosenbergh und Claes opper Heggen und bestimmen diese zu einem Jahrgedächtnis in der Kirche zu Kempen für Johann und Sander op Gelindom und ihre Frauen⁶⁾.

Die Eheleute Honnychuys besaßen in Kempen ein Haus, vorn an der Straße und hinten an der Stadtmauer, neben Coenen



Schmalbroich-Wall: Clemenshof, neben dem Fückershof, auf dem Nikolausweg

inghen Dael und Heynen Wevel, das von dem sel. Sander op Gelindom herrührte. Dieses Haus verkauften sie am 20. Oktober 1425 ihrem Vater Dederich von Honnichusen⁷⁾.

Wenn das genannte Haus in Kempen im Erbgang an die Sibilla an ghen Iseren, einer Verwandten der Brüder Gelindom, gekommen ist, muß daraus möglicherweise geschlossen werden, daß die Erblasser ohne Nachkommen waren. Es muß dann zunächst offen bleiben, ob der am 5. Mai 1449 als Grundnachbar genannte Wymmar upp Gelyndom⁸⁾ ihr Bruder oder Neffe war. Dieser besitzt Land an der Dammer Stiege, in dessen Nähe auch Wilhelm uppen Sloet⁹⁾ ein Grundstück hat. Im Jahre 1452 verpachtet Pilgrim Kreivelt Land, das neben dem des Wymmar op Gelindom lag¹⁰⁾.

Peter von Hüls und Frau Aleit, Derich op Gelindom und Frau Bell und Wymmar op Gelindom und Frau Fia besaßen gemeinsam 6 $\frac{1}{2}$ Morgen Land, das vor dem Kempener Ellentor lag und Hunsbockel genannt wurde und vorher Belen Wynmars gehörte. Dieses Land übertrugen sie am 2. November 1459 den Süstern im Annenkonvent. Als Zeugen fungierten dabei: Drieß von Broichusen, Johann Breman, Peter to Wege, Arken Bischof und Peter Jutt¹¹⁾.

Die vorgenannten Gelindom erscheinen 1460 und 1461 als Grundnachbarn in Schmalbroich. Wymmar besaß Land am Varestee¹²⁾ und Derich bei St. Nicolaus¹³⁾. Vermutlich dem vorgenannten Wymmar op Gelindom verkauften die Stadt und das Land Kempen am 20. Dezember 1477 eine Rente von 4 Rheinischen Gulden für 66 Gulden und 16 Weißpfennige Hauptsumme¹⁴⁾. Diese Rente verkauft er 3 Jahre später an Katharina, Ehefrau des Peter to We-

ge, wobei seine Kinder Johann und Bele dem Verkauf zustimmen¹⁵⁾. Als am 23. September 1483 Katharina Kreyvelt testiert, werden von ihr unter anderen die Kinder Wymars up Gelindom sen., Bela, Gertrud und Johann bedacht¹⁶⁾. Für einen Zeitraum von 145 Jahren waren Unterlagen weder für den Hof noch das Geschlecht up Gelindom erreichbar. Erst die Musterrollen¹⁷⁾ für die Jahre 1628 und 1639 geben wieder Auskunft. Damals besaß Peter Gelingenbergs den Hof der in die Steuerklasse der Pflughöfe eingereiht war¹⁸⁾. Auch in der Description von 1659 heißt der Hof: Glungenbergs. Im Heberegister von 1661 erscheint sein Name in der Form: Glombdom bzw. Glungemus, die deutlich den Übergang Glindom-Gleumes veranschaulicht. Gut hundert Jahre später heißt der Hof in der Nachricht wie viel und war ein Pflug oder $\frac{2}{3}$ Pflug, halbe Pflug, Karr und Halbkarr, Beyls und halb Beyls-Männer in Schmalbroicher seynd pro 1769: Glungenbergshof¹⁹⁾. Er zählte damals mit dem Hof des Henrich Strumpen zu den beiden größten Höfen der Honschaft und war nach den Steuermeßbegriffen von 1 $\frac{1}{2}$ Pflug und 1 Kahr zur Simpel (Landessteuer) veranlagt. Sein Besitzer zahlte hierzu 6 Gulden, 4 Albus und 6 $\frac{1}{2}$ Heller.

In der im Jahre 1790 aufgestellten Zustands Tabelle des Ortes Schmalbroicher Honschaft im Amte Kempen²⁰⁾ wird das Areal des vom Besitzer bewirtschafteten Gleumeshofes mit 60 Morgen Acker, 4 Morgen Wiese und 6 Morgen Busch angegeben. Er war damit in Schmalbroich der größte Hof in bäuerlichem Besitz.

Die Glindom-Glungenbergs-Gleumes sitzen noch heute auf ihrem behäbigen Hof, von dem aus zu allen Zeiten junge Männer andere Höfe in Schmalbroich, Broich, Orbroich und anderswo erheirateten oder auch Stadtbürger wurden. Sie betrieben vielfach bäuerliche Nebengewerbe, preßten Kraut, brannten Schnaps und brauten Bier. Einer von ihnen, der auf dem Dixhof in St. Hubert geborene August Gleumes, betrieb in St. Hubert eine Gastwirtschaft, die er 1896 an Julius Louven verkaufte. Er siedelte nach Krefeld über, wo er an der Sternstraße die bekannte Brauerei Gleumes etablierte.

1) Walther Föhl u. Hannes Martens, Der Fückershof, Heimatbuch des Kreises Kempen-Krefeld, 1958. - 2) Register op de Leenaktenboeken van et Vorstendom Gelre en Graafschap Zutphen. Leenen buiten Gelderland, 143. - 3) Stadtarchiv Kempen (zit. StAK.) Urk. 74. - 4) StAK. Urk. 78, 95, 96, 99, 105. - 5) StAK. Urk. 106. - 6) StAK. Urk. 267. - 7) Terwelp, Die Geschichte der Stadt Kempen im Rheinland, Bd. III, (Zit. Terw. III) S. 69, 70. Urk. 11. - 8) StAK. Urk. 287. - 9) Am Grenzübergang nach Wachtendonk, heute Schloof, gelegen. Der dortige Schlagbaum hieß nach der benachbart gelegenen, im Truchsessischen Krieg niedergegessenen St. Nicolauskapelle, auch Nicklasbaum. - 10) StAK. Urk. 305. - 11) Terw. III S. 80, Urk. 46. - 12) StAK. Urk. 359. - 13) StAK. Urk. 361. - 14) StAK. Urk. 447. - 15) StAK. Urk. 462. - 16) StAK. Urk. 483. - 17) Siehe darüber: Ms. Die Höfe der Honschaft Benrad. Die Heimat, 1972. - 18) StAK. Musterrollen 1628 u. 1639. - 19) StAK. - 20) StAK.

Wie in alten Zeiten

Die St. Töniser „Streuff-Mühle“ erhielt ein neues Flügelkreuz

von Theo Mülders

Das Wahrzeichen für das Ortsbild der Gemeinde St. Tönis ist die am nördl. Ortsausgang gelegene Turmwindmühle.

Von der kurfürstlichen Hofkammer in Köln wurde sie in den Jahren 1769/70 errichtet, zu welcher das gesamte Amt Kempen Hand- und Spanndienste leisten mußte. Im Volksmund „Streuff-Mühle“ genannt, wozu die letzten Besitzer, die von Holland eingewanderte Familie Streuff den Namen lieh, ist fast das einzige Baudenkmal aus vergangenen Tagen. Der letzte aus der Familie Streuff, Anton Streuff starb im Jahre 1951.

Rund 175 Jahre drehte die Mühle ihre Flügel und war in Tätigkeit, bis sie im Kriegsjahr 1945 durch Artilleriebeschuß stark beschädigt und teilweise ihrer Flügel beraubt

wurde. Immer mehr war sie dem Verfall ausgesetzt, und 1952 begann man bereits mit ihrem Abbruch.

Der von dem eben gegründeten Heimatbund alarmierte Landeskonservator, stellte das Bauwerk daraufhin unter Denkmalschutz.

Die Mühle wechselte mehrfach den privaten Besitzer und befindet sich seit 1955 in Händen der Familie Johannes Janssen. Der Besitzer sowohl, als auch die Straßengemeinschaft Gelderner Straße, nahmen sich liebevoll des verbliebenen Mühlenstumpfes an, der ein Notdach erhielt.

Etwa zwanzig Jahre bot die Mühle ein wenig anschauliches Bild, bis es dem St. Töniser Bürger Peter Schüller, der ehemals bei

der Firma Gebr. Wahlefeld, Metallbau, Krefeld-Linn, als Konstrukteur tätig war, gelang, die Firmeninhaber für die Fertigung einer neuen Mühlenkappe und eines Flügelkreuzes im Wege einer Stiftung zu gewinnen. Er selber übernahm die Planung und Konstruktion.

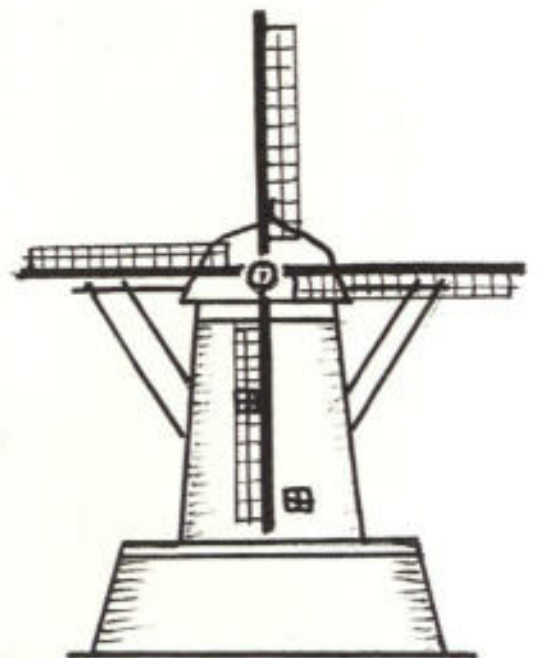
Das Jahr 1978 sollte die Verwirklichung dieser Pläne sehen. Am 25. September 1978 wurde die neue Kappe von dem letzten Mühlenbauer am Niederrhein, Johann Vossdellen aus Lobberich, gezimmert und mit 9000 Schindeln, im Schwarzwald handgeschlagen, von der Fa. Moors, Kaldenkirchen, gedeckt und anstelle des Notdaches nach oben gehievt. Am 27. Sept. folgte dann die Montage des Flügelkreuzes, das eine Spannweite von 23,14 m hat,



Windmühlenflügel
in Normalstellung,



an Festtagen,



an Trauertagen, bei Katastrophen

Die neue Mühlenkappe wird auf den Stumpf gehievt 27. 9. 1978.



das eine Spannweite von 23,14 m hat, durch einen 60to Spezialkran. Je ein Richtspruch in Mundart und Hochdeutsch bildeten den Schlußpunkt für das Unterfangen.

Die gesamte Bürgerschaft war zu einem großen „Mühlenfest“ am 30. September 1978 aufgerufen. Mit einem Platzkonzert des Musikbataillons des im Forstwald stationierten 28. th. Englischen Signal-Regiments, das einen eigenen „St. Tönis-Marsch“ hierzu komponiert hatte, begann eine Folge von Darbietungen, die über vier Stunden hinweg geplant waren. Das Akkordeon- und Mandolinenorchester fehlte ebenso wenig, wie eine Drehorgel, Ausrufer mit Amtschelle und die Anfahrt einer alten, von Schimmeln gezogenen Postkutsche, der nacheinander die Spender Gebr. Wahlfeld und Peter Schüller mit Frauen, sodann der Bürgermeister und Gemeindedirektor und bei der letzten Anfahrt als Überraschung in Kostümen des 18. Jahrhunderts der Kurfürst von Köln mit Stadtschreiber und Müller entstiegen. Die Landjugend in zünftigen Kostümen mit Erntewagen, Feldfrüchten und einem Esel war ebenfalls vertreten.

An der Mühle angebracht, trägt ein Schild die Worte eines alten Mühlenspruches: „In Sturm und Wetter - ist Gott dein Retter!“, doch Petrus sorgte durch einen unaufhörlichen Platzregen während des ganzen Programms, das sich im Freien abspielte, für eine mächtige Störung des gesamten Ablaufs, der eher einer „Wassermühle“ gerecht wurde, als einer „Windmühle“. Vieles fiel tatsächlich „ins Wasser“, darunter auch ein vorgesehene Feuerwerk.

Wohl tun seit diesem Tage sechs mächtige Scheinwerfer ihre Schuldigkeit, die das gesamte, zu neuem Glanz erstandene Bauwerk in getöntem Licht erstrahlen lassen. Diese sind eine Schenkung der hiesigen Brauerei Rixen. Viele lebenswürdige Einzelheiten um das Geschehen trugen dazu bei, die Mühle wieder in das Blickfeld rücken zu lassen.

So wurde u. a. noch ein 130 Jahre alter Wohnzimmerstuhl des alten Mühlenbesitzers Anton Streuff aufgetrieben, der am Abend des „Mühlenfestes“ bei der Feier des „Freedom of the City“, dem traditionellen Festball mit der engl. Einheit in der Rosenthalhalle, amerikanisch versteigert, um den sich das Publikum förmlich riß. Zunächst kam er für 300 DM unter den Hammer, dann stellte sein neuer Besitzer, ein Engländer, ihn erneut zur Verfügung. Am Ende erbrachte das nostalgische Sitzmöbel den Betrag von 805,- DM und wieder war es ein Engländer, der es ersteigerte. Als Kuriosum mag es gelten, daß der neue Besitzer „Mister Miller“ hieß, was auf gut deutsch mit „Müller“ zu übersetzen ist, der nun diesen „Müllerstuhl“ mit in seine Heimat nimmt. Der Erlös kam übrigens dem

Heilpädagogischen Zentrum in Hochbend, zusammen mit dem Ertrag der verkauften Poster, zugute.

Sein ehemaliger Besitzer, der Mühlenbesitzer Anton Streuff, war wie seine Geschwister, die Brüder Johann und Peter, sowie seine Schwester Lisa sämtlich „Junggesellen“ und wenn Anton Streuff darauf angesprochen wurde, warum er nicht heiraten wolle, hatte er immer einen Spruch zur Hand: „Mit fünf Pfund Mehl bekomme ich mehr Spaß als ihr Verheiratete alle zusammen.“

Übrigens war St. Tönis ehemals mit Mühlen reich gesegnet. Ungefähr sechs solcher Bauwerke sollen einmal in St. Tönis gestanden haben. Im Staatsarchiv, Düsseldorf, ist bereits von einer kurfürstlichen Mühle im Jahre 1616 die Rede. Im 18. Jahrhundert brannte eine Bockwindmühle (aus Holz) ab, die auf dem Wege nach Vorst stand. In der Nähe der Vorster „Pforte“ (Tor im Befestigungsring) stand außerdem eine Roßmühle. Eine weitere steinerne Mühle (Terheggens Mühle) mahlte von 1870 bis 1925 an der Mühlenstraße. Bei Kriegsende 1945 wurde sie das Opfer einer Explosion. Sodann gab es noch zwei Mehl dampfmühlen (Scherer und Mertens) am heutigen Wilhelmsplatz. Die erstere wurde auch ein Raub der Flammen (1881). Die Mertens Mühle machte 1957 einem großen Wohnblock Platz.

Aus der vielseitigen Geschichte der Mühlen weiß der Konstrukteur der neuen Mühlenflügel, Peter Schüller, St. Tönis, zu berichten, daß die jeweilige Ruhestellung der Windmühlenflügel symbolischer Ausdruck für das Geschehen im Ort war (siehe Skizze).

Pos. 1 zeigt die Flügel in Normalstellung: im Ort ist nichts besonderes los. Pos. 2 zeigt die Stellung an Festtagen: wie Kirme, Schützenfest, Pfarrereinführung pp. Pos. 3, Kreuzstellung: verrät, daß ein Trauerfall in der Gemeinde zu verzeichnen ist; Tod des Bürgermeisters, des Pastors, Katastrophen u. s. w. Die heutige Flügelstellung müßte also auf frohe Ereignisse im Ort schließen lassen.

Dank der großmütigen Spender, der Hilfe durch den Landeskonservator, der Gemeindeverwaltung, der Anlieger und Bürgerschaft, inspiriert durch das fortgesetzte Bemühen des Heimatbundes, macht die alte St. Töniser Mühle dem Niederrhein, als dem Land der Windmühlen, nun weiterhin Ehre.

Vor dem Verfall zeitig bewahrt, mögen die letzten Zeilen der Richtsprüche Wahrheit werden:

„Das Mühlenkreuz uns all' geleit',
In eine schönere, bessere Zeit!“

St. Töniser Turmwindmühle von 1769 nach der Erneuerung Okt. 1978.



Das „geistliche Personal“ im Landdekanat Krefeld 1830

vorgestellt von Dechant Gottfried Reinarz
in einem Bericht an den Erzbischof Ferdinand August Graf Spiegel

von Rudolf Besouw

Nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft wurde durch die Bulle Pius VII. vom 16. Juli 1821 'de salute animarum' das Erzbistum Köln in neuen Grenzen wieder hergestellt. Im preußischen Kultusministerium wußte man, „in welchem Zustand der Verwirrung sich die kirchliche Verwaltung im unruhigen Rheinland befand und daß es einer ungewöhnlichen administrativen Begabung und Tatkraft bedurfte, den nötigen völligen Neubau des wiedererrichteten Erzbistums Köln auszuführen“¹. König Friedrich Wilhelm III. und seine preußische Regierung sahen in dem Domdechanten von Münster Ferdinand August Graf Spiegel den Mann, der für diese Aufgabe die notwendigen Voraussetzungen besaß. Die Verhandlungen mit ihm zogen sich über drei Jahre hin. Spiegel ging es hierbei um die Sicherung der bischöflichen Rechte und Vollmachten, um die Freiheit der Kirche gegenüber dem absolutistischen Staat. Nachdem Pius VII. in einem Breve am 10. Juli 1823 eine Art Vorernennung Spiegels zum Erzbischof von Köln ausgesprochen hatte, trug Friedrich Wilhelm III. am 21. Januar 1824 in einer Kabinettsorder ihm seinerseits das Erzbistum an². Wenn Spiegel auch nicht alle seine Forderungen hatte durchsetzen können, so willigte er nun in die Übernahme des Bischofsamtes ein. Am 24. Dezember 1824 wurde er von Leo XII. als Erzbischof von Köln präkonisiert.



Ferdinand August Graf Spiegel als Erzbischof von Köln 1834, gezeichnet von Beckenkamp, lithographiert von W. GoeBELS. Original im Rheinischen Museum.

Die Gestalt, die die neugeschaffene Erzdiözese Köln durch die Circumscriptionsbulle von 1821 erhalten hatte, stellte Erzbischof Spiegel vor eine ungemein schwierige Aufgabe. Es war ja nicht das alte Erzbistum, wie es bis 1802 bestanden hatte, wiederhergestellt worden. Das neue Erzbistum setzte sich aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammen. Zu ihm gehörte der niederrheinische Teil des Bistums Aachen, der neben den altkölnischen Gebieten auch solche aus der Diözese Lüttich umfaßte. Dazu waren jetzt noch weitere 57 Pfarreien aus dem Bistum Lüttich und 19 aus dem Bistum Trier gekommen. Das bedeutete, daß weite Gebiete des neuen Erzbistums sich durch ihre Geschichte, ihr liturgisches Leben, ihre bisherige Verwaltungsform und die Vorbildung ihres Klerus stark voneinander unterschieden³. Es bedurfte einer völlig neuen Organisation des Bistums, durch welche die verschiedenen Teile zu einer neuen Einheit zusammengeführt werden mußten.

Diese Arbeit hatte Spiegel im Wesentlichen allein zu leisten. Bei seinem Domkapitel fand er keine Unterstützung, die schon wegen des Alters der meisten seiner Mitglieder auch nicht zu erwarten war. Oft hat er darüber Klage geführt: „Das hiesige Metropolitandomkapitel ist lahm in jeder Beziehung“⁴. Aber auch das Generalvikariat, über das noch sein zweiter Nachfolger Geißel klagte, daß seine Arbeitskräfte völlig unzureichend seien⁵, bot ihm keine wirksame Hilfe. Spiegel ließ sich darüber aus einem Brief vom 2. 5. 1825 an Schmedding, den Vortragenden Rat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten: „Wo ich der Mitwirkung des Generalvikariates bedarf, da fühle ich die Lücke und bleibe mein gutmütiger Generalvikar (Hüsgen) zurück“. Nach einem Urteil von W. Lippens war Hüsgen „zu umsichtiger und selbständiger Arbeit nur bis zu bald erreichten Grenzen in der Lage“⁶. So war Spiegel weitgehend auf sich selbst gestellt. „Ich arbeite, was meine Kräfte vermögen, des reinen Willens bin ich mir bewußt, ich fühle aber auch den Mangel an Mitarbeitern, und so muß ich das festina lente auch aus dieser Rücksicht vorwalten lassen“⁷. Eine Stütze hatte er an seinem Sekretär Nikolaus München. „Ich habe von diesem nicht mehr jungen, aber charaktervollen Mann nun ersprießliche Dienste. Ich übertrage ihm manche Arbeit“. So schreibt er am 4. 1. 1828 an Schmedding⁸.

Es ging dem Erzbischof nicht nur um die Organisation, sondern auch um die religiöse Erneuerung seiner Diözese. „Seit einem Menschenalter, wahrscheinlich viel länger, hatte keine oberhirtliche Visitation mehr stattgefunden und blieb die Geistlichkeit sich selbst überlassen; durch die Flucht des Erzbischofs (Maximilian Franz) 1794 und seinen baldigen Tod 1801 war der Stuhl verwaist. Über die Gemeinden ging

die Woge der Revolutionsheere hinweg; dann kam die Zeit der Säkularisation. . . . Die napoleonische Gesetzgebung und Verwaltung zerstörte die alten Ordnungen und nahm damit den sittlichen Halt des Herkommens hinweg, trug neue Ideen in das Volk. Es wäre ein Wunder, wenn unter diesen Umständen Sittlichkeit und Religiosität keinen Niedergang erlitten hätten“⁹. Um die religiöse Erneuerung durchzuführen, war Spiegel auf die Mithilfe seines Klerus angewiesen. In diesem aber gab es selbst in den ehemals kölnischen Gebieten durch die theologische Ausbildung bedingte Gegensätze. Da war eine 'aufklärerische' Gruppe. Sie hatte noch an der kurfürstlichen Universität Bonn studiert und dort rationalistische und febronianische Ansichten in sich aufgenommen. Eine besondere Rolle hat sie nicht gespielt. Daneben gab es die große Gruppe der 'altkirchlichen', der Tradition verhafteten Pfarrer. Sie hatten zum kleineren Teil den scholastisch gediegenen Unterricht der Universität Köln, zum größeren Teil eine kaum genügende Ausbildung in dem zwar kirchlich gerichteten, aber rückständigen Klerikalseminar zu Köln genossen. Andere waren durch theologische Privatkurse vorgebildet, wie sie von ehemaligen Franziskanern in Aachen gehalten wurden oder wie sie in einem noch bescheideneren Rahmen Pfarrer Alois Sebastian Arentz von Hohenbudberg eingerichtet hatte¹⁰. Später kam eine 'jungkirchliche' Gruppe hinzu, die durch die junge theologische Fakultät in Bonn erzogen war. Es waren überwiegend gläubenseifrige und fromme Priester, die durch Hermes zu einer lebendigen Auseinandersetzung mit der modernen Weltanschauung vorbereitet waren und jeder Veräußerlichung des Religiösen mißtrauten. Sie waren Spiegels Hoffnung für die Zukunft¹¹. In geduldiger und behutsamer Weise suchte der Erzbischof die Unterschiede auszugleichen und die verschiedenen Elemente seines Klerus zu einer Einheit zusammenzuschmelzen. Die Förderung der theologischen Bildung war ihm ein vordringliches Anliegen. Durch seine Gerechtigkeit und Güte gewann er nicht nur die Achtung, sondern auch die Zuneigung fast aller seiner Priester.

Im Frühsommer 1826 begann Spiegel mit den Visitationsreisen, auf denen er den Klerus und das religiöse Leben in den Pfarreien kennenzulernen bestrebt war. Darüber hinaus waren ihm in diesem Bemühen die Berichte der Dechanten eine große Hilfe. Dechant Reinartz verfaßte im Februar 1828 eine ausführliche Nieder-

schrift, die einen ins Einzelne gehenden Einblick in die kirchlichen Verhältnisse seines Bezirks ermöglichte¹². Im August 1830 legte er eine „alphabetisch geordnete Übersicht des geistlichen Personals im Dekanat Crefeld“ vor¹³. Sie ist in 7 Spalten gegliedert und gibt Auskunft über: „Name, Geburtsort und Zeit, gegenwärtige Anstellung, frühere Anstellung, Approbation, Amtsführung“. Die 7. Spalte enthält eine Darlegung des Studienganges und eine persönliche Charakterisierung des genannten Priesters. Dies hat Spiegel wohl zu der Notiz auf der ersten Seite des Berichtes veranlaßt: „Nur zum Privatgebrauch eingereicht“. Denn diese Charakterisierung enthält eine Wertung der pastoralen Tüchtigkeit des Betroffenen, bei der Positives und Negatives in gleicher Weise zur Sprache kommt. Schon in dem Bericht von 1828 hebt Reinartz die Priester hervor, denen sein besonderes Lob gilt: „Für Gottes heilige Sache wird von den Pfarrern und Vikaren des Dekanates viel gearbeitet. Jedoch ist nicht zu verkennen, daß einige der Herren in ihrem Amte mit regerem Eifer geschäftig sind, dann andere. Unter den Pfarrern ist dies namentlich in Uerdingen, Fischeln, Anrath und Bockum der Fall; unter den Kaplänen in Crefeld, Uerdingen, Willich, Lank und Bockum“¹⁴. Sie waren 1830 alle noch an der selben Stelle tätig.

Das Dekanat Krefeld bestand 1830 aus 10 Pfarreien. Die Zahl der Katholiken betrug 1828 insgesamt 30 028. Sie wird sich - abgesehen von Krefeld - zwei Jahre später nicht wesentlich geändert haben: Anrath (3 530), Bockum (2 633), Hohenbudberg (636), Fischeln (1 410), Krefeld (11 500), Lank (3 653), Linn (999), Osterath (1 411), Uerdingen (1 900), Willich (2 397)¹⁵. In diesem Bezirk wirkten als Seelsorger 10 Pfarrer und 19 Kapläne. Das Durchschnittsalter der Pfarrer betrug 49 Jahre. Der jüngste war Hermann Jacob Schmitz von Hohenbudberg (36), der älteste Johann Peter Pantzer von Bockum (68). Das Alter der Kapläne bewegte sich zwischen 28 und 64 Jahren. Älter als 34 Jahre waren 6 Kapläne, von denen aber nur 3 eine volle Seelsorge inne hatten. Im ganzen war es um die Seelsorge im Dekanat gut bestellt. Auch die kleinste Pfarrei (Hohenbudberg mit 636 Katholiken) hatte einen Kaplan.

Seinen Bericht über die Geistlichen des Dekanates teilt Reinartz in zwei „Abteilungen“. In der ersten sind die Pfarrer aufgeführt, in der zweiten die übrigen Geistlichen.



Pfarrer Arnold Compes von St. Peter in Uerdingen (1827 - 1845). Gemälde im Uerdinger Pfarrhaus, signiert Dornbusch 1844.

I. Abteilung: Die Pfarrer

1. Arnold Aloys Sebastian Compes, geb. am 1. 1. 1797 in Korschenbroich, zum Priester geweiht am 1. 5. 1820. Danach war er Kaplan an St. Pantaleon in Köln und seit Oktober 1823 an St. Foillan in Aachen. Am 1. Juli 1827 wurde er zum Pfarrer in Uerdingen ernannt. Schon ein Jahr später bescheinigte ihm sein Dechant, daß er zu den Pfarrern gehört, die ihr Amt „mit regerem Eifer“ ausüben. Bereits mit dem 17. Lebensjahr trat er in das Priesterseminar ein. Weil er nach der Studienzeit das für die Priesterweihe vorgeschriebene kanonische Alter noch nicht hatte, leitete er dort in den letzten zwei Jahren die Repetitorien. Er starb am 23. 8. 1845. Über seine Tätigkeit in Uerdingen liest man in seinem To-

tenzettel: „Vollkommen würdig des geistlichen Hirtenamtes zeigte er sich hier als Lehrer, Beichtvater und Prediger, in allen Dingen sich selbst erweisend als Vorbild guter Werke, in der Lehre, in der Unverfälschtheit und Würde (Tit. 2,7), damit in allem Gott gepriesen werde, der Vater unseres Herrn J. C. (1 Petri 4,11)“. „Studierte am Collegium zu Gladbach. Hörte beim Direktor des Collegiums 1 Jahr Philosophie und danach 6 Jahr Theologie im Seminar zu Coeln. War beinahe 2 Jahr daselbst Repetent der Moral-Theologie. Bei seinen guten Anlagen und seinem eisernen Fleiße würde ihm Manches heller geworden sein, wenn er das Glück gehabt hätte, auch andere Lehranstalten besu-

chen zu dürfen. Bei seinen jetzigen Studien hat er vorzüglich die praktische Seelsorge im Auge. - Lebt ganz seinem Berufe. Wird besonders als Katechet gerne gehört. - Ist ernsthaft, jedoch freundlich im Umgange. Als Nachbar zuvorkommend. Besorgt für die Verbesserung des Schulunterrichtes. - Sein Amtseifer und sein unbescholtener Wandel haben ihm die Liebe und Achtung seiner Gemeinde erworben“.

2. Johann Peter Janssen (Jansen), geb. im Jahre 1774 in Erkelenz. 1792 trat er in Hamm i. W. in den Franziskanerorden ein und empfing 1798 die Priesterweihe. Nach der Aufhebung des Ordens lehrte er 9 Jahre lang bis 1816 am Gymnasium zu Osnabrück - nicht wie Reinarz angibt zu Pader-

born - Rhetorik und Philosophie. Von 1816 bis 1821 war er Vikar in seiner Geburtsstadt Erkelenz und wurde dann als Pfarrer nach Willich berufen. Am 2. 9. 1830 ist er hier gestorben, nur 56 Jahre alt. In seinen letzten Lebensjahren wurde er häufig von Krankheiten heimgesucht. Der Totenzettel rühmt seine Geduld, mit der er sie getragen hat: „Groß waren die langjährigen Leiden, womit ihn der Herr prüfte, aber er betete dankbar die Hand an, die ihn schlug, und blieb bis an sein Ende ein Muster der Gottergebenheit“.

Seine Amtsführung beurteilt Reinartz mit dem Vermerk: „Nach Vorschrift, aber ohne Anstand und Würde“. Von fremder Hand (Spiegel?) ist das Wort 'Mönch' hinzugefügt.

„Absolvierte die Humaniora am früheren Collegium zu Erkelenz. Hörte 2 Jahr Philosophie zu Rietberg und 3 Jahr Theologie im Franziskanerkloster zu Paderborn. - Verräth gute Geistesanlagen, die er in früherer Jugend durch fleißiges Studium treu ausgebildet zu haben scheint. Soll als Lector der Philosophie zu Paderborn (!) gerne gehört worden sein. Ist nicht ganz unbekannt mit der neueren Litteratur. - Studierte in letzteren Jahren weniger, woran vielleicht eine periodisch wiederkehrende Gemüthskrankheit Schuld sein mochte. - In kranken Tagen ist er außerordentlich niedergeschlagen, in gesunden ebenso aufgeweckt. Macht dann wohl kindische Spaesse und wird mitunter beleidigend. Sein Wirken als Pfarrer hat nicht viel zu bedeuten. - Uebrigens ist er grade und aufrichtig, zuvorkommend gegen benachbarte Collegen und bei heiterer Laune freundschaftlich gegen seinen Vikar. Für die Schulen verräth er keine besondere Vorliebe“.

3. Arnold Löhr, geb. am 5. 3. 1773. Mit 19 Jahren - 1792 - wurde er Mönch in der Benediktinerabtei St. Pantaleon in Köln und am 5. 5. 1796 zum Priester geweiht. Nach der Aufhebung des Klosters übernahm er zunächst die Pfarrei St. Maria in der Kupfergasse zu Köln. 1808 wurde er Pfarrer in Linn. Er ist der Erbauer der neuen Pfarrkirche^{15a}. Er starb am 30. 10. 1842.

„Absolvierte die unteren Schulen am Laurentianer Gymnasium zu Coeln. Hörte Philosophie in der Benedictiner Abtei Pantaleon und 5 Jahr Theologie ebendasselbst. Seine Fähigkeiten sind mittelmäßig, seine Leistungen genügen. - Herr Löhr nimmt es jedoch zu leicht im Beichtstuhl und wird gar häufig von solchen aus der Nachbarschaft heimgesucht, welche jährlich nur einmal zu beichten pflegen. - Wandelt übrigens erbaulich, ist jedoch etwas mißtrauisch und eigensinnig, wodurch er es bei einzelnen Eingepfarrten verdorben und sich selbst manchen Verdruß zugezogen

hat. - Steht mit seinen benachbarten Amtsbrüdern in keiner Verbindung. Geht auch nur für's Äußere freundschaftlich neben seinem Vikar einher. - Besuchte vordem fleißig die Schule, bis zur letzten Visitation aber einer kleinlichen Vorkommenheit wegen nicht mehr. Bei dem Neubau der Kirche, welcher vor einigen Jahren statt hatte, war er sehr geschäftig. Seine Constitution ist schwächlich“.

4. Johann Laurentius Aegidius Mertens, geb. am 11. 9. 1773 in St. Tönis, zum Priester geweiht am 13. 11. 1796. Nach der Weihe war er 2 Jahre Hauskaplan beim alten Pfarrer Jacobs in Lank. Nach dessen Tod wurde er sein Nachfolger. In Lank ist er am 29. 1. 1837 gestorben. Der Totenzettel rühmt von ihm: „Er war ein hochbegabter, durch keine Strapazen zu ermüdender Arbeiter im Weinberge des Herrn“.

Heinrich Schrörs hat den Pfarrer von Lank in einem Beitrag „Aus der hermesianischen Seelsorge“¹⁶ so geschildert: „Unter den Mitgliedern des Landkapitels war eine besonders edle, ja nach dem literarischen Stil seiner Schriften zu urteilen, vornehme Erscheinung die des Pfarrers Mertens von Lank. Durch seine eindrucksvolle Persönlichkeit wie durch sein priesterliches Wirken hat er lange im dankbaren Andenken seiner Gemeinde fortgelebt. . . Er hebt sich scharf ab von dem Typus der älteren Geistlichkeit, obgleich er zeitlich zu dieser gehörte. . . Er lebte ganz für die Volksschule und nicht bloß rücksichtlich deren religiöser Aufgabe“. - Daß sein gutes Andenken Jahrzehnte über seinen Tod hinaus in seiner Pfarre lebendig war, wird aus folgender Begebenheit ersichtlich: Sein Neffe, der 1880 im Alter von 75 Jahren als Vikar in Anrath verstorbene Johann Ferdinand Mertens, hatte das Porträt seines Onkels der Pfarrgemeinde Lank vermacht. In seinem Dankbrief an den Testamentsvollstrecker schreibt der zu dieser Zeit als Pfarrverwalter in Lank tätige Vikar Raeß: „Alle, welche den Verstorbenen gekannt, sind noch immer in Liebe und Dankbarkeit ihres guten und lieben Pastors eingedenk; sein Wirken ist nicht vergessen, wenn er auch schon seit 43 Jahren durch den Tod von seiner ihm einst anvertrauten Herde getrennt ist“¹⁷).

Seine Amtsführung findet Reinartz nicht gerade lobenswert: „Genügt der Vorschrift übrigens bemerkbar gleichgültig“. Auch die Beurteilung seines Mitbruders ist nicht unkritisch.

„Besuchte das Collegium zu Kempen. Hörte 2 Jahr Philosophie bei Prof. Cremer in Coeln, und 4 Jahr Theologie im Seminar daselbst. - Ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann. Liebt früher vor allem Philosophie und würde es bei fleißig fortgesetztem Studium in diesem Fach weit haben bringen können. - Als Pfarrer und als Schulpfleger könnte er mehr thun als er thut. -

Für die gute Sache ist Herr Mertens leicht zu begeistern, jedoch nur auf Augenblicke. Am kräftigsten kann ihn sein Ehrgefühl anregen. - Die ihm eigene Heiterkeit und sein allgemein anerkannter offener und grader Sinn machen ihn zu einem angenehmen Nachbar. - Gegen seine Gemeindeglieder ist er mitunter zu herablassend. - Sein Betragen ist ohne Tadel“.

5. Josef Adolf Obry, geb. am 21. 2. 1795 in Neuß. Nach der Priesterweihe im Jahre 1817 wurde er Rektor der Annexkirche zum Hl. Sebastian in Neuß und 1821 Kaplan in Uerdingen. Von 1823 an war er in 3 Gemeinden Pfarrer: zunächst in Kleinenbroich, seit 1827 in Osterath und von 1834 bis zu seinem Tod am 29. 8. 1843 in Niederempt. Der Totenzettel hebt seinen Eifer in der Lehre und sein Beispiel hervor und fügt hinzu: „Diese Berufstreue, innige Frömmigkeit, wahre Herzensgüte, mit heiterem Frohsinn gepaart, gewannen ihm die Hochachtung und Liebe seiner guten Pfarrkinder und Amtsbrüder“. - Anders urteilt Reinartz über ihn. Seine Amtsführung findet nicht seinen Beifall: „Der buchstäblichen Vorschrift kommt er nunmehr nach, ohne doch besonderen Eifer zu bekunden“. Als Seelsorger der Gemeinde Osterath stellt ihm der Dechant kein gutes Zeugnis aus.

„Studierte am Collegium zu Neuß. Hörte daselbst bei Professor Momm (?) 1 Jahr Philosophie und im Seminar zu Coeln 2 Jahr Theologie. Ist ein schwacher Mann. Studiert noch wohl, aber ohne besonderen Eifer und ohne alle Ordnung. - Entschlossenheit und Charakterfestigkeit gehen ihm ab, und er weiß zuweilen selbst nicht recht, was er will. - Unüberlegte und mitunter eigennützige Vorkehrungen haben ihn um die Liebe der Pfarrgemeinde gebracht. - Er hat übrigens ein gutes Herz und wollte gerne jedem gefällig sein. - Sein Wandel ist unbescholten. - Sein Verhältnis zum Vikar schwankend. - Die Schule besucht er zwar nach Vorschrift, aber was er in der Schule soll, scheint ihm noch nicht recht klar geworden zu sein. - Seine Körper-Constitution ist schwächlich“.

6. Johann Peter Pantzer, geb. am 23. 1. 1762 in Neuß. 1781 schloß er sich in Brühl dem Franziskanerorden an. Zur Zeit der Klösteraufhebung gehörte er zum Franziskanerkonvent in Aachen. Er war danach Vikar in Kapellen, von wo er 1814 in gleicher Eigenschaft nach Bockum versetzt wurde. 1822 folgte er hier dem im Alter von 50 Jahren verstorbenen Pfarrer Franz Karl Orth im Amte. 1831 ging er in den Ruhestand. Am 19. 3. 1841 ist er in Vollmerswerth gestorben. Er war der an Lebensjahren älteste Priester des Dekanates.

Über seine Amtsführung äußert sich Reinartz in einer ähnlichen Weise wie über die des Pfarrers Janssen von Willich, der eben-



Pfarrer Hermann Jacob Schmitz von Hohenbudberg (1822-1873), Foto im Familienbesitz.

falls Franziskaner gewesen war: „Nach Vorschrift, aber ohne Nachgedanken und ohne Würde“. Auch hier ist von fremder Hand das Wort 'Mönch' an den Rand geschrieben. Im übrigen hält der Dechant ihn in seinem Amt als Pfarrer für völlig ungeeignet.

„Absolvierte die Humaniora am Collegium in Neuß. Hörte 1 1/2 Jahr Philosophie im Franziskanerkloster zu Düren und darauf 4 1/2 Jahr Theologie im Kloster desselben

Johann Rupert Schmitz, Kaplan an St. Dionysius (1826-1831) und Pfarrer von Bokum (1831-1873), Foto im Familienbesitz.



Ordens zu Aachen. - Herr Pantzer ist ein durchaus beschränkter Mann und würde besser gethan haben, wenn er sich nie um eine Pfarrstelle beworben hätte, denn von der Führung des Pfarramtes hat er gar keinen Begriff. Brevier beten, Beichtthören und Predigt auswendiglernen und hersagen ist fast das Einzige, was er thut, und thun zu müssen glaubt. - Sonst ist er gutmütig, verträglich und erbaut durch seinen einfachen und unbescholtenen Wandel. Ein Glück für die Gemeinde, daß der Geist verderblicher Aufklärung in dieselbe noch nicht eingezogen ist. - Die Schulen besucht Herr Pantzer regelmäßig, aber ohne etwas Ernstes darin vorzukehren. - Er ist übrigens gesund und stark“. - Nach dieser Beurteilung ist es unerklärlich, wie Reinartz in seinem Bericht von 1828 den Pfarrer von Bokum zu den besonders eifrigen Seelsorgern seines Dekanates rechnen kann.

7. Peter Anton Rommerskirchen, geb. am 28. 3. 1777 in Bedburg-Reifferscheidt. Er trat 1797 in die Benediktinerabtei Brauweiler ein und empfing 1802 die Priesterweihe. Nach Auflösung des Klosters übernahm er die Vikarie Gohr. 1810 wurde er Kaplan in Krefeld, 1815 Pfarrer in Fischeln. Er starb am 24. 5. 1843.

Seine Amtsführung scheint einer für Reinartz selbstverständlichen Ordnung entbehrt zu haben: „Nach Vorschrift, hat sich jedoch einen gewissen Schlendrian angewöhnt, den er nicht als solchen erkennen mag“. Er zählt ihn aber zu den Pfarrern, die in ihrem Amte mit regerem Eifer geschäftig sind.

„Studierte am ehemaligen Collegium zu Bedburg-Reifferscheidt. Hörte darauf beim Dr. Nobis in Coeln 2 Jahr Philosophie und 3 Jahr Theologie zu Brauweiler beim Lector Spenrath. Er besitzt genügende Kenntnisse. Liest mitunter noch, ohne doch eigentlich zu studieren. Schwankt von Einem zum Anderen. - Er ist ein eifriger Pfarrer und erbaut durch seinen Wandel. Hat doch auch seine Eigenheiten. Ist nicht grade und offen. Hascht nach Kleinigkeiten und wird leicht angeregt, weshalb vor allem sein Kaplan nicht gut mit ihm harmonieren kann. - Die Schule besucht er fleißig und macht sich den Kindern darin nützlich. - Seine Constitution ist schwach“.

8. Ludwig Schieffer, geb. am 18. 10. 1795 in Kaster bei Bergheim. Nach der im Jahre 1820 empfangenen Priesterweihe wurde er Kaplan in Mönchengladbach. Von 1827 bis 1833 war er Pfarrer in Anrath. Über seine weitere Tätigkeit nach 1833 konnte nichts ausgemacht werden. In seinem Bericht von 1828 zählt Reinartz ihn zu den Pfarrern seines Dekanates, deren Eifer besonders zu loben ist.

„Studierte am Collegium zu Gladbach. Hörte 2 Jahr Philosophie bei Seber¹⁸ und

Heuser und 3 Jahr Theologie bei Westhoven und im Seminar zu Coeln. Hat glückliche Anlagen, studiert fleißig und ist mit den theologischen Produkten unserer Zeit bekannt. Als Kaplan zu Gladbach docierte er mehrere Jahre am Collegium daselbst mit Beifall. - Als Pfarrer befriedigte er in seinen Leistungen, könnte jedoch mehr thun als er thut. Auch sein Privat-Studium dürfte eine bestimmtere und festere Richtung annehmen. Herr Schieffer ist gesetzt und ernst, dabei doch freundlich und angenehm im Umgang und gefällig in Aushilfe. Hält zuviel von sich selbst und spricht mit zu wenig Schonung von Anderen. - Sein Wandel ist ohne Tadel. Seine Schule eine der besseren“.

9. Hermann Jacob Schmitz, geb. am 12. 3. 1797 in Hohenbudberg. Er wurde am 1. 5. 1820 zum Priester geweiht. Danach war er 2 Jahre Vikar in Flammersheim und wurde schon 1822 Pfarrer seines Heimatortes. Er starb am 3. 7. 1873. In seiner Amtszeit erfolgte von 1852 bis 1854 der Neubau der Pfarrkirche nach dem Plan von Vinzenz Statz. Für die Ausstattung erwarb er gotische Altäre, bei denen das hinzugefügte Beiwerk selbstverständlich neugotisch war. - Kanzel, Ambo und Kommunionbank wurden nach Entwürfen von Friedrich von Schmidt gefertigt^{18a}. In seinem Totenzettel heißt es von ihm: „Er war ein edler Mann, ohne Falsch, von ungemeiner Herzensgüte gegen Jeden, der sich ihm nahte; ein mit seltenen Geistesfähigkeiten begabter, mit vielen theologischen Kenntnissen ausgerüsteter, würdiger Priester. Makelloser Glaube und tadelloser Wandel, gründliche Gelehrsamkeit und tiefe Andacht, warme Liebe für die Kirche und glühender Eifer für das Heil der Seelen haben den Schmuck seines Lebens gebildet“.

In dem Aufsatz „Hermesianische Pfarrer“¹⁹ hat H. Schrörs seine Sympathie dem Budberger Pfarrer gegenüber kundgetan: „Jacob Schmitz war eine stille und ernste Natur, zwar keineswegs einsiedlerisch in sich gekehrt, vielmehr die Vorgänge der Zeit mit aufmerksamem und nachdenklichem Blick verfolgend. Aber seine Welt war die kleine Pfarrgemeinde: nicht allein ihre geistlichen Angelegenheiten, denen er sich mit äußerster Gewissenhaftigkeit hingab, sondern auch ihre weltlichen füllten sein äußeres Leben ganz aus. Jeden und jedes Verhältnisses kannte er und nahm sich ihrer an wie ein Familienvater, immer jedoch unter dem Gesichtspunkt des Seelsorgers. Selten verließ er das Dorf und nach acht Uhr abends sah ihn keiner mehr außerhalb des Pfarrhauses. Er lebte in asketischer Strenge. Was ihm die priesterlichen Pflichten an Zeit übrig ließen, verwandte er auf wissenschaftlichen Studien, und mit Ernst und Gründlichkeit hat er sie sein Lebenlang betrieben“.

Mit seinem Bruder Rupert, dem Pfarrer von Bokum, gab er ein 'Katholisches An-

dachtsbuch' heraus, das von 1851 bis 1883 sechs Auflagen erlebte. Es stellt nach dem Urteil von Schrörs eine eigene und bedeutende Arbeit dar und ist im engsten Anschluß an die Liturgie der Kirche geschrieben. - Mit einem anderen Buch 'Katholischer Katechismus für die mittlere und obere Klasse, Köln 1849' haben die beiden Verfasser bei der Bischöfl. Behörde in Köln keine Anerkennung gefunden, das Imprimatur wurde nicht erteilt. Es war aus eigenem Studium und langjähriger Praxis erwachsen und schloß sich an die alten Katechismen von Gropper und Canisius an, war aber ein großer Fortschritt. In Breslau wurde es 1843 anlässlich eines Preisausschreibens für einen neuen Katechismus angenommen. Der Bischof von Ermland gab die Druckerlaubnis. Aber Köln blieb bei seiner ablehnenden Haltung²⁰.

Die Charakterisierung des Pfarrers von Hohenbudberg durch den Dechanten macht die große Achtung und Verehrung deutlich, die Reinarz seinem nahezu gleichaltrigen Mitbruder entgegenbrachte.

„Machte seine Studien zu Budberg beim damaligen Ortspfarrer Arentz, jetzigem Pfarrer zu Cleve²¹. Hörte von 1813 bis 1817 bei demselben Philosophie und Dogmatik

und war dann noch 2 1/2 Jahr im Seminar zu Coeln. - Herr Schmitz hat glückliche Geistesanlagen, die er durch fortgesetztes Studium noch anhaltend auszubilden sucht. Mit der neuen theologischen Litteratur ist er ziemlich bekannt. - Er lebt ganz seinem Berufe. Wirkt auf seine Gemeinde durch Lehre und Beispiel wohlthätig ein. Zeichnet sich aus durch leichtfaßliche Predigten und Catechesen. - Liebt seine Schule und besucht sie oft. - Seine Lebensart ist einfach und zurückgezogen. Sein Umgang freundlich und angenehm. Er ereifert sich leicht und ist schwächerer Constitution“.

10. Johann Heinrich Gottfried Reinarz, geb. am 11. 3. 1796 in Heinsberg. Er empfing die Priesterweihe am 15. 5. 1819 und war danach 5 Jahre Kaplan in Krefeld. Im Frühjahr 1824 wurde er zum Pfarrer von Giesenkirchen ernannt, kehrte aber schon Oktober 1825 als Oberpfarrer nach Krefeld zurück, wo er bis zu seiner Berufung zum Domkapitular im September 1863 blieb. Am 23. 12. 1875 ist er in Köln gestorben. Er war der Heimatpfarrer von Heinrich Schrörs, der das von Reinarz begründete Progymnasium besucht hat. Schrörs hat ihm große Verehrung entgegengebracht. „In Krefeld hat der ungemein tatkräftige und umsichtige Mann Großes geschaffen; einen sehr umfassenden Erweiterungsbau

der alten Pfarrkirche, zwei neue Kirchen, eine klösterliche Verpflegungsanstalt für Arme und Kranke, ein unter der Leitung von Ordensschwwestern stehendes Waisenhaus, eine höhere Schule. In der Gemeinde, die nach und nach dem raschen Anwachsen der Industriebevölkerung entsprechend zu einer unerträglichen Ausdehnung anwuchs, richtete er eine muster-gültige Seelsorge und Ordnung ein. Das kirchliche und sittliche Leben stand auf einer beneidenswerten Höhe. ... Der Pfarrer verstand in der überwiegend protestantischen und zum Teil pietistischen Umgebung, die zudem durch Besitz und Bildung die Herrschaft besaß, der Kirche und der katholischen Religiosität Achtung zu verschaffen. ... Ich meine ihn noch vor mir zu sehen: die stattliche und straffe Gestalt, aus der männliche Schönheit leuchtete, die energischen Gesichtszüge, die klug geschlossenen Lippen, das klare und feste Auge²².

Reinarz gibt über sich selbst in dem Bericht an den Erzbischof nur eine knappe Darstellung seines Studienganges.

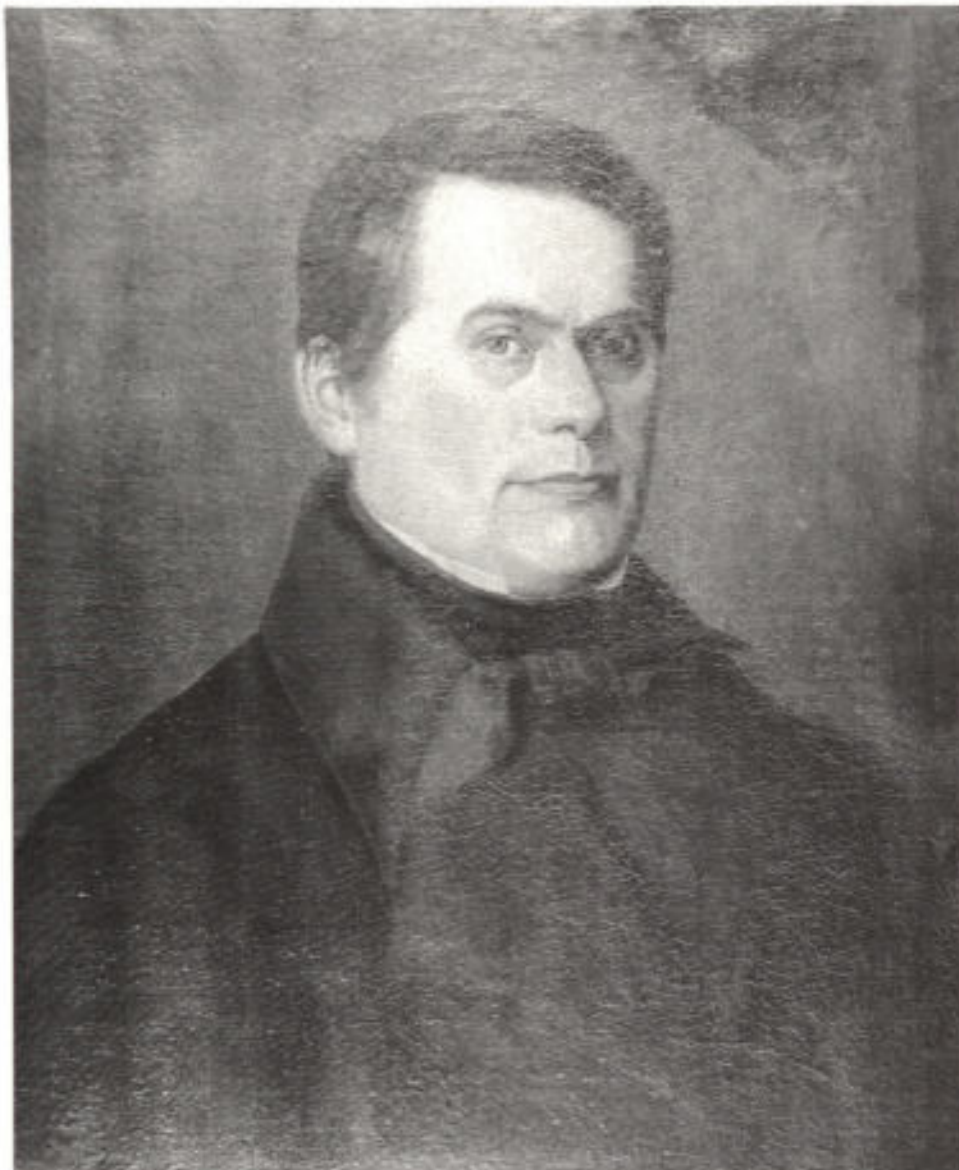
„Machte die Gymnasial Studien zu Düren. Hörte 2 Jahr Philosophie beim damaligen Direktor des Gymnasiums, und von 1815 bis 1819 Theologie im Seminar zu Coeln“.

II. Abteilung: Die übrigen Geistlichen

Von den 19 Kaplänen im Dekanat Krefeld waren 10 von Spiegel geweiht, 9 von ihnen waren als Neupriester ins Dekanat gekommen. Von den übrigen, die schon vor dem Amtsantritt Spiegels die Priesterweihe empfangen hatten, waren 3 vom Anfang an im Dekanat tätig. Das gilt auch für den Vikar Franz Hax aus Anrath, der als Neupriester aus dem Bistum Münster in das Erzbistum Köln übergetreten war. Drei andere hatten vor ihrem Dienstantritt im Dekanat schon anderswo eine oder mehrere Stellen innegehabt. Dazu kamen noch 2 frühere Prämonstratenser aus Steinfeld.

Über die den Priestern vom Erzbischof zugedachte Eignung für den Seelsorgedienst gibt die Dauer der Approbation (Recht zur Ausübung der Seelsorge) Auskunft. Sie hing vom Ergebnis des Examins vor der Priesterweihe ab, bei dem der Erzbischof den Vorsitz führte. Die Kandidaten wurden dadurch in 3 Klassen eingeteilt mit vorzüg-

lichen, sehr guten oder genügenden Leistungen, denen die Approbation für 3, 2 oder 1 Jahr entsprach. Nach Ablauf dieser Zeit mußten sich die Priester aufs neue einem Examen unterziehen, dessen Ergebnis die weitere Dauer der Approbation bestimmte²³. Von den von Spiegel geweihten 10 Priestern hatten 4 die Approbation für 3 Jahre, einer sogar für 4 Jahre (Joh. Rupert Schmitz), 4 für 2 Jahre, nur einer für ein Jahr. Sie stellten also eine tüchtige und leistungsfähige Gruppe dar. Von den anderen Priestern konnten 4 eine unbefristete bzw. auf 5 und 7 Jahre befristete Approbation vorweisen. Sie hatten allerdings ein Alter von 60 oder mehr Jahren, 3 waren für 1, 3 1/2 und 4 Jahre approbiert. Zwei besaßen keine Approbation, sie waren für die Ausübung der Seelsorge untauglich. Nur 4 hatten an einer Universität studiert. Mit großer Gewissenhaftigkeit bemüht sich Reinarz auch um die Charakterisierung der in seinem Dekanat tätigen Kapläne.



Franz Wilhelm Bayertz, Kaplan in Willich (1826-1830) und Pfarrer daselbst (1830-1859). Gemälde im Pfarrhaus Willich.

1. Franz Wilhelm Bayertz, geb. am 27. 10. 1802 in Hard. Nach der Priesterweihe 1826 wurde er Kaplan in Willich und schon 4 Jahre später Pfarrer dieser Gemeinde. Er starb am 15. 10. 1859. Er hat mit großem Fleiß eine Pfarrchronik geführt, die 1845 unter dem Titel „Geschichtliche Nachrichten über die Gemeinde und Pfarre Willich“ erschienen ist. Sie zeigt eine starke Anteilnahme an den Zeitereignissen, soweit sie das Leben seiner Pfarrgemeinde berühren. H. Schrörs lobt seine Tätigkeit in der Schule: „Tag für Tag wandte er mitsamt seinem Vikare die Schritte dorthin, um Religionslehre zu geben, was man von allen Pfarrgeistlichen jener Zeit nicht rühmen kann. Von der außerordentlichen Wichtigkeit der Erziehung der Jugend für die kommende Zeit war er so durchdrungen, daß er auf eigene Kosten ein Schriftchen hierüber drucken ließ und es unentgeltlich unter seine Pfarrkinder verteilte“²⁴.

„Machte seine Vorbereitungsstudien in

Gladbach. Hörte 1 Jahr Philosophie bei H. Iven in Coeln, und 4 1/2 Jahr Theologie im dortigen Seminar. Hat gute Geistesanlagen und genügende Fähigkeiten. Studiert fleißig und bemüht sich mit der Zeit fortzuschreiten. - Emphieilt sich beinebens durch wohlüberdachte Predigten und leichtfaßliche Katechesen. Ist gesetzt und ernst, jedoch freundlich im Umgange. - Seine Lebensweise ist einfach, seine Gesundheit fest. - Durch fleißige Besorgung der Pfarrgeschäfte während der langwierigen Krankheit des Pfarrers hat er sich die Dankbarkeit des Pfarrers und die Liebe der Gemeinde erworben“.

2. Gabriel Carl Joseph Bochum, geb. am 6. 8. 1801 in Düsseldorf. Zum Priester wurde er am 21. 9. 1827 geweiht. Danach wurde er Kaplan in Uerdingen und später Pfarrer in Calcum. Dort ist er als Landdechant am 30. 9. 1845 gestorben.

„Seine Gymnasial-Studien machte er in

Düsseldorf. Besuchte dann auf 3 1/2 Jahr Bonn und war darauf noch 1/2 Jahr im Seminar zu Coeln. Herr Bochum ist gar nicht ohne Anlagen und besitzt genügend Kenntnisse, ohne sich grade in einem Fach besonders auszuzeichnen. Er arbeitet mit Leichtigkeit. - Sein Eifer für die gute Sache ist groß, jedoch mitunter zu rasch und zu unüberlegt. Auch auf der Kanzel kann er sich zuweilen nicht mäßigen. Die Leitung seines bedächtigen Pfarrers kömmt ihm demnach sehr gut. - Im Umgang mit anderen ist er leutselig und zuvorkommend, gegen seinen Pfarrer dienstfertig und friedlich gesinnt gegen seinen Mitkaplan. - Sein Wandel ist ohne Tadel“.

3. Matthias Michael Bonn, geb. am 14. Januar 1799 in Düren. Nach der Priesterweihe 1823 war er Vikar in Heimbach, danach von 1825 bis 1835 Vikar in Fischeln. 1835 übernahm er die Pfarrei Lammersdorf. Er hat eine Chronik seiner Pfarre ge-

Peter Joseph de Rath, Vikar in Bockum (1827-1837). Foto im Pfarrarchiv von St. Foillan in Aachen.



schrieben: 'Gedenkbüchlein für Lammersdorf im Kreise Montjoie, oder Sammlung geschichtlicher Notizen zunächst über die Kirche daselbst'. Er war ein Mann, der jeder Bürokratie fernstand und in keine Schablone paßte. Er kam dadurch in eine schwierige Situation, die ihn 1860 veranlaßte, die Pfarre aufzugeben und sich nach Düren zurückzuziehen. Dort ist er am 3. 1. 1873 gestorben.

Von den Schwierigkeiten, die in seinem Charakter lagen, schimmert etwas durch in der Beurteilung seines Dechanten.

„Studierte am Gymnasium in Düren. Hörte 2 Jahr Philosophie beim Direktor Heimbach, dann 3 Jahr Theologie beim Lector Cronenberg daselbst und war darauf 3 Jahr im Seminar zu Coeln. - Hat nur mittelmäßige Anlagen und Fähigkeiten; glaubt aber mehr zu wissen als er weiß. - Ist übrigens in seinem Kirchendienst eifrig; in seinem Wandel untadelhaft. - Zwischen ihm und

seinem Pfarrer waltet gewöhnlich kein gutes Einverständnis ob, woran er doch nicht allein Schuld ist“.

4. Hermann Joseph Theodor Breiden, geb. am 26. 3. 1799 in Neuß. Nach der Priesterweihe, die er am 21. 9. 1828 empfangen hat, privatisierte er zunächst in seiner Heimatstadt bis zur Übernahme der Vikariatsstelle in Nierst 1829. Von dort kam er als Vikar nach Neuwerk, wo er am 29. 5. 1870 starb.

„Studierte zu Neuß. Hörte 1 Jahr Philosophie beim Prof. Iven in Coeln und 5 Jahre Theologie im Seminar daselbst. - Ist ein schwaches Subjekt und wird es nie weit bringen. - Seine Schüchternheit läßt ihn weder predigen noch katechisieren und die unzeitige Güte seines Pfarrers Mertens ist ihm in diesem Stücke wahrhaft nachteilig. - Herr Breiden ist übrigens gutmüthig und erbaut durch seinen schlichten und frommen Wandel“.

5. Peter Joseph de Rath (Derath), geb. am 10. 3. 1804 in Neuß. Zum Priester geweiht am 22. 9. 1827 wurde er Vikar in Bockum, 1837 Pfarrer in Lessenich. 1844 übernahm er die Pfarre St. Lambertus in Erkelenz, 1849 St. Foillan in Aachen. Dort war von 1857 bis 1869 Hubert Pauly, der erste Pfarrer von Liebfrauen in Krefeld, sein Kaplan. Am 1. 3. 1849 wurde er zum Ehrenkanonikus des Münsterstiftes und am 6. 11. 1872 zum Stadtdechanten von Aachen ernannt. Am 1. 3. 1882 ist er gestorben.

„Machte die Vorbereitungsstudien zu Neuß und Coeln. Besuchte auf 3 1/2 Jahr die Universität Bonn und wohnte auf 1 Jahr im Erzbischöflichen Seminar. Ist nicht ohne Anlagen, studiert fleißig, ist eifrig im Dienste der Kirche und eine kräftige Stütze seines alten, schwachen Pfarrers. Neigt wohl etwas zur Schwärmerei und hat übrigens eine gute und edle Seele, weshalb er von allen Collegen gut gelitten ist. - Ist freundlich

und zuvorkommend und erbaut durch einen des Priesters würdigen Wandel. - De Rath ist Freund der Schulen".

6. Johannes Wilhelm Dünner, geb. am 16. 11. 1803 in Wipperfeld. Die Priesterweihe wurde ihm am 26. 4. 1827 erteilt. Nach einer fünfjährigen Tätigkeit als Kaplan in Essen und Uerdingen wirkte er 3 Jahre als Pfarrer in Lützenkirchen. Am 1. 12. 1835 wurde er als Pfarrer nach Wipperfürth berufen. Dort wurde er auch zum Landdechanten ernannt und zum Schulpfleger des Kreises Wipperfürth und eines Teiles des Kreises Gummersbach bestellt. Am 1. 12. 1863 ist er gestorben. Nach seinem Totenzettel „war (er) in vielen Beziehungen ein selten ausgezeichnete Mann: reich ausgestattet mit großen Fähigkeiten; voll Gelehrsamkeit und Wissenschaft; sicher in seinem Urtheile; zart und edelmüthig in seinen Gefühlen; unverdrossen und unermüdetlich in seinen vielen Geschäften und Arbeiten; pünktlich und gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten; anspruchslos und gastfreundlich".

Die Beurteilung durch Reinarz rühmt schon all das, was bei seinem Tod von ihm gesagt wurde.

„Die Humaniora absolvierte Herr Dünner am Jesuiten Gymnasium zu Coeln. Hörte 3 Jahr Philosophie und Theologie in Coeln und Münster, und darauf noch 1 Jahr im Erzbischöflichen Seminar. - Hat einen offenen und hellen Kopf, studiert gründlich, und läßt sich fortan seine wissenschaftliche Ausbildung ernst angelegen sein. - Sein Pfarrer rühmt ihn als Prediger und Katechet, und lobt seinen unermüdetlichen Eifer in allen Vorkommenheiten des heiligen Dienstes. - Seine edle, freundliche und gefällige Seele hat ihm alle, die ihn kennen, gewogen gemacht. - Er besucht die Schule gerne und wandelt erbaulich".

7. Heinrich Jacob Götschkes, geb. am 4. 4. 1766 in Vorst, zum Priester geweiht am 3. 4. 1802. Nachdem er als Vikar 1 Jahr in Wipperfürth und 2 Jahre in Vorst, seiner Heimat, tätig gewesen war, wurde er 1805 zum Vikar in Anrath ernannt. Das Todesdatum ist nicht feststellbar.

„Studierte am Collegium zu Kempen. Hörte 2 Jahr Philosophie beim Prof. Mödler in Geldern und 3 Jahr Theologie bei Holwart und Westhoven in Coeln, war dann 2 Jahr im Seminar daselbst. Herr Götschkes hat nur mittelmäßige Anlagen, studiert jetzt nicht mehr, und da er auch körperlich schwach ist, sind seine geistlichen Amtsverrichtungen auf das Lesen der h. Messe beschränkt, was hinsichtlich des Beichtstuhl vernünftig ist, indem er darin den Eilfertigen machte. - Sein Wandel ist tadellos".

8. Franz Anton Grutterer, geb. am 6. 1. 1795 in Uerdingen. Die Priesterweihe empfing er am 15. 5. 1819. Er besaß keine Approbation zur Ausübung der Seelsorge. Sein ganzes Priesterleben hat er in Uerdingen verbracht. Biß zur Ernennung eines Deservitors an der Kapelle in Traar im Jahre 1831 las er dort an Sonn- und Festtagen die hl. Messe. Sonst leistete er Aushilfen durch Messelesen in Uerdingen, Bockum und Ossum, zuweilen auch in Haus Pesch. Am 31. 8. 1874 ist er gestorben.

„Studierte in Budberg beim früheren Pfarrer Arentz und war dann 2 1/2 Jahr im Seminar zu Coeln. Herr Grutterer ist schwach an Geist und Körper, und für die Seelsorge untauglich. Hat übrigens ein gutes Herz und erbaut durch seinen unschuldigen und frommen Lebenswandel".

9. Franz Hax, geb. am 9. 9. 1805 in Oedt. Er wurde in Münster am 19. 9. 1828 zum Priester geweiht. Danach trat er zur Erzdiözese Köln über. Er hat 3 Vikar- und 3 Pfarrstellen innegehabt. Vikar war er in Anrath, Niederkrüchten und Brachelen, Pfarrer in Derichweiler, Effelsberg und Adendorf. Dort ist er am 2. 1. 1883 gestorben. Er hat an 3 Universitäten Theologie studiert: in Bonn bei Hermes und Seeber^{24a} Dogmatik und Moral, in Münster bei Brockmann Pastoral und bei Katerkamp Kirchengeschichte, in Würzburg bei Buchner^{24b} Dogmatik und bei Fischer Alttestamentliche Exegese. Ein so ausgedehntes akademisches Studium hat keiner der Priester im Dekanat aufzuweisen. Ein Zeichen seines geistigen Interesses, vielleicht aber auch einer inneren Unruhe und Unstetigkeit. So jedenfalls deutet es Reinarz in seinem Bericht.

„Studierte am Collegium zu Kempen und am Jesuiten Gymnasium zu Coeln, die Inferiora und Philosophie in Bonn. Als Kandidat der Theologie hörte er zu Bonn die Herren Hermes und Seber, zu Münster die Herren Brockmann und Katerkamp und zu Würzburg die Herren Buchner und Fischer. - Obgleich Herr Hax nicht ohne Anlagen ist, hat doch der Besuch der Universitäten ihm wenig genutzt, und auch ihm wenig nutzen können, indem er nirgend lange weilte. Was er allenfalls mitgebracht, ist in seinem Kopfe noch nicht recht geordnet. - Auch jetzt scheint ihm noch die zum Studium nothwendige Ruhe abzugehen. In der Seelsorge ist er übrigens recht thätig, gegen seinen Pfarrer zuvorkommend, im geselligen Umgang, wengleich etwas eingebildet, doch freundlich und einnehmend. Sein Wandel ist tadellos, aber zu lustig und weniger gesetzt".

10. Franz Otto Hugo Hoch, geb. am 3. 8. 1802 in Eschweiler über Feld. Nach der Priesterweihe im Jahre 1826 wurde er Vikar in Lank und dort als Nachfolger von Aegidius Mertens Pfarrer von 1837 bis zu seinem Tode am 27. 7. 1858. Unter ihm wurde die neue Pfarrkirche erbaut²⁵.

„Besuchte das Gymnasium in Düren. Hörte dann 3 Jahr Philosophie theils bei H. Nevels in Düren, theils bei H. Iven in Coeln. Darauf 5 Jahr Theologie im Erzbischöflichen Seminar. Herr Hoch ist nicht ohne Anlagen, studiert fleißig, aber wie mir vorkommt, weniger gründlich. - Ist in seinem Berufe sehr eifrig, dabei ernst und gesetzt, neigt zur Strenge, was er namentlich auch auf der Kanzel bekundet. Gegen seinen Pfarrer zeigt er sich dienstfertig. - In seinem Wandel erbaulich. Lebt übrigens zurückgezogen und kommt mit seinen benachbarten Collegen nur selten in Berührung".

11. Peter Holtmann, geb. am 15. 6. 1770 in Uerdingen, zum Priester geweiht am 14. 3. 1812. Er wurde Vikar in Hohenbudberg, nach der Versetzung von Pfarrer Arentz war er einige Monate Pfarrverwalter und wurde 1825 zum 'Primissar' (Frühmessner) in Ossum ernannt und damit der Pfarrkirche in Lank adskribiert. Seinen Dienst in Ossum versah er nur an Sonn- und Festtagen. An den Wochentagen wohnte er in seiner Heimatstadt Uerdingen. Am 6. 7. 1831 ist er gestorben.

„Studierte bei den Franziskanern zu Uerdingen. Hörte Philosophie bei Prof. Effertz in Coeln, und 2 Jahr Theologie im Seminar daselbst. - Ward im 42. Jahr seines Alters Priester, nachdem er seine früheren Studien lange Zeit unterbrochen hatte. - Ist ein immer unzufriedener Mann, dabei unwissend, eingebildet und stolz. - In seinem Betragen, wie in seinen Dienstverrichtungen wäre ihm mehr Anstand und Würde zu wünschen. Ist vorzüglich im Beichtstuhl oberflächlich, welches Viele, die nur selten beichten oder eine strenge Behandlung bedürfen, mißbrauchen. Die Zeit, die er von seinen Amtsverrichtungen erübrigt, verreibt er sich durch Besuche machen. - In moralischer Beziehung wandelt er tadellos".

12. Johann Meyer, geb. am 2. 5. 1772 in Strümp. 1792 wurde er Mitglied der Prämonstratenserabtei Steinfeld und empfing hier 1802 die Priesterweihe. Nach der Aufhebung des Klosters kehrte er zunächst in seine Heimatpfarre Lank zurück. Von 1809 bis 1811 war er Vikar in Nievenheim, von 1811 bis zu seinem Tode am 18. 9. 1835 Vikar in Linn.

„Machte die Gymnasialstudien zu Düsseldorf. Hörte zu Steinfeld 2 Jahr Philosophie und 3 Jahr Theologie. Ist beschränkt und studiert dazu wenig. Predigt selten, katechisiert nie; beides jedoch mit Genehmigung seines Pfarrers, der dieses allein thun will. - Neigte wohl etwas zum Trunke, wovon ich doch jetzt seit längerer Zeit nichts mehr gewahre. Verreibt sich gerne die Zeit mit Karten, jedoch nur in Privat Zirkeln. - Zwischen ihm und seinem Pfarrer waltet kein herzliches Einverständnis ob, woran Herr Meyer doch nicht allein Schuld ist".

13. Friedrich Joseph Reisdorf (Reistorff), geb. am 4. 9. 1794 in Neuß. Nach dem Empfang der Priesterweihe am 23. 9. 1826 war er zunächst Deservitor der Vikarie in Holzheim. Er bekleidete dann die Vikaristellen in Queckenbeck (Pfarre Neukirchen), Osterath und Büttgen. Im Frühjahr 1836 übernahm er die Pfarre Grimmlinghausen. Dort ist er am 15. 4. 1806 gestorben. In seinem Totenzettel heißt es von ihm: „Wahrheit und Aufrichtigkeit, glühender Eifer für Recht und Gerechtigkeit, eine besondere Pietät zu Mutter Gottes, musterhafte Geduld im Leiden und ein stets lebendiger Glaube sind hervorragende Züge in seinem Leben. Überhaupt war, den guten Kampf zu kämpfen, seine Weisheit, und das Böse zu meiden, sein Verstand“. Der Jugend war er von Herzen zugetan.

Nach der Charakterisierung des Dechanten war bei ihm, als er Vikar in Osterath war, von diesem Eifer wenig zu merken. Schon seine Amtsführung beanstandet Reinartz: „Nach Vorschrift, aber mit Eile und sichtbarer Gleichgültigkeit“.

„Studierte am Collegium zu Neuß und am Gymnasium zu Köln. Hörte daselbst 1 Jahr Philosophie und 4 Jahr Theologie im Seminar. Hat geringe Anlagen und Fähigkeiten. Studiert dazu wenig. Thut auch in der Kirche nicht gerne mehr, als er thun muß. - Bescheidenheit und Umsicht fehlen ihm; wodurch er seinem Pfarrer schon manchen Verdruß verursacht hat. - Für ihn wäre es gut, wenn er unter der Leitung eines ernstesten und kräftigen Pfarrers stände. - Selten Wandel in moralischer Hinsicht kann man nichts anhaben“.

14. Friedrich Wilhelm Mauritius Schmitz, geb. am 1. 11. 1802 in Nievenheim. Zum Priester geweiht am 23. 9. 1826 wurde er als Kaplan in Krefeld angestellt und nach 4 Jahren als Pfarrer nach Osterath berufen. 1834 übernahm er die Pfarre St. Laurentius in Essen-Steele. Hier konnte er in einer 32-jährigen Wirksamkeit seine reichen Anlagen und Fähigkeiten zur Entfaltung bringen. Das religiöse Leben suchte er durch die Einführung kirchlicher Sodalitäten zu heben. Den Neubau der Pfarrkirche, der 4 Jahre nach seinem Tod zustande kam, hat er angeregt und durch jahrelange Sammlung freiwilliger Beiträge vorbereitet. - Dechant Reinartz, der sein Pfarrer in Krefeld war, stellt ihm ein gutes Zeugnis aus.

„Machte seine Gymnasial-Studien am Jesuiten Gymnasium zu Coeln. Hörte daselbst 1 Jahr Philosophie und 4 Jahr Theologie im Seminar. Hat gute Anlagen, die er früher fleißig ausgebildet hat, und fortan fleißig auszubilden strebt. - Ist eifrig und gewissenhaft in seinen Amtsverrichtungen. Wird besonders als Prediger gern gehört. Zeichnet sich dabei durch leichtfaßlichen und angenehmen Vortrag aus. - Sein sanftes und zugleich gesetztes Wesen

spricht alle an, die mit ihm umgehen. - Durch seinen einfachen und frommen Wandel erbaut er die Gemeinde“.

15. Johan Rupert Schmitz, geb. am 31. 5. 1802 in Hohenbudberg. Er hat die Priesterweihe am 5. 4. 1826 empfangen, ein halbes Jahr früher als sein Namensvetter Friedrich Wilh. Schmitz, der mit ihm an St. Dionysius in Krefeld Kaplan war. 42 Jahre war er Pfarrer in Bockum: vom September 1831 bis September 1873. Er ist der Bauherr der neuen Pfarrkirche, die von Friedrich von Schmidt, dem zweiten Hauptmeister der Kölner Dombauhütte, entworfen wurde. Am 12. 10. 1859 wurde die Kirche durch den Kölner Weihbischof Dr. Johann Baudri konsekriert. Aus Gesundheitsgründen mußte er seine Pfarre aufgeben. Die letzten Jahre verbrachte er in seinem Elternhaus und starb hier am 6. 1. 1881.

Heinrich Schrörs nennt ihn mit seinem Bruder Hermann Jacob, dem Pfarrer von Hohenbudberg, 'das theologische Gewissen des Dekanates'. Er vergleicht ihn mit seinem Bruder „Ein anderes Wesen hatte der jüngere Rupert Schmitz. Ebenso gediegenen Geistes wie sein Bruder war er doch lebhafter, sprudelnder, nicht ohne schlagenden Witz und fühlte den Drang zu größerer Tätigkeit. Zwar hielt auch er für die erste seiner Pflichten, hinter die alles andere zurücktreten mußte, die Sorge für das geistliche Wohl seiner Gemeinde, der er mit nie erkaltendem Eifer und vollster Hingabe gedient hat. Aber daneben fesselte ihn auch die Politik“²⁶. 1848 wählte ihn der Kreis Krefeld zum stellvertretenden Abgeordneten für die konstituierende Nationalversammlung. 1849 entsandte ihn der Wahlkreis Krefeld-Kempen-Neuß als einen seiner drei Abgeordneten in die preußische 2. Kammer. Von seiner pastoraltheologischen Tätigkeit in Zusammenarbeit mit seinem Bruder ist oben schon die Rede gewesen. Aus seinem Totenzettel spricht die große Verehrung, die ihm seine Pfarrgemeinde entgegengebracht hat: „Ihm lag nichts so sehr am Herzen, als die seiner Obsorge Anvertrauten den Weg des Heiles zu lehren. In lichtvollen, anmuthigen und warmen Worten verkündigte er ihnen unausgesetzt das Wort Gottes und leitete sie voll Klugheit und tiefer Seelenkenntnis an zu wahrhaft christlicher Gesinnung und Tugend, wobei sein eigener frommer Wandel ihnen zum Muster dienen konnte. Den Pfarrgenossen in Leiden und Bedrängnissen mit Rath und That beizustehen, war stets seine Freude“.

„Die Vorbereitungsstudien machte er in Budberg beim damaligen Pfarrer Arentz. Hörte bei demselben 3 Jahr Philosophie und Theologie und war zuletzt 1 1/2 Jahr im Seminar zu Coeln. - Herr Schmitz studierte gründlich. Hat helle und richtige Ansichten, und sucht mit der Zeit fortzuschreiten. - In seiner Amtsführung ist er gewissenhaft

und eifrig. Wirkt als Katechet sehr vorthellhaft auf die Kleinen ein und empfiehlt sich auf der Kanzel durch gründliche und leicht faßliche Vorträge. Seine Lebensführung ist einfach, sein Umgang schlicht und angenehm und sein Wandel musterhaft“.

16. Stephan Stapper, geb. am 14. 9. 1794 in Nierst, zum Priester geweiht am 15. 9. 1819. Er bediente bis 1825 die Kapelle in Ossum und war seit 1825 Vikar an der Kapelle in Strümp. 1830 besaß er keine Approbation mehr. Am 9. 1. 1853 ist er gestorben.

„Machte die unteren Schulen beim Pfarrer Arentz in Budberg. Hörte bei demselben auch 2 Jahr Philosophie und dann 2 Jahr Theologie im Seminar zu Coeln. - Eine periodische Geistesabwesenheit hat den sonst frommen und eifrigen Stapper für den Dienst der Kirche untauglich gemacht. Nur katechisiert er noch bei hellen Tagen den Kleinen in der Schule zu Strümp, und das nach Äußerung des Pfarrers Mertens, mit gutem Erfolg“.

17. Carl Johann Joseph Steinbüchel, geb. am 23. 9. 1766 in Düsseldorf. Er wurde 1789 Prämonstratenser in Steinfeld und dort 1794 zum Priester geweiht. Nach der Aufhebung seines Klosters lebte er 2 Jahre in der Prämonstratenserabtei Hamborn, die erst 1806 säkularisiert wurde. Danach war er 1 Jahr Rektor in Roßbach und 9 Jahre Vikar in Mündelheim. 1816 wurde er Kaplan in Krefeld, wo sein früherer Mitbruder aus der Abtei Steinfeld Wilhelm Goertz Pfarrer war. Er war schon 3 Jahre Kaplan an St. Dionysius, als Reinartz nach seiner Priesterweihe dort seine erste Seelsorgstätigkeit aufnahm. Seit 1826 war Steinbüchel nur noch im Beichtstuhl tätig und las an Sonn- und Festtagen die 11-Uhr-Messe. Am 18. 12. 1847 ist er im Alter von 81 Jahren gestorben. In der Zeitung (Krefelder Kreis- und Intelligenzblatt Nr. 350) widmete Reinartz seinem Mitbruder, dem er durch eine so lange Zeit verbunden war, ein ehrendes Gedenken: „Die Gemeinde hat in ihm einen würdigen Priester verloren, der 31 Jahre hindurch treu und eifrig dem Dienst des Herrn oblag, sein hl. Wort verkündet und durch ein auferbauliches Beispiel bestätigt hat, und den selbst die Gebrechen des Alters nicht abhalten konnten, seine seelsorglichen Pflichten mit Eifer zu erfüllen“.

„Machte den Gymnasial-Cursus in Düsseldorf, den philosophischen und theologischen in der Abtei Steinfeld. - Hat nur mittelmäßige Anlagen, scheint doch fleißig studiert zu haben. Seine Kenntnisse, insofern er sich an der praktischen Seelsorge betheilig hat, genügen. - Herr Steinbüchel ist ein würdiger Geistlicher und erbaut durch einen wahrhaft frommen Wandel. - Lebt übrigens ganz zurückgezogen. - Ist etwas eigensinnig und höchst unbeständig, jedoch in der Gemeinde von allen gelitten“.



Joh. Lambert Severin Weitz, Kaplan an St. Dionysius (1826-1830) gezeichnet von J. Weber, lithographiert von J. C. Baum. Original im Priesterseminar Köln.

18. Johann Lambert Severin Weitz, geb. am 23. 10. 1801 in Patterm. Die Priesterweihe wurde ihm am 28. 5. 1825 erteilt. Nachdem er 1 Jahr Vikar in Dahlen (Rheindahlen) gewesen war, kam er 1826 nach Krefeld. Er war wohl der begabteste und wissenschaftlich gebildetste unter den Kaplänen, die Reinartz gehabt hat, ein wirklicher Hermesschüler. Weitz war seinem Krefelder Pfarrer zeit lebens in Verehrung und Dankbarkeit verbunden. Er brachte das in der Festpredigt, die er beim silbernen Priesterjubiläum von Dechant Reinartz am 15. 5. 1844 gehalten hat, zum Ausdruck. Darin spricht er von Reinartz als einem Mann, „den ich nicht allein als Freund achte und hoch verehere, sondern auch dem ich nicht genug meinen Dank für die vielen Beweise der Liebe und für die väterliche Leitung beim Beginn meiner seelsorglichen Laufbahn ausdrücken kann“²⁷. 1830 wurde er Pfarrer in Wesseling. Er genoß in hohem Maße das Vertrauen seines Erzbischofs, in dessen Auftrag er 1832 Priesterausbildungsanstalten in Österreich und Bayern besuchte, um Anregungen für die Neuordnung des Seminars geben zu können. Spiegel übertrug ihm 1833 die Leitung des Priesterseminars - „der in das kirchliche Leben des Diözesanklerus eingreifendsten Stelle“ (so im Totenzettel) - und ernannte ihn ein

Jahr später zum Domkapitular. Nach dem Urteil des späteren Bischofs Konrad Martin von Paderborn, der im Kölner Seminar Schüler von Weitz gewesen war, hat Weitz als Präses einen außerordentlich günstigen Einfluß auf die Seminaristen ausgeübt. Viele Priester, die im Seminar unter seiner Leitung gestanden hatten, wandten sich später an ihn, wenn sie des Rates bedurften. - Spiegels Nachfolger Clemens August von Droste-Vischering begegnete ihm mit Mißtrauen.²⁸

1851 mußte Weitz aus Gesundheitsgründen die Leitung des Seminars aufgeben. Er zog sich in seine Heimat Patterm auf das Gut Volkershoven zurück und ist dort am 28. 5. 1858, seinem Weihetag, gestorben.

Reinartz zeigt in der Beurteilung seines Kaplans, daß Weitz sich seiner besonderen Wertschätzung erfreute.

„Den Gymnasial-Cursus machte er in Düren. Dann sein Triennium academicum in Bonn, und war zuletzt noch 2 Jahr im Seminar zu Coeln. Herr Weitz ist ein vielseitig gebildeter, die Wissenschaften liebender junger Priester. - Arbeitet in allen Vorkommenheiten des heiligen Amtes mit Eifer und mit Leichtigkeit. Tritt dabei ernst und

würdevoll auf. Ist zwar auf der Kanzel nicht so populär, wie die beiden Herren Schmitz, sagt doch eine wohlüberdachte und nützliche Predigt und wird gerne gehört. - Sein gutes Herz, das Niemanden (!) böse werden kann, zieht alle an, die ihn näher kennen lernen. Sein Wandel ist völlig tadellos“.

19. Franz Wilhelm Willems (Willems), geb. am 26. 4. 1802 auf dem Bovenschen Hof in Rumeln, Pfarre Hohenbudberg. Er hat nach der Priesterweihe, die er am 5. 4. 1826 empfing, nur eine Stelle bekleidet. Er war Vikar in seiner Heimatgemeinde Budberg beim Pfarrer Hermann Jacob Schmitz. Dort ist er am 26. 4. 1837 gestorben.

„Studierte zu Budberg beim Pfarrer Arentz. Hörte bei demselben auch 2 Jahr Philosophie und Theologie und war 2 1/2 Jahr im Seminar zu Coeln. - Ist beschränkt. Verrät auch wenig Trieb sich fortzubilden. Zeigt sich übrigens dienstfertig gegen seinen Pfarrer, und pünktlich in seinen Amtsverrichtungen. - Bescheidenheit, Charakterfestigkeit und Umgang mangeln ihm, weshalb ihm die Aufsicht und Leitung des Pfarrers Schmitz gut bekommt. - Er hat ein gutes Herz und wandelt fromm und erbaulich“.

Dechant Reinartz hat den Bericht über die in seinem Dekanat tätigen Geistlichen mit großer Sorgfalt und aus einer gründlichen Kenntnis der hier vorgestellten Persönlichkeiten niedergeschrieben. Obwohl er erst 3 Jahre Dechant bzw. 5 Jahre Oberpfarrer an St. Dionysius war, kannte er sich in seinem Dekanat aus. Die Verhältnisse in den 10 Pfarreien waren ihm vertraut. Mit den Pfarrern hatte er mehr als nur einen dienstlichen Kontakt. Die Kapläne kannte er durch die Begegnung mit ihnen bei der Visitation und bei sonstigen Anlässen, keineswegs nur durch die ihm von den Pfarrern erteilten Auskünfte. Der Leitfaden in der Charakterisierung der Pfarrer und Kapläne ist naturgemäß in allen Berichten derselbe. Nach Darlegung des Studienganges ist von den geistlichen Anlagen und Fähigkeiten des Betroffenen die Rede. Die Frage des früheren und jetzigen Studiums spielt eine entscheidende Rolle. Reinartz ist wie sein Erzbischof davon überzeugt, daß der Priester seiner Aufgabe als Seelsorger nur gerecht werden kann, wenn er auf seine wissenschaftliche Weiterbildung Wert legt. Dazu gehört die Bekanntschaft mit der neueren theologischen Literatur, zum wenigsten aber die Bereitschaft, theologische und auf die Seelsorgspraxis bezogene Bücher zu lesen und „mit der Zeit fortzuschreiten“. Einen besonderen Rang in der Wertung des Dechanten nimmt die Tätigkeit auf der Kanzel und in der Schule ein. Die lehrhafte Seite an der Religion wird stark betont. Gewissenhaftigkeit, Eifer und Fleiß in der Ausübung des Berufes sind Reinartz in seiner Beurteilung wichtig. Auch die menschliche Seite des Priesters wird gewertet,

wenn von dem Verhältnis zwischen Pfarrer und Kaplan oder von den Kontakten zu den Mitbrüdern im Dekanat und zu den Gläubigen in der Gemeinde die Rede ist. Dazu gehören auch die Umgangsformen des Priesters; sie haben etwas mit seinem Charakter, mit seiner Lebensführung zu tun und beeinflussen seine Wertschätzung bei den Gläubigen. Was in dem Bericht nicht einmal gestreift wird, ist das Eingehen auf das religiöse Leben des Priesters. Wohl deshalb, weil sich das der Beurteilung eines Dritten entzieht. Bemerkungen wie die über den „schlichten und frommen Wandel“, über „einen des Priesters würdigen Wandel“ u. ä. wirken wie Floskeln, meinen aber nicht bloß Äußerliches, sondern eine religiöse Grundhaltung, aus der das Wirken und Tun des Priesters hervorgeht.

Wenn man heute auch die Akzente hier und da anders setzen würde, im wesentlichen sind die Kriterien, die Reinarz seiner Beurteilung zugrunde legt, auch heute noch gültig. Reinarz hat seinem Bischof mehr vorgelegt als einen Personal-Schematismus - den es damals noch nicht gab -, er hat ihm geholfen, die Priester des Landdekanates Krefeld kennenzulernen. Und gerade das war es, worum es Erzbischof Spiegel ging.

Gottfried Reinarz, Kaplan an St. Dionysius (1819-1824) und Oberpfarrer daselbst (1825-1863). Lithographie. Foto Stadtbildstelle Krefeld.



Anmerkungen: 1. Walter Lippens, Ferdinand August Graf Spiegel, 1965, S. 305. - 2. W. Lippens, Ferdinand August, S. 313, 316. - 3. Heinrich Schrörs, Die Kölner Wirren, 1927, S. 62. - 4. H. Schrörs, Die Kölner Wirren, S. 64. - W. Lippens, Ferdinand August, S. 345. - 5. H. Schrörs, Die Kölner Wirren, S. 65. - 6. W. Lippens, Ferdinand August, S. 346. - 7. W. Lippens, Ferdinand August, S. 347. - H. Schrörs, Die Kölner Wirren, S. 65. - 8. W. Lippens, Ferdinand August, S. 347. - H. Schrörs, Die Kölner Wirren, S. 64/65. - Norbert Trippen, Das Domkapitel und die Erzbischofswahlen in Köln 1821-1929, 1972, S. 49-64 stellt dem Charakter Münchens ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Er zeigt das an den Intrigen, mit denen München versuchte, nach Spiegels Tod zum Kapitularvikar gewählt zu werden. - 9. H. Schrörs, Die Kölner Wirren, S. 64. - 10. W. Lippens, Ferdinand August, S. 349. - H. Schrörs, Die Kölner Wirren, S. 62. - H. Schrörs, Hermesianische Pfarrer, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein (abgekürzt: AHVN) 103, S. 37. - Rud. Besouw, Johann Heinrich Gottfried Reinarz, in: Krefelder Studien 1 (1973), S. 134. - 11. W. Lippens, Ferdinand August, S. 350. - 12. Historisches Archiv des Bistums Aachen Gvd Krefeld 2, I (18137) Visitationen 1827-1819 [abgekürzt BDA 18137], Bl. 26 ff. - 13. Historisches Archiv des Bistums Aachen Gvd Krefeld 1, I (18136) Allgemein 1827-1823 [abgekürzt BDA 18136] Bl. 82 ff. - 14. BDA 18137 Bl. 27. - 15. BDA 18137 Bl. 35 u. 37. - 15 a) 1814 waren Teile der mittelalterlichen Kirche eingestürzt. Die Schäden waren so groß, daß an eine Renovierung nicht mehr zu denken war. Man richtete den Teil der Kirche, auf dem das Dach unbeschädigt geblieben war, für den Gottesdienst ein und ging an die Planung eines Neubaus. Der Gouverneur im Roerdepartement empfahl in einem Schreiben an die Bürgermeister und Pfarrer der Kreise Aachen, Köln, Kleve und Malmédy eine Kollekte zugunsten des Linner Kirchbaues, die eine Summe von 2 168 Reichstälern erbrachte. - Es ist zu vermuten, daß in Linn ebenso wie in Uerdingen Anton Becks aus Gangelst der Bau-

meister war. Der Grundstein wurde am 14. 5. 1819 gelegt, die Einweihung der Kirche fand am Sonntag vor Fronleichnam 1820 statt. (Pfarrarchiv Linn - Eva Brües, Der Katholische Kirchenbau im heutigen Stadtgebiet Krefelds im 19. Jahrhundert, in: Katholisches Krefeld, 1974, S. 190. - 16. AHVN 106, S. 142. - Rudolf Besouw, Aegidius Mertens (1773-1837) - seine Gedanken über die Verwendung der deutschen Sprache in der Liturgie, in: Heimat 48, 1977, S. 38 ff. - 17. Pfarrarchiv Lank - Das Bild ist nicht mehr auffindbar. - 18. Franz Josef Seeber, Priester der Diözese Würzburg, leitete von 1815 bis 1818 das katholische Gymnasium in Köln, ehe er 1818 als Professor für Dogmatik und Moral nach Bonn benannt wurde. - 18a. Eva Brües, Die Denkmäler des Rheinlandes: Krefeld 2, 1967, S. 34 ff. - 19. AHVN 103, S. 98 ff. - 20. AHVN 103, S. 109-117. - 21. Alois Sebastian Arentz, 1802 bis 1822 Pfarrer in Hohenbudberg, hat 1809 Privatkurse für Studierende eingerichtet, die von 40 bis 50 Schülern besucht wurden. Im Dekanat Krefeld sind 5 Priester dadurch für das Seminar in Köln vorbereitet worden: Jakob Schmitz, sein Bruder Rupert, Franz Anton Grutterer, Stephan Stapper, Franz Wilhelm Willms. - Jakob Schmitz wurde 1822 Nachfolger seines 1. Lehrers in Philosophie und Theologie. - 22. AHVN 103, S. 94/95. - Rud. Besouw, Johann Heinr. Gottfr. Reinarz in: Krefelder Studien 1, 1973, S. 127. - 23. W. Lippens, Ferdinand August, S. 353/54. - 24. AHVN 103, S. 98. - 24a. Seeber stand in Bonn in scharfer Konkurrenz zu Hermes. So wie Hermes an Kant geschult war, war Seeber von der Philosophie Schellings beeinflusst. Theologie war für ihn philosophische Religionslehre, Religion Erkenntnis durch Gott. Die Spannungen innerhalb der Fakultät wurden dadurch gelöst, daß Seeber 1825 einen Ruf an das Staatliche Collegium Philosophicum in Löwen annahm. (H. Schrörs, Geschichte der kathol.-theolog. Fakultät zu Bonn 1818-1831, S. 35 ff. - E. Hegel, Georg Hermes, in: Bonner Gelehrte (Kathol. Theologie) 1968, S. 22 ff. - W. Lippens, Ferdinand August, S. 324. - 24b. Alois Buchner, geb. am 20. 4. 1783

in Mumau, gest. am 29. 8. 1869 als Domkapitular in Passau, trat 1799 als Novize in die Benediktinerabtei Benediktbeuren ein. Nach der Säkularisation studierte er von 1803 bis 1806 Theologie in Landshut und stand Sailer nahe. Daß Sailer ihn für einen tüchtigen theologischen Lehrer hielt, geht aus einem Brief Sailer an König Ludwig I. vom 22. 11. 1827 hervor: „Da Hortigs Lehrstuhl leer geworden, habe ich den Tüchtigsten, den ich in ganz Bayern dafür erkenne, Alois Buchner, bisher Professor der Dogmatik in Würzburg, als Lehrer der theologischen Moral an der Münchener Universität empfohlen... Der Trost, den Würdigsten an die ihm angemessene Stelle gebracht zu haben, ist mir der süßeste“. (Hubert Schiel: Johann Michael Sailer, Briefe, Regensburg 1962, S. 518 u. 585). - 25. Klaus Eichenberg, Der Stadtbaumeister Heinrich Johannes Freyse, 1970, S. 40-53. - 26. AHVN 103, S. 99. - 27. Die Feste der katholischen Gemeinde Crefeld im Jahre 1844, 3. Teil S. 6. - 28. Hermann Jos. Hecker, Chronik der Regenten, Dozenten und Ökonomen im Priesterseminar des Erzbistums Köln 1615-1950, 1952, S. 159. - H. Schrörs, Die Kölner Wirren, S. 427, 432.

Sand, Kies, Ton und Lehm

Bodenschätze im Heimatraum

von Bertold Dolezalek

Bei dem Begriff Bodenschätze denkt man zunächst an Kohle, Erdöl oder Erz. Die meist oberflächennah gewinnbaren Steine und Erden, schlicht als nutzbare „Fest- oder Lockergesteine“ bezeichnet, werden als Massenrohstoffe im allgemeinen weniger wertvoll eingeschätzt. Sie haben aber dennoch als mineralische Bau- und Industriewerkstoffe große wirtschaftliche Bedeutung.

Im Niederrheingebiet, also auch in der Umgebung von Krefeld, werden nutzbare Lockergesteine in großen Mengen abgebaut und in überwiegendem Maße der Bauwirtschaft zugeführt. So werden zum Beispiel über 70 % der in Nordrhein-Westfalen verbrauchten Baukiese und -sande in der Niederrheinischen Bucht abgegraben.

Den Reichtum an nutzbaren Lockergesteinen verdankt die Niederrheinische Bucht ihrer jüngeren geologischen Geschichte. Seit dem ausklingenden Mesozoikum (Erdmittelalter), also seit etwa 80 Millionen Jahren, senkt sich das heutige Niederrheingebiet muldenförmig ein und ist in diesem Zeitraum überwiegend von Sanden und Kiesen, Schluffen und Tonen sowie von mächtigen Torfablagerungen, die zu bedeutenden Braunkohlenlagerstätten geführt haben, erfüllt worden.

Das langsame beckenförmige Einsinken der Niederrheinischen Bucht wird seit langer Zeit von tektonischen Bruchbewegungen begleitet, die Erdbeben auslösen und weithin durchhaltende, Nordwest-Südost streichende Verwerfungen hinterlassen haben. Durch diese tektonischen Bruchzonen ist die südliche Niederrheinische Bucht in drei große Schollen zerlegt wor-

den, die von Südwesten nach Nordosten als Rurscholle, Erftscholle oder Erftbecken und Kölner Scholle bezeichnet werden. Der Raum von Krefeld liegt auf der nordwestlichen Fortsetzung der Kölner Scholle.

Im Untergrund des Krefelder Raumes befinden sich etwa 250 m mächtige alttertiäre (oligozäne), überwiegend feinkörnige, tonige Sande und sandig-tonige Mergel. Sie sind im Meere abgelagert worden und enthalten Glaukonit (glimmerartiges Eisen-Aluminium-Silikat, typisch für Meeresablagerungen). Diese oligozänen Sande lagern direkt auf den Schichten der Steinkohlenformation (Karbon) und sind von 10 bis 40 m mächtigen eiszeitlichen (pleistozänen) Terrassenablagerungen aus Kiesen und Sanden bedeckt. Der obere Boden besteht im allgemeinen aus etwa 1 bis 2 m starken, mehr oder weniger sandigen Lehmen, deren Ablagerungen in die erdgeschichtliche Gegenwart (Holozän) überleiten. Eiszeitalter (Pleistozän) und Nacheiszeit (bis in die Gegenwart) werden als Quartär zusammengefaßt.

Im Krefelder Gebiet sind die quartären Kiese und Sande örtlich von einigen Metern starken tonig-torfigen Einlagerungen durchsetzt, die altersmäßig in die Holstein-Warmzeit eingestuft worden sind.

Die quartären kiesig-sandigen Ablagerungen im Südwestteil von Krefeld werden als Mittelterrassenabsätze bezeichnet. Ihre Oberfläche liegt einige Meter höher als die der Kiese und Sande im Nordostteil der Stadt, welche der Niederterrasse angehören.

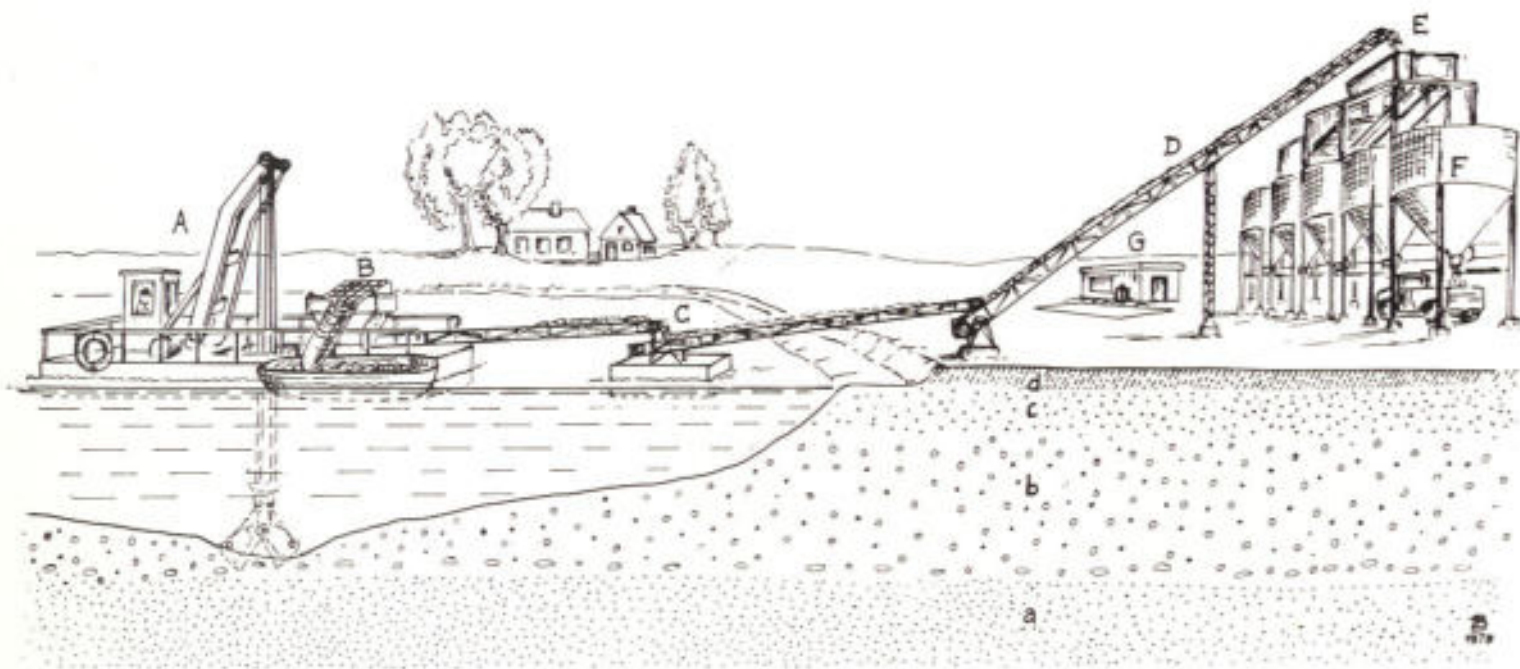
Während die tertiären Meeressande im Bereich von Krefeld erst in Tiefen von 10 bis 40 m unter der Geländeoberfläche angetroffen werden, streichen sie weiter westlich, und zwar im Zuge der Süchtelner Höhen, in der Geländeoberfläche aus. Wo sie dort nicht zutage anstehen, sind sie von geringmächtigen quartären Ablagerungen, die dort zur altpleistozänen Hauptterrasse gehören, überdeckt.

Noch weiter westlich, zum Beispiel im Gebiet von Brüggen, schalten sich zwischen die alttertiären Feinsande und quartären Kiessande jungtertiäre und altquartäre Schichten ein, die sich aus Kiesen und Sanden, Tonen mit Einlagerungen von Torfen und Braunkohlen zusammensetzen.

Nach diesen kurzen Angaben über den Aufbau des oberen Untergrundbereiches im Raum Krefeld und westlich davon soll auf die nutzbaren Lockergesteine und ihre Verwendung näher eingegangen werden.

Baukiese und -sande

Infolge der schnell wachsenden Wohngebiete sowie der Gewerbe- und Industrieansiedlung, verbunden mit umfangreichem Verkehrswegeausbau, haben sich im niederrheinischen Raum während der vergangenen Jahrzehnte zahlreiche Kieswerke niedergelassen. Diese gewinnen, überwiegend im Naßabbau, in erster Linie Be-



tonkies und Bausand. Rund 60 % des abgegrabenen und aufbereiteten Kiessandes werden als Betonzuschlag verarbeitet. Das übrige Material, also der abgesiebte Sand, wird zum großen Teil als Mauer- und Putzsand verbraucht. Nicht aufbereiteter Kiessand wird als Auffüll- oder Dammschüttmaterial verwendet oder, sofern der Feinkornanteil nicht zu hoch ist, als Frostschutzschicht im Straßenbau eingesetzt. Weiterhin werden abgesiebte oder kiesfreie Sande zur Produktion von Kalksand-

steinen oder Zementformsteinen benötigt. Schon aus diesen wenigen Angaben geht hervor, daß Kiese und Sande einen großen Anwendungsbereich im Hoch- und Tiefbau haben.

Der im Raum Krefeld verbreitete Kies, welcher im Handel als Rheinkies bezeichnet wird, besteht vorwiegend aus Gang- oder Milchquarzen, Quarziten, Sandsteinen, Grauwacken, Tonsteinen und Vulkaniten

Abb. 1: Schemaskizze einer Naßauskiesung am Niederrhein.

Abb. 2: Kieswerk mit Naßgewinnung in Krefeld-Benrad mit Schwimmgreifer, Transportband, Aufbereitungsanlage und - von den Silos verdeckt - Mischeinrichtung für Transportbeton.





Abb. 3: Etwa 5 m hoher Abbaustoß in der Formsandgrube zwischen Lobberich und Grefrath.

(Quarzporphyre, Melaphyre, Basalte, Trachyte und Latite) sowie aus einigen Kiesel-schiefern, Glimmerschiefern, Gneisen und vereinzelt Graniten. Da die Anzahl harter Gemengteile überwiegt und das „Grobkorn“ im allgemeinen verhältnismäßig gut gerundet ist, eignet sich der Kiessand des Niederrheingebietes recht gut als Betonzuschlag.

Die Aufbereitung der Kiese und Sande, also das Waschen des Fördergutes und seine Trennung (Klassierung) geschieht in Sieb- und Siloanlagen, welche hierzulande häufig anzutreffen sind und nicht immer die Landschaft zieren. Die gängigen Kornklassen, die vor allem auf Betonzuschlag abgestimmt sind, liegen in den Korngrößen-gruppen von 0 bis 2, 2 bis 8, 8 bis 16 und 16 bis 32 mm. Die groben Fraktionen (Grobkies und Steine), also die Körnungen über 32 mm Durchmesser können nach Bedarf gebrochen werden. Vielfach wird das „Überkorn“ verkippt oder unverändert veräußert, weil das Brechen sehr energieaufwendig ist.

Auf der Abbildung 1 ist das Schema einer Kiessand-Naßgewinnung, wie sie am Niederrhein häufig anzutreffen ist, dargestellt. Der Schichtenschnitt zeigt von unten nach oben feinkörnige Sande (a), die tertiären Alters sein könnten, darüber Kiese und

Sande (b), die dem Pleistozän zuzuordnen wären; schließlich Sande und Lehme (c und d), die dem Holozän angehören. Die oberen Sande, soweit sie lehmhaltig sind, und die Lehme einschließlich Mutterboden werden vor dem Ausbaggern des Kiessandes entfernt und deshalb als „Abraum“ bezeichnet.

Das Baggergut, also der Kiessand, wird mit einem Schwimmgreifer (A) vom Grund des Baggersees heraufgeholt. Vor dem Aufschütten auf das Transportband werden die Gerölle über 130 mm Durchmesser auf einem Rost (B) abgeschieden und - in diesem Falle - in einen Kahn gekippt. Das übrige Material wird über ein Schwimmband (C) und ein Landband (D) zur Siebanlage (E) transportiert. Dort wird es durch Überbrausen von restlichen bindigen (schluffigen) Bestandteilen befreit und gleichzeitig mit rüttelnden Sieben in mehrere Korngruppen getrennt, nachdem vom obersten Sieb der Anlage das „Überkorn“ (32 bis 130 mm Durchmesser) abgefangen worden ist. Der weitere „Siebdurchgang“ enthält Korngrößen zwischen 0 und 32 mm und wird gewöhnlich nach den bereits aufgeführten Kornklassen getrennt. Die einzelnen Kornfraktionen oder bestimmte Mischungen aus Kies und Sand werden in die Silos (F) verteilt und von dort aus in Transportfahrzeuge abgefüllt. Vor Verlassen

des Kieswerkes werden Fahrzeug und Ladung auf einer Brückenwaage (G) gewogen (Abb. 1). Abbildung 2 zeigt eine Naßauskiesung im Stadtgebiet von Krefeld.

Ein mittleres Kieswerk kann unter normalen Abbaubedingungen pro Tag 800 bis 1200 t Betonkies und Bausand produzieren. Gewöhnlich entsteht bei der Betonkiesproduktion ein Sandüberhang, so daß außerhalb der gefüllten Silos noch Sandvorräte aufgehäuft werden.

Weil der Kiessand als relativ billiges Massenprodukt sehr transportkosteneffizient ist, wird angestrebt, ihn möglichst in der Nähe des Bedarfsortes zu gewinnen.

Formsand

Der bereits erwähnte oberoligozäne, feinkörnige Sand, welcher im Zuge der Süchtelner Höhen stellenweise in der Geländeoberfläche oder dicht darunter ansteht, eignet sich als Form- oder Gießereisand.

Heute ist die Verwendung natürlicher Formsande zugunsten reiner präparierter Quarzsande, deren Beschaffenheit auf spezielle Verfahren in der Metallgießerei abgestimmt werden, zurückgegangen. Bis in die fünfziger Jahre wurde im Raum

Abb. 4: Tonabbau an der Umgehungsstraße von Brüggen/Ndrh. Die Meßlatte ist 3 m lang. Der Ziegelbruch am Boden, Dachpfannen und Hohlsteine, stammen aus der Produktion des tonabbauenden Werkes.



Süchteln der Formsand noch in größeren Mengen abgebaut. Danach wurde dort die Gewinnung nur noch in ganz geringem Umfange weitergeführt. Zur Zeit wird der Formsand der Süchtelner Höhen in größeren Mengen nur noch zwischen Lobberich und Grefrath gewonnen (Abb. 3).

Formsande, auch als Gießerei- oder Kernsande bezeichnet, werden in der eisenverarbeitenden Industrie sowie in der Leichtmetall-, Grau- und Tempergießerei benötigt. Unpräparierte Formsande sollen möglichst gleichkörnige Feinsande mit tonigen Anteilen sein, die zwischen 6 und 20 % liegen können oder noch andere Beimengungen enthalten, zum Beispiel den bereits erwähnten Glaukonit. Der Formsand muß formbar und feuerfest sowie infolge gleichmäßiger Porosität gut gasdurchlässig sein.

Ton

Im deutsch-niederländischen Grenzgebiet, im Raum Bracht, Brüggen, Niederkrüchten befinden sich nutzbare Tonvorkommen überregionaler Bedeutung. Dort liegen zwei tonführende Schichtenfolgen übereinander, und zwar die jungtertiären (pliozänen) Reuver-Schichten und die alt-

quartären, zwischeneiszeitlichen Tegelen-Schichten (Abb. 4).

Die Tone aus beiden Schichtenfolgen eignen sich zur Ziegelherstellung und sind bereits im 19. Jahrhundert in ihren grenznahen niederländischen Ursprungsorten Tegelen und Reuver gewonnen und verarbeitet worden.

Um die letzte Jahrhundertwende sind auf deutscher Seite im genannten Raum mehrere Dampfziegeleien entstanden. Allein in Bracht wurden zwischen 1896 und 1900 sechs Betriebe gegründet und haben damit, nach dem wirtschaftlichen Niedergang der Hauswebereien in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, neues Gewerbeleben in die Gemeinde gebracht. Ein großer Teil der damals errichteten Ziegeleien produziert heute noch (Abb. 5).

Die beiden Tonfolgen Reuerton und Tegelenton enthalten teils fette, teils schluffig-sandige oder kohlige Lagen. Sie sind zwischen 2 und 5 m mächtig und liegen in den Abbaugebieten wenige Meter unter der Geländeoberfläche. Ursprünglich sind diese Tone vorwiegend zu Dachziegeln verarbeitet worden. Heute werden darüber hinaus Klinker, Gittersteine, Porotonsteine, Baufertigteile und Steinzeugwaren produziert.

Lehm

Lehmböden sind in Krefeld und Umgebung weit verbreitet. Der Lehm ist ein Gemenge aus feinstkörnigem Quarz mit Tonmineralien. Lößlehm, der hier vorherrscht, ist aus teils umgelagertem, weitgehend entkalktem Löß entstanden. Außer den Lößlehmen sind in den Flußniederungen Auenlehme, die sich aus angeschwemmtem Flußschlamm gebildet haben, abgelagert worden.

Der mehr oder weniger sandige Lehm ist ein uralter Baustoff, der sowohl luftgetrocknet als auch gebrannt weltweite Anwendung findet. Luftgetrocknete Lehmgebäude, bereits aus der Vorgeschichte bekannt, sind auch in Mitteleuropa weit verbreitet gewesen.

Das Bauen mit gebrannten Lehmziegeln hat im Laufe der Geschichte Zeiten der Blüte und des Niederganges erlebt. Nachdem zum Beispiel im 17. Jahrhundert die Produktion gebrannter Ziegel auf niedriger Stufe stand und im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Lehmziegel in meilerartigen Feldbrandöfen hergestellt wurden, erschienen um 1860 die ersten Ringöfen und mit ihnen dampfangetriebene Ziegelpressen. Die Feldbrandziegeltechnik erlosch um 1900.



Abb. 5: Ziegelwerk in Bracht, in dem Reu ver- und Tegelentone zu Großformat-Gittersteinen verarbeitet werden.

Abb. 6: (Farbdia) Stillgelegter Ringofen in Bedburg, in dem Lehmziegel gebrannt wurden.



Heute ist die Ziegelherstellung auf Lehm-basis stark zurückgegangen. Nur dort, wo Löß und Lößlehm größere Mächtigkeiten aufweisen, wie zum Beispiel bei Erkelenz und Rheindahlen oder wo tonreiche Auenlehme größerer Stärke vorhanden sind, wie bei Emmerich und Kleve, hat die Produktion von Klinkern und Vormauersteinen noch überörtliche Bedeutung.

Ringöfen, die durchaus leistungsfähig waren, sind nach und nach von Tunnelöfen verdrängt worden. Am Niederrhein sind nur noch ganz wenige vorhanden und auch von diesen nur noch einzelne in Betrieb. Meist sind sie schon von weitem an ihren altersgebeugten, durch Sinterung verbotenen Schornsteinen zu erkennen (Abb. 6).

Rohstoffabbau und Umweltfragen

Die Gewinnung nutzbarer Lockergesteine, insbesondere der Kies- und Sandabbau, führt zwangsläufig zu Interessenkollisionen. Neben Eingriffen in das Landschaftsbild ist in vielen Fällen die Grundwassergewinnung betroffen.

Um die Wiedernutzbarmachung des durch Abgrabungen in Anspruch genommenen Geländes sicherzustellen, ist in Nordrhein-Westfalen am 21. November 1972 das Gesetz zur Ordnung von Abgrabungen verkündet worden.

Bevor eine Abgrabung vom Regierungspräsidenten genehmigt wird, sind von verschiedenen Behörden Stellungnahmen zum Abgrabungsantrag einzuholen. Hierzu äußert sich das in Krefeld beheimatete Geologische Landesamt Nordrhein-Westfalen gegebenenfalls zu den Lagerstättenverhältnissen, zu Fragen der Grundwassergewinnung und -erneuerung sowie der Grundwassergefährdung durch Freilegung des Grundwasserspiegels oder durch Verfüllung der abgeschlossenen Abgrabung in Hinblick auf mögliche Schad- oder Giftstoffe im vorgesehenen Verkipfungsmaterial. Ferner werden Empfehlungen zur Rekultivierungsform abgegeben.

Das Geologische Landesamt NW ist darüber hinaus an der Erkundung und Sicherung bauwürdiger Rohstoffvorkommen in groß- und kleinregionalen Raumordnungsplänen laufend beteiligt.

Abb. 6: Stillgelegter Ringofen in Bedburg, in dem Lehmziegel gebrannt wurden.

125 Jahre Werbung für ein schöneres Krefeld

Jubiläum des Verkehrsvereins

von Ernst Hoff

Das Jubiläum des 125jährigen Bestehens des Verkehrsvereins Krefeld e. V. läge längst bei den Akten, hätte im Jahre 1850 schon der erste Anlauf zum Ziele geführt, einen „Verein zur planmäßigen Ausführung und Verschönerung der Stadt Krefeld“ ins Leben zu rufen. Die Verhältnisse standen ihm entgegen. Oberbürgermeister Ludwig Heinrich Ondereyck, seit zwei Jahren an der Spitze des 40000 Einwohner zählenden, bei häufiger Krisenbedrängnis schnell und stetig wachsenden Gemeinwesens, hatte zur Gründungsversammlung aufgerufen. Bürgerhilfe sei erforderlich, ließ er wissen, sonst „müßte die Hoffnung auf lange Zeit aufgeschoben werden, die Plätze und Straßen des ausgebauten Theiles unserer Stadt dem ungehemmten Verkehr freigegeben zu sehen.“ Per Zeitungsanzeige mußte er wegen der „unvorhergesehenen Wende der politischen Verhältnisse“ seine Einladung zurücknehmen, um „die Angelegenheit in ruhigen Zeiten zur Verhandlung zu bringen.“

Eine Neubelebung erfuhr der Vereinsgedanke Anfang 1853 anlässlich der gärtnerischen Gestaltung des Ostwalls nördlich der Moerser Straße. Unter dem 26. Januar legte Gartenarchitekt Custodis aus Neuss dem Oberbürgermeister zwei Pläne vor, die alternativ „eine Gestaltung nach englischem oder französischem Geschmack“ vorsahen und erläuterte sie. Große Bedeutung wurde dabei einer besonders schönen Baumbepflanzung zugemessen. Pläne und Begleitschreiben wurden dem Honoratiorenkreis zugeleitet, der sich schon drei Jahre zuvor zur Vereinsgründung zusammengefunden hatte. In einem Randver-

Verein
zur planmäßigen Ausführung und Verschönerung der Stadt
Krefeld.

Unsere Aufforderung vom 12. d. M. zur Bildung eines Vereins zu dem oben angegebenen Zwecke, hat eine erfreuliche Theilnahme gefunden und sind bereits ansehnliche Beiträge gezeichnet worden.

Dem Beschlusse der Versammlung gemäß, werden binnen Kurzem die Listen zur ferneren Theilnahme in Umlauf gesetzt werden, welche um so mehr erwartet werden darf, als es sich um die Förderung eines allgemeinen städtischen Interesses handelt.

Gleichzeitig bringen wir den Entwurf der betreffenden Statuten zur Kenntniß, mit dem Bemerken, daß die nähere Discussion und Feststellung derselben einer demnächst zu berufenden Generalversammlung der Theilnehmer vorbehalten bleibt.

Krefeld, den 22. April 1853.

Das provisorische Comité,
Namens desselben:
Ondereyck, Oberbürgermeister.

merk äußerte sich Ondereyck dahin, daß es für die Genehmigung dieser „wesentlichen Verschönerung“ durch den Gemeinderat darauf ankomme, ob die Nachbarschaft sich auch an den Mehrkosten gegenüber einer gewöhnlichen Bepflanzung beteilige. Sie tat es, und der Gemeinderat erteilte die Genehmigung.

Ein zweiter Anstoß ging von der Umänderung und Verschönerung des Friedrichsplatzes aus, für die einige Bürger am 3. Februar 1853 plädierten und dazu einen Plan

von Custodis vorlegten. Auf Kosten der Antragsteller kam die Umänderung zustande.

Der Mitgestaltungswille maßgebender Bürger an der Verschönerung ihrer Stadt war offenkundig, und so fand sich am 18. April 1853 im Theatersaal des Hotels de la Redoute ein Komitee zusammen, das die Vereinsgründung vorbereitete. Die im „Krefelder Kreis- und Intelligenzblatt“ vom 24. April als Entwurf veröffentlichten Statuten formulierten in § 1 als Zweck des Vereins:

KREFELD UERDINGEN AM RHEIN



KREFELD - UERDINGEN A. RH.

Gepr. Lantersandstraße 10, Uerdingen, Kreis Wesel, 42699 Uerdingen

Seitengröße 10 Pfg.

Broschüre, herausgegeben vom Stadtverkehrsamt Krefeld-Uerdingen, zu einer Zeit, in der Aktivitäten des Verkehrsvereins nicht gefragt waren.

„Der Verein bezweckt die Erweckung zur Theilnahme an der Verschönerung der Stadt Crefeld und deren Umgebung, und verwendet seine Kräfte auf die Verbesserung bestehender und auf die Begründung neuer, der Gesamtheit nützlichen und angenehmen öffentlichen Anlagen und Einrichtungen, insbesondere auf die Wegräumung der, der Ausführung des Stadtbauplanes entgegenstehenden Hindernisse, unter Mitwirkung resp. im Einverständnis mit der städtischen Behörde. Alle Privat- und Localinteressen stehen unbedingt dem allgemeinen Interesse nach, und sind die in dieser Hinsicht von dem Verwaltungsrathe gefaßten Entschlüsse auf das Vertrauen der Theilnehmer gegründet“. Die konstituierende Gründungsversammlung des Vereins, die die Statuten genehmigte, einen Verwaltungsrat von 25 Personen unter Vorsitz von Johann Hermes und

eine sechsköpfige Direktion wählte, fand am 4. November 1853 statt.

Die vorhandenen Nachrichten über die ersten Aktivitäten des Vereins sind leider sporadisch. Immerhin wurde er nachweisbar an der Ausführung der Ostwall-Anlagen zwischen Südwall und Hansastraße 1862 beteiligt. 1872 und 1873 nahm die Stadt gerne die finanzielle Hilfe des Vereins bei der weiteren Ausgestaltung von Ostwall und Südwall entgegen, ebenso noch 1880. Die Stadtverwaltung stellte aber 1881 fest, daß der Verein mit Vollen- dung der vier Wälle seine Aufgabe als gelöst angesehen und seit einigen Jahren seine höchst anerkanntswürdige Tätigkeit eingestellt habe. Man hielt ihm vor, welche Aufgaben auf einen neuzugründenden Verein warteten und lud für den 1. August ein provisorisches Komitee ein. Am 17. August kam es dann im großen Saal des Rathauses zur Neugründung des Verschönerungsvereins.

Mit leichten Veränderungen übernahm man die Statuten von 1853. Ein neuer Ausscheidungsmodus sorgte für alljährliche teilweise Erneuerung des Vorstandes, der Oberbürgermeister aber und der Stadtbau- meister blieben dessen ständige Mitglieder.

Der Verschönerungsverein sah nun seine Aufgabe darin, der zumal in den unteren Schichten oft von großer Not bedrängten Bevölkerung im Hülser Bruch und auf dem Hülser Berg durch Aufforstung, Anlage von Wegen und Aufstellung von Bänken ein großes, geschlossenes und einladendes Erholungsgebiet zu schaffen. Man ließ auch die freundliche Zutat eines Aussichtsturms nicht fehlen, er trug, wie konnte es anders sein, den Namen Bismarckturm. Die Innenstadt bereicherte man um Grünanlagen am Ost-, Süd- und Westwall und am Friedrichsplatz. Ein Wetterhäuschen mit zugehörigen Instrumenten und mit einer Uhr wurde in der Stadtmitte etabliert. Es hielt den Verein mit Diskussionen lange in Atem, desgleichen der Wunsch, in den Anlagen Springbrunnen und auf den Plätzen Kunstwerke, wenn aber nicht anders möglich, auch nur Kopien von solchen, aufzustellen. Den Schutz der Anlagen glaubte man durch Warntafeln sichern zu müssen. Man stellte sie sich in besonders hübscher Ausführung vor und ließ darum Prospekte der Berliner Pferdeisenbahn kommen, deren gußeiserne Halteschilder man für vorbildlich ansah. Schließlich aber ließ man das Vorhaben der Warntafeln fallen, da man „ihre Wirksamkeit in der Verhütung von Schäden bezweifelte“.

Die beachtliche Zahl der Mitglieder bewegte sich in diesen Jahren um 600. Es geschah auch, daß 40 Mitglieder geschlossen austraten, entrüstet darüber, daß man der Errichtung einer Bedürfnisanstalt einen Baum opferte. Ein Notdurft-Gehäuse wurde ob seiner rohen Form getadelt, man wünschte sie durch eine zierlichere ersetzt. Den Kassenbestand ließ sich Oberbürgermeister Küper im Jahre 1886 mit 3628 Mark, in der Sparkasse hinterlegt, melden. Nicht alle Mitglieder blieben bei dem Jahresbeitrag von drei Mark. Witwe Jentges etwa, Rentnerin von der Steckendorferstraße 50, zahlte 25 Mark und L. F. Seyffardt, Kaufmann von der vornehmen Friedrichstraße gar 100 Mark.

Aber es kam auch Unbill über den Verein. Im Vorstand gab es Krach und Austritte, aus der Bürgerschaft vernahm man Kritik. Eine Zeitung brachte ein gereimtes Pamphlet mit dem Titel „Der Knochen“, in dem es unter anderem hieß:

Aber wenn das Schweinchen hager,
Ist der Knochen gleichfalls mager.
Zornerfüllt ein jeder spricht:
„Knochenbein, dich mag ich nicht,
Seh' ich dich, so fällt mir ein
Krähenfelds „Verkehrsverein!“

Dem Knochen, wollte der Spötter sagen, fehlte das Fleisch amtlicher Unterstützung und betuchter Mitglieder.

Eine zweite Erneuerung führte 1898 zum „Krefelder Verkehrsverein e. V.“. Ange-

sichts der schnell sich entwickelnden Industrialisierung, deren wirtschaftlichen Segen man sich auch für Krefeld erwünschte, wandte man sich, über die innerstädtischen Aktivitäten hinaus, einem neuen Feld der städtischen Werbung zu. Man empfahl Krefeld als hervorragend geeigneten Platz für industrielle Anlagen und verwies auf das reichlich zur Verfügung stehende „männliche Arbeitermaterial, da die hiesige Industrie vornehmlich weibliche Arbeitskräfte beschäftigte“. Ein an der Ecke Rheinstraße und Friedrichstraße eingerichtetes „Bureau“ hielt zur Benutzung durch die Bürger neben dem hiesigen die Adreßbücher vieler deutscher Städte, das Reichskursbuch, das Reichstelefonverzeichnis und das Bürgerliche Gesetzbuch bereit. Eine neu installierte öffentliche Fernsprechstelle verzeichnete als Jahresfrequenz 140 Auswärts- und 3500 Ortsgespräche. In dieser Zeit dehnte der Verkehrsverein seine Aufgaben auf allgemeine stadtwerbliche Funktionen aus, die er als „geeignete publizistische und belehrende Tätigkeit, um das Ansehen der Stadt hier und auswärts zu heben“, verstand. Er gab Postkarten und Prospekte heraus. 1903 zählte er 680 Mitglieder mit einem Jahresbeitragsaufkommen von 3000 Mark. Offensichtlich verdankte der Verein den Aufschwung dieser Zeit dem städtischen Beigeordneten Dr. Richard Bertram, der siebzehn Jahre sein Vorsitzender war. Auch in den Bemühungen um Normaluhren und „Retiraden“ ohne Geruchsbelästigung, um ständige Pferderennen und um den Rosenmontagszug ließ man nicht nach. Man schritt regsam, von der Stadt finanziell unterstützt, ins 20. Jahrhundert.

Im Jahre 1908 aber wurde wieder einmal Klage laut über Erlahmungserscheinungen. Hatte vielleicht die inzwischen gebildete „Städtische Verkehrskommission“ dem Verkehrsverein den Wind aus den Segeln genommen? Die „Niederrheinische Volkszeitung“ verkündete am 28. Oktober dieses Jahres in der Mittagsausgabe: Verkehrsverein zu neuem Leben erstanden. Und Oberlehrer Professor Hübler sprach in der Hauptversammlung das große Wort von der „Metropole des Niederrheins“, das noch in den zwanziger Jahren nachhallte. Auch in auswärtigen Publikationen las man „mit Genehmigung des Verkehrsvereins“ gedruckte Reportagen unter so stolzen Titeln wie „Krefeld am Rhein, Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens am Niederrhein“ oder „Krefeld, die Perle deutscher Industrie am Rhein“.

Angesichts des allgemeinen Aufschwungs war es nun auch an der Zeit, der Seidenstadt ein Wahrzeichen zu schaffen. Seit längerem befaßte sich der Verein mit dem Gedanken eines Weberdenkmals. Die Meinungen über dessen Gestaltung gingen

10
Der Verkehrsverein
 im Kreisjahre 1908.

1.	Ad. Junken	Dpa.	Westwall 115	10
2.	Fritz Junken	"	Westwall 116	5
3.	Rob. Lechaut	"	Merdingenstr. 66	3
4.	Fritz Kewes	"	Süßenstr. 48	10
5.	Just Fanden	"	Heckendofstr. 7	3
6.	Otto Herber	"	Heerstr. 85	3
7.	Helm Vetter	"	Hubertusstr. 123	3
8.	Otto Hellens	"	Westwall 134	3
9.	Hans Kayser	Kreisjahre	Rheinstr. 109	3
10.	Wm. Kempfen	Dpa.	Elisabethstr. 129	3
11.	F. Singenberg	"	Westwall 61	3
12.	Rudolf Wolff	"	Vierkniestr. 132	3
13.	Hugo Tollens	"	Westwall 68	3
14.	L. Forstbeck	Kreisjahre	" 26	3
15.	Ful. Clauss	Dpa.	Westwall 155	3

Auswärtige Mitglieder sind u. A. die Herren:

Graf Guido Händel von Donnermarsch auf Neudorf.	Hüttendirektor Brückmann in Kreuznach.
Graf Dohna auf St. Aogenau.	Fabrikdirektor V. Gödel in Frankfurt a/M.
Graf Harrach auf Al. Ulrichen.	Fabrikbesitzer Th. Ludwig in Chemnitz.
Freiherr von Göttrich und Neuhaus u. i. w. u. i. w.	" Ed. Reinhardt in Hohenstein i. S.
Ferner die Herren:	" P. Reinhardt "
Dechantenrath Jacobson auf Zwingenwöden.	" G. A. Best "
Oberförster Buttich auf Wirthy u. i. w. u. i. w.	" H. Rotholl (Wittellind) in Minden.
	Dr. Th. Roempler in Gärbersdorf i. Schl. u. i. w. u. i. w.

Warnung.

Das Reiten und Fahren in dieser Anlage, das Durchtreiben von Vieh, sowie die Verunreinigung derselben, die Beschädigung der Bäume und Pflanzungen, das Betreten der Gruppen und Rasenplätze, das Klettern auf die Bäume und Ausheben von Vogelnestern ist verboten bei einer Polizeistrafe bis zu drei Thalern.

Diese Warnung wurde mit Zustimmung des Städt. Polizei-Inspektors Junkermann auf dem Friedrichsplatz und an der Freiheit im Juni 1853 angebracht.



Herausgegeben vom Verkehrsverein Krefeld im Jahre 1948.

zunächst auseinander, es obsiegte endlich die Entscheidung: kein Monumentalwerk, vielmehr eine genrehafte Darstellung. Etliche Modelle hatte man schon verworfen, einer Künstlerin hatte man für einen nicht zusagenden Entwurf sogar Unkosten in Höhe von 1427,06 DM erstattet, dann endlich gelang es 1911 dem Bildhauer Heinrich Stiegemann, die Jury zufriedenzustellen. Bei der Abnahme des Tonmodells bestätigte sie dem Meister, mit der „trefflich charakterisierten Behaglichkeit etwas Tüchtiges geleistet zu haben“. Nun hatte man also das Denkmal des Seidenwebers, dem bevorstand, so unendlich oft und in so vielerlei Weise nachgebildet zu werden, um Krefeld zu repräsentieren.

Das Jahr 1913 brachte dem Verein die Gewährung eines jährlichen Zuschusses von 6000 Mark für Raummiete, Bürokräft und Publikationen. Die Hauptversammlung des Jahres 1914 hielt man im April auf dem Hülsberg ab, jenem Ort, dem so viel sorgende Liebe gegolten hatte. Man wanderte vom Dürerheim durchs Schrebergarten und

erfreute sich des Ausblicks vom Bismarckturm ins frühlingshelle Land. Es war nicht mehr lange bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Im Oktober 1914 meldete sich der Verkehrsverein, von dessen Vorstand „einige Herren im Felde weilten“, mit einer patriotischen Anregung. Er wünschte „einen großartigen Fackelzug, falls noch einmal ein solcher Sieg wie die Einnahme von Antwerpen gemeldet wird. Es müßten für den Tag der Siegesmeldung an einem theaterfreien Abend die Städtische Kapelle und die ganzen Polizei- und Feuerwehrmannschaften zur Verfügung stehen und Geld für ein Feuerwerk bewilligt werden“. Die Stadt lehnte ab. Im übrigen sind die Lebenszeichen des Vereins während des Ersten Weltkrieges spärlich.

Die Niederlage von 1918 machte zunächst keinen so deutlichen Einschnitt, wie man annehmen möchte, es sei denn, man erkenne „die Verwandlung der Wüsteneien rings um die Stadt in Schrebergärten“ als aus der Hungersnot geboren. Der Verein



Herausgegeben vom Verkehrsverein Krefeld im Jahre 1926.

erkannte erhöhte Propaganda für notwendig und bat die Stadt, den Jahreszuschuß von 6000 Mark künftig in den Haushalt einzusetzen und ohne Antrag zu gewähren. Mit Schutzhütte, Bänken und einem Findling anstelle des niedergelegten Bismarckturms sowie mit Blumenschmuckaktionen für die Innenstadt schritt man auf der Verschönerungslinie fort. Der Hauptschriftleiter Redakteur Ernst Brües plädierte erfolgreich für weitere Unterstützung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins: wenn dieser Verein die fremdländischen Ausdrücke von den Straßenschildern und aus den Schaufenstern entferne, so diene auch das der Verschönerung der Stadt.

Dann trat 1921 die Geldentwertung in Erscheinung. Der Inflations-Galopp ließ die Fehlbeträge in der Vereinskasse, deren Erstattung man von der Stadt erbat, von 210000 Mark im Jahre 1922 auf sage und schreibe 407 170 Milliarden im Februar 1924 ansteigen. Die Geschäftsführung des Vereins hatte 1922 das Verkehrsamt übernommen, die Erstattung wurde immer „baldestig“ erbeten, wußte man doch nie, wel-



Alfred Mohrbutter (1867 - 1916)
Plakat vor 1903
Kaiser-Wilhelm-Museum.

chen Entwertungs-Absturz der nächste Tag zeigen werde.

Die 1924 erfolgte Ablösung der Reichsmark-Groteske durch eine stabile Währung, die Rentenmark, bescherte endlich wieder normale Zahlungsverhältnisse. In Krefeld regte sich sogleich frisches Leben. Schon im nächsten Jahre brachte man es fertig, Krefelds wirtschaftliche und kulturelle Vorrangstellung am Niederrhein in einer ebenso aufwendigen, informativen wie volkstümlich-festlichen Großveranstaltung zu demonstrieren. Merkwürdigerweise aber fehlt im Programm dieser „Krefelder Verkehrs- und Heimatwoche vom 3. - 10. Mai 1925“ jeglicher Hinweis auf Mitwirkung oder auch nur Existenz eines Verkehrsvereins. Erst 1926 meldete sich dieser wieder zu Wort. Es erschien ein „Führer durch Krefeld, herausgegeben vom Verkehrsverein der Stadt Krefeld durch Hanshugo Kloppert, Leiter des Presseamtes der Stadt Krefeld“. Das etwa 100 Seiten starke, aus Aufsätzen, Fotos und Anzeigen gemischte Heftchen gibt in etwas antiquierter Weise ein Bild Krefelds als „einer Stadt, die im Kranz der deutschen Städte ein licht helles, schönes und bedeutsames Blatt bildet“. Der dilettantisch gezeichnete Umschlag zeigt über Krefelder Kirchtürmen und Schornsteinen zwei Fanfarenbläser. Schuf da der Grafiker ein allgemeines Werbesymbol oder begrüßte er im voraus die für 1927 zahlreich zu erwartenden auswärtigen Gäste des 57. Deutschen Tonkünstlerfestes? Auch bei diesem für ganz Deutschland bedeutenden Krefelder Ereignis gewahrt man keinen Hinweis auf einen Verkehrsverein. Diese werberische Enthaltensamkeit bleibt auch weiterhin bemerkenswert. Die Presse beklagte mangelnde Teilnahme der Bürger und Krefelds „kümmerliche Rolle im Rundfunk“. Immer-

hin erschienen noch zwei die moderne Typographie jener Jahre vorzeigende Winterprogramme der künstlerischen und wissenschaftlichen Veranstaltungen Krefelds, für die der Verkehrsverein als Herausgeber zeichnete. In einem Inserat von 1928 liest sich die Zielsetzung des Verkehrsvereins seltsam verändert: „Verkehrsverein, Ostwall 141, Auskunftsstelle für Verkehr und Reise, Abgabe von Bäder-Prospekten und Führern, Adreßbücher zahlreicher Städte“. Da hatte sich wohl ein Verkehrsverein zum Reisebüro entwickelt, das eher Krefelder in die Ferne, als Auswärtige nach Krefeld locken wollte. Ein letztes Lebenszeichen des Vereins datiert von Mai 1929. In der Vorstandsversammlung lehnte der Oberbürgermeister die Eröffnung einer Kleinkunstabühne ab. Begründeten etwa die in früheren Jahren öfter in Krefeld auftauchenden sittlichen Bedenken die Absage oder waren es Skrupel angesichts des beängstigend sich mehrenden deutschen Elends? Dann gehörte der Verkehrsverein zunächst dem Vergessen.

Für die Zeit der NS-Diktatur erwartet man selbstredend keinerlei bürgerliche Initiative aus liberaler Gesinnung. Sie wurde dringlich wie nie zuvor, als Trampelpfade zwischen Ruinen die städtischen Verkehrswege darstellten.

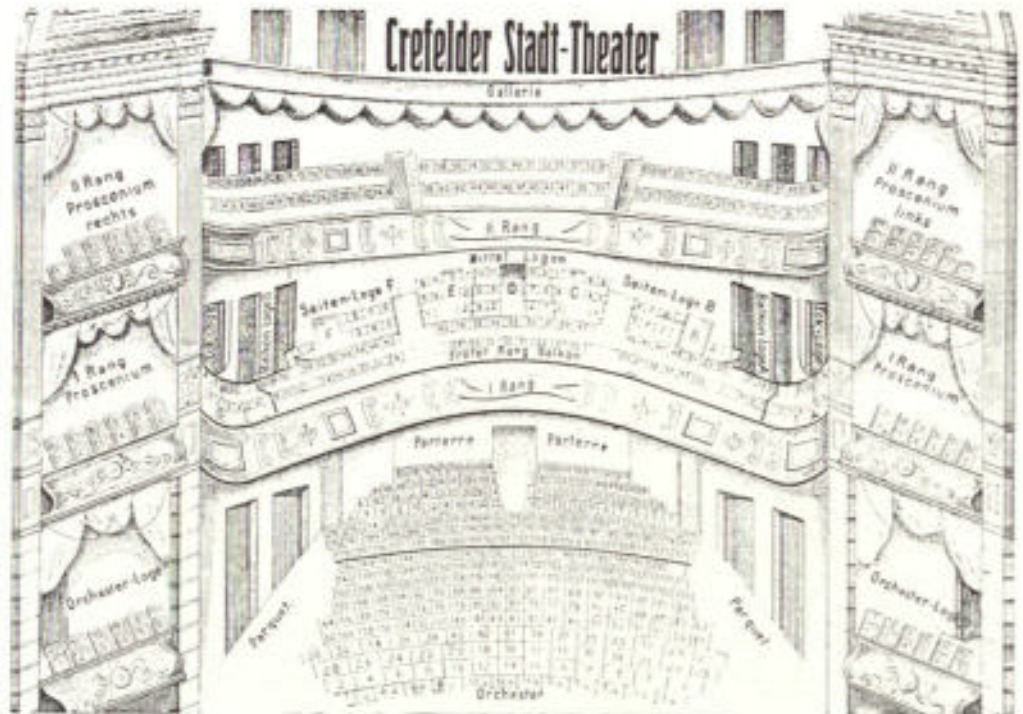
Im Jahre 1948 trat der neugegründete „Krefelder Verkehrsverein e. V.“ auf den Plan, dem unter dem Vorsitz des Beigeordneten Walter Nettelbeck 150 Mitglieder angehörten. Den Wiederaufbau jedoch begleiteten zunächst Prospekte und Broschüren von meist behördlichen Auftraggebern wie dem neu etablierten Amt für Wirtschaft und Verkehr. Allmählich machten sich dabei in Material, Umfang und künstlerischer Gestaltung Anspruch und

Möglichkeiten des Aufstiegs, des sogenannten „Wirtschaftswunders“ bemerkbar, und die viersprachigen Texte lassen den Anbruch eines für Deutschland neuen Zeitalters der internationalen wirtschaftlichen Expansion erkennen.

Angesichts dieser Entwicklung drängte die Industrie- und Handelskammer als führende Körperschaft in Gemeinschaft mit anderen Gruppierungen zur organisatorischen Zusammenfassung aller auf Förderung des Krefelder Wirtschaftslebens gerichteten Aktivitäten. Es konstituierte sich 1961 der „Verkehrsverein Krefeld e. V.“ in seiner heutigen Form, maßgeblich betrieben von seinem heutigen Ehrenvorsitzenden Josef Koerver.

Mit dieser Gründung wurde eine Zeit zwar bemüht, aber doch meist amateurhafter Werbe-Aktionen abgeschlossen. Wesentliche Fortschritte und Veränderungen auf den Gebieten der Technik, des Verkehrs, der Kommunikation und der Formen des öffentlichen Lebens forderten für die Werbung einer Stadt die Konzeption. Die gänzlich neue Situation verlangte breite Übersicht über die vielen Komponenten, aus denen zeitgerechte Stadtwerbung resultierte, das Vermögen, komplexe Zusammenhänge zu analysieren und schließlich die Fähigkeit zum vorausschauenden und kreativen Entwurf. Fünf Jahre erfolgreicher, durch Rat und Verwaltung finanziell unterstützter Arbeit in diesem Rahmen ließen 1966 den Abschluß eines Vertrages zwischen der Stadt Krefeld und dem Verkehrsverein zum Zwecke erhöhter Effizienz bei rationeller Aufgabenteilung als förderlich erscheinen. Der Verkehrsdirektor und Geschäftsführer des Vereins übernahm in Personalunion auch die Leitung des Amtes für Stadtwerbung.

Aus „Krefeld am Rhein“.
Herausgegeben vom Krefelder Verkehrsverein 1911.



Die „Aufgaben und Tätigkeiten des Verkehrsvereins Krefeld e. V. auf der Grundlage des Vertrages mit der Stadt Krefeld“ benennen folgende acht Hauptpunkte:

1. Allgemeine Stadtwerbung
2. Kongreßdienst - Ausstellungswesen - Gästebetreuung
3. Unterhaltung einer Auskunftsstelle mit Zimmervermittlung
4. Fremdenverkehrsplanung
5. Meinungsumfragen
6. Archiv / Werbemittel-Bevorratung
7. Interessenvertretung der Stadt Krefeld in Fremdenverkehrs-Organisationen
8. Verwaltung des Verkehrsvereins Krefeld e. V. einschließlich der angeschlossenen Institutionen „Arbeitsgemeinschaft Rhein & Maas“, „Arbeitskreis Mode aus Krefeld“, „Förderkreis Mode“.

In der detaillierten Aufgliederung dieser Punkte werden Fülle und Differenzierung der Überlegungen und Leistungen sichtbar, die eine moderne Stadtwerbung an ihren vielen Fronten zu erbringen hat. Die fortgeschrittene Form dieser Werbung findet im derzeit praktizierten System der Zusammenarbeit mit Rat und Stadtverwaltung ihren Ausdruck.

Die Geschäftsführung des Verkehrsvereins legt dazu jeweils Konzeptionen vor, die in einer Werbe-Kommission, bestehend aus Vertretern des Vereins, der Verwaltung, der Ratsfraktionen und des Presseamtes beraten werden. Diese „Kleine Kommission“ wird geleitet von Dr. Peter Pokorny, der seit 1977 Vorsitzender des Verkehrsvereins ist.

Die neue Stadtwerbung stellt, gestützt auf Erkenntnisse der Demoskopie und der Werbe-Psychologie in wissenschaftlicher Genauigkeit ihre Zieldefinitionen dar. Ak-

tuelles Beispiel im Jubiläumsjahr des Verkehrsvereins ist die Konzeption „Die verstärkte regionale Werbung als Leistungsangebot attraktiver Erlebnisfaktoren der Stadt Krefeld“. Als informatives Leistungsangebot wird besonders die „Ereignis“-Werbung mit ganzjährigem Terminplan herausgestellt.

Bereits in den sechziger Jahren wurde in Krefeld die programmatische Erkenntnis gewonnen, daß die Werbung für eine Industriestadt mit der überlieferten „Fremdenverkehrswerbung“ nur wenig gemein hat. Die Schlußfolgerungen bestanden ihre große Bewährungsprobe beim 600jährigen Jubiläum der Stadt Krefeld im Jahre 1973, dessen Vorbereitung und Durchführung über einen Arbeitskreis von umfassender Repräsentanz die gesamte Bürgerschaft der Stadt beteiligte. Das Jubeljahr hätte ohne die organisatorische Zusammenfassung der Aktionen im Amt für Stadtwerbung und im Verkehrsverein kaum so erfolgreich in seinen beiden Zielsetzungen verwirklicht werden können, die wie folgt formuliert wurden:

- den Bürgern der Stadt zur Stärkung ihres urbanen Gesellschaftsbewußtseins besondere Gemeinschaftserlebnisse zu vermitteln und

- die Attraktivität der Stadt im regionalen und überregionalen Bereich effektiv deutlich zu machen.

Eine Initiative zeitigte dabei besonders erfreuliche Ergebnisse. Mit ihrer Aktion „Schöneres Krefeld“ haben der Verkehrsverein und die Arbeitsgemeinschaft Krefelder Bürgervereine mancherlei kleine Kostbarkeiten alter Wohnhaus-Architektur

aus grauer Verödung zu farbigem Vorschein gebracht und, da seine Anregung allgemein freudig aufgegriffen wurde, eine bedeutende ästhetische Aufwertung der gesamten Stadterscheinung erzielt. Die vielfache Nachahmung in anderen Städten bezeugt den Anklang der Krefelder Aktion. Seit 1977 inspiriert der Verkehrsverein eine anders geartete Erhöhung der allgemeinen Qualitäten seines „Werbe-Objektes“. Selber aus bürgerlicher Initiative hervorgegangen, belohnt er bürgerliches Engagement für eine lebenswerte Umwelt mit der Auszeichnung „Pro Salute Civitatis“, die in Form einer Bronze-Plakette verliehen wird. Auch dieser ökologische Ansporn wurde auswärts zum Vorbild ähnlicher Unternehmungen. Die notwendigerweise abstrakte Begrifflichkeit eines Konzeptes moderner Werbe-Strategie wandelt sich in sinnfällige Realität nicht minder in den verschiedenartigen Plakatserien, deren künstlerische Qualität und unmittelbare Anschaulichkeit stilvolle oder heitere Akzente in Straßenbild und Landschaft tupfen, und in deren immer neuen Varianten man die breite und lebhaftige Präsenz des Verkehrsvereins Krefeld e. V. wahrnimmt.

Es war nicht Zufall, sondern Absicht, wenn der Verkehrsverein zum neuen grafischen Symbol seiner Bemühungen um die urbane Umwelt den Baum wählte, den bereits seine Gründer im Jahre 1853 zum Motiv ihrer ersten Initiativen machten.

Könnte doch Oberbürgermeister Ondereyck noch einmal vorbeikommen um zu sehen, in welchem Ausmaß seine Nachfahren „die planmäßige Ausführung und Verschönerung“ Krefelds betreiben und um einen „ungehemmten Verkehr“ bemüht sind.

Fischelner Einwohnerlisten II.

von Franz Heckmanns

Beschreibung aller Güter Geistlich und weltlichen Grafen vom Adel, Bürger und Haußleuthen zuständig

Bey Zeiten und auf Befehnis des Hochwürdigsten Fürsten und Herrn Salentins Erwölten zu Erzbischofen zu Cölln (1567/77) des heiligen Römischen Reichs durch Italien Erzkanzlern und Churfürsten Herzogen zu Westvalen und Engern Administratoren des Stifts Paderborn meines gnädigsten Herrn eingestelt und begriffen.

«HSAD. Kurköln II N. 2709»

Damit man etwas berichts wisse, wie es mit den gewalden uff den hiesigen Büschen geschaffen und was ungefähr eine jede in der Herrschaft thut und aufbringt so wurde ungefähr geschätzt und die Gewalt auff

Bocherner Busch zu	200 Thl
Isselbusch zu	300 Thl
Die Dollgewald	60 Thl
Elthener	150 Thl
Bösichhoven	100 Thl
Bürrich	100 Thl
Herder Busch	100 Thl
Strümper Busch	50 Thl
Oppemer	60 Thl
Vischell	40 Thl
Lohe	18 Thl

Pastorey zu Vischell (Bl. 11)

hat jährliches ad personam personat an Rogken 2 1/2 Malter Bekommt von ungefähr 100 Morgen ausgeschossenen Zehnt davon die Abnutzung jährlich gerechnet an Rogken 8 Malter und an Haberen 8 Malter

Noch hat dieser Pastor selbst gepachtet 30 Morgen Lands, welche wanehr dieselbig verpachtet beibringen jährlich an Rogken 15 Malter Noch gepachtet derselbsten 2 Morgen Holzgewachs davon die jährliche Abnutzung auf 3 Gl 6 Alb Item an Geldrenten einkommen 3 Gl. an Gensen 1 an Höhnern 10 an Wachs 1 Pfd an Oly 3 Pfd

Kirchmeister daselbst Die Kirch hat dort bey Vischell 20 Morgen Lands, welche jährlich aufbringen an Rogken 20 Malter und an jährlichen Geldrenten 49 Gl 4 Alb.

Fraternitatis S. Sebastiani ibidem (Bl. 11) Zu dieser Bruderschaft seind gehörig 30 1/2 Morgen Lands, welche jährlich verpachtet, thut an Rogken 13 Malter Item an Geldeinnahmen jährlich 52 Gl.

Vischell (Bl 127)

- 1 Peter Dörchens
Erb auf 10 Thl
3 Morgen Land zu 10 Thl fac. 30 Thl
Niederbruchstr. zerteilt L 1,26 Karte
Des. 1631,12 H 48/172
- 2 Poller Lambertz
Erb uff 40 Thl
26 1/2 Morgen Land
5 Morgen Busch zu 25 Th fac 637 1/2 Thl
it. 10 Morg Erbpachtland
je 25 Th. fac 222 Thl
1 Gewalt uff Bösinghoven
Hees 68 abgebrochen L 1,27. Des. 20
Br. 1625
- 3 Heyer Krynen
Erb uff 30 Thl
37 M Land je 25 Thl 925 Thl
- 4 Johann Brewers
Erb uff 40 Thl
41 M Land 8 M. Holz 1225 Thl
2 Gewalt Vi
- 5 Sunnen Goderts
Erb auf 14 Thl
5 M. Land je 10 T 50 Thl
Hees 36. L 1,27 Des. 21
- 6 Tielen in der Gaten
Erb auf 6 Thl
2 M. Erbs je 10 Thl fac 20 Thl
- 7 Johann ufm Raid
Erb 40 Thl
16 M. Land 400 Thl
Derselbe hat vom Kapitel
Kaiserswerth 40 Morg.
Erpacht je 22 Thl 880 Thl
Anratherstraße 198 Des. 83 L 1,24

- 8 Peter Vasbenders
Erb auf 20 Thl
Clemensplatz 4 abz.
- 9 Rembold Metzmakers
Erb auf 15 Thl
2 Morg Land 40 Thl
- 10 Godert ufm Untzels
Erb auf 5 Thl
6 M. Land je 6 Thl 36 Thl
an der Gath L 1,23. H 14/106. Des. 93
- 11 Johann Symons
hat ein Peschgen 20 Thl
4 Morg Leibgewinn 64 Thl
noch 2 M Leibgewinn 30 Thl
Niederbruch Des. 2, Simis. L 1,25
- 12 Peter Heinskens
Erb auf 6 Thl
2 Morg Land 32 Thl
noch 2 1/2 M Leibgewinns 24 Thl
Niederbruch Des. 6 L 1,25
- 13 Schro Johans
Erb auf 6 Thl
3 1/2 Morg Bends und
3 Morg Leibgewinns 66 Thl
Niederbruch L 1,26 Des. 13
Schroders
- 14 Johann Bellis
Erb auf 25 Thl
14 M. Leibg. 140 Thl
11 M Land je 16 176 Thl
1/2 Gewalt Vi
Niederbruch Des. 8, L 1,26 H 27/147
- 15 Leingen Kirchhoffs
Erb auf 30 Thl
15 M. Land je 25 262 1/2 Thl
Kirchplatz 1? Des. 69 L 1,31
- 16 Peter Bertz
Erb auf 40 Thl
23 Morg Land
3 M. Holzgewachs 725 Thl
Gath Des. 94. L 1,34 H 27/147

17 Thiel Metzgens Erb auf 9 M. Land je 25 1/2 Gewalt Vi Clemensplatz 6 (Thielen/Finck) L I,32 Des. 74.	25 Thl 225 Thl	26 Jakob Böckels Erbs 5 1/2 Morg Lands das Geheuß Hees 31 Des. 23 L I,27 Scheuren, Brewers, Mols	137 1/2 Thl 6 Thl	34 Dair Claßen Erb 6 M. Land je 25 verschwunden, lag am Dohmenweg bzw. Dohrweg L I,31	16 Thl 187 1/2 Thl
18 Des alten Cüsters Witwe 5 M. Erbs Des. 72. Marienstraße 110 - Dorf 141	125 Thl	27 Brosius Ketels Erb auf 5 M. Land 1 1/2 M. Holzgewachs Des. 55 und 67 Ketels L I,30	20 Thl 162 1/2 Thl	35 Clemens Wierichs Erb 4 1/2 M. Land 1 1/2 M. Holzgewachs 1 1/2 M. Erbs je 25 1/2 Gewalt uf Vi Wierichs, Vorstgens, Schroers Clemensstr. 8 L I,31	20 Thl 187- Thl
19 Peter Grunsgens Erb auf 42 M Land je 18 1/2 Gewalt Vi	25 Thl 756 Thl	28 Krin Schnitzlers Erb 1 1/2 M. Land je 25 1/2 Gewalt auf Vi	40 Thl 37 1/2 Thl	36 Theiß Schroers Erb 4 Morg Land Schroers mit Gerhards vereinigt, Vorstgens? Clemensstr. ?? Wiricks. Geretz? L I,31	8 Thl 24 Thl
20 Broicker Peters Erb auf 24 M. Lands 6 Morg Leibgewinn 2 1/2 Morg Land j. 10 Niederbruch 212 Des. 14 L I,26	20 Thl 480 Thl 25 Thl	29 Peter Kippis Erb 2 1/2 M. Lands 1 1/2 Gewalt Vi 9 Morg Busch 1/2 Gewalt Bösinghoven je 16 Thl noch 2 Morg Erbs Dohmenstraße 30 Des. 56 L I,30	40 Thl 567 Thl 40 Thl	37 Johann Hermann Dibbers Erb 17 Morg Land 1/2 Gewalt Vi Hees Des. 22 Rinnen L I,27	30 Thl 125 Thl
21 Peter Hüsgens Erb auf 9 1/2 Morg Erbs 1 Gewalt auf Vi noch 17 Morg Leibgewinn je 8 noch 2 Morg Lands Niederbruch Des. 7. L I,25.	25 Thl 152 Thl 136 Thl 32 Thl	30 Gumprecht Schomecher Erb 11 M. Land	20 Thl 275 Thl	38 Rembold Becks Erb 14 Morg Erbs 3 Morg Holzgewachs 1/2 Gewalt Vi Steinrath. Des. 49. L I,29	30 Thl 125 Thl
22 Joahann Sanges Erb auf 3 Morg Erb je 18 Niederbruch Des. 9. L I,26	10 Thl 48 Thl	31 Lücker Peter 2 Morg Leibgewinn dessen Haus u. Hof 24 Morg. Land 6 Morg Peschges 1/2 Gewalt und 1 fl? uf Vi Kimplerweg abgebr. Des. 90 L I,33	20 Thl 40 Thl 480 Thl 72 Thl	39 Peter Stöls Erb 7 1/2 Morg Land	10 Thl 187 1/2 Thl
23 Diederich Schöntges Erb auf 10 1/2 M. Leibgew, Niederbruch seit 1616 Groß und Klein Schöntges Des. 5,3; L I,25	20 Thl 168 Thl	32 Hermann Wefers Erb 30 1/2 M. Land 2 M. Pesch 1 1/2 M Erb je 25 1 Gewalt uf Vi verschwunden, lag neben Dohmen Des. 57. L I,30	25 Thl 850 Thl	40 Mölen Johans Erb auf 23 1/2 M. Land 5 fl? Gewalt uff Vi 3 1/2 Morg Holzgewachs 3 Morg. Leibgewinn Marienstraße 108 Des. 68 L I,31; Dorf 142	50 Thl 675 Thl 48 Thl
24 Sunnen Armdts Erb 30 M. Land je 25 1 Gewalt Vi Hees Des. 21 L I,27	40 Thl 750 Thl	33 Paulus Einmötters Erb 4 M. Land je 25	16 Thl 100 Thl	41 Henrichs ufm Storck Erb auf 8 M. Land Kölnerst. verschwunden am Depot Des. 25 L I,27	20 Thl 200 Thl
25 Peter tho Hesens Erb 21 M Land je 25 noch 6 M. erkaufte Lands 1 Gewalt Vi Hees Des. 22 Rinnen L I,27	40 Thl 525 Thl 60 Thl				

Fischelner Einwohnerlisten II

42 Wymars (Bl 130) Erb 34 M. Land 25 1/2 Gewalt uf Vi Anratherstr. 89 Des. 80 L 1,32	35 Thl	49 Peter Reinertz Geheuß auf 10 M. Leibg. 1 Gewalt auf Vi	8 Thl 80 Thl	61 Peter im Dails Geheuß auf 3 M. Erbs	3 Thl 30 Thl
43 Peters ufm Raid Erb au 38 M. Land 1 1/2 M. Holzgewachs 1 Gewalt uf Vi Anratherstr. (Frangen) Des. 83 L 1,24	30 Thl	50 Faiß Werckens Erb auf 1 M Holz, 13 M. Land	20 Thl 280 Thl	62 Johann Hasensieps Erb auf Grundend	20 Thl
44 Denis im Sack Erb 17 M. Leibgewinn noch 11 M. Land 1/2 Gewalt Vi Gath. Des. 95 L 1,34	30 Thl 272 Thl 220 Thl	51 Veller Thonis Erb auf 26 M. Land Anratherstr. eingegangen „Up dem Veldt“ Des. 37 L 1,32	18 Thl 650 Thl	63 Johan Strugk Geheuß auf 4 M. Erbs Grundend Des. 35 L 1,28	6 Thl 40 Thl
45 Göbel Heies Erb 26 M Land 3 Gewalt Vi 7 Gewalt Oppum 4 Morg Busch je 16 2 M. Leibgewinns, 4 M lehnwürig Niederbruch Des. 15 L 1,26 eingegan- gen	35 Thl 512 Thl 60 Thl	52 Mett Dorchens Erb 2 M. Land	25 Thl 32 Thl	64 Kürs ther Gathen Erb auf Grundend Des. 18 L 1,26	18 Thl
46 Wiher Krinen Erb 1/2 Gewalt auf Vi Grundend Des. 19. L 1,27 abgebrannt	40 Thl	53 Becks Kinder Erb auf	35 Thl	65 Peter Clemens Erb 35 1/2 M Land	30 Thl 568 Thl
47 Heinrich ther Gathen Erb 13 1/2 M. Erb 1 M. Holz 1/2 Gewalt uf Vi 1 M. Holzgewachs L 1,26 Niederbruch/Hees Des. 18.	16 Thl 416 Thl 10 Thl	54 Doktor Hermanns Erb	25 Thl	66 Jakob uf der Nierborch Erb 7 M Land u. Busch 4 Gewalt uf Vi Neuburgshof (Baackes) L 1,30	18 Thl 175 Thl
48 Gerhard Hösten (Bl 131) Erb 15 M. Erbpachtland noch 3 M Land 1 1/2 M Busch 1 Gewalt up Vi Dohmenstraße 69 Des. 49 L 1,30	20 Thl 240 Thl 112 1/2 Thl	55 Clemens Abels Erb Eichhornstr./Ecke eingegangen Des. 26 L 1,27	6 Thl	67 Godert Wiertz Erb 15 1/2 M Land 1/2 Gew-Vi; 1/2 G. Oppum Clemensstr. 1 Des. 63 L 1,31	80 Thl 367 1/2 Thl
		56 Schürer Johans Erb auf 2 1/2 Lands je 25 Hees Des. 27	6 Thl 62 1/2 Thl	68 Conradt Claßen Erb 3 1/2 M. Land Clemensplatz Des. 73 L 1,32	20 Thl 87 1/2 Thl
		57 Noch von Johann Agtens Erbgenahmen 1 1/2 M. Land	37 1/2 Thl	69 Mathisen Maiß Erb auf 10 M. Lands Rosenstr. 1 abgebrochen L 1,32	100 Thl 250 Thl Des. 78
		58 Remboldus uf der Hochden Geheuß 3 M. Erbs	10 Thl 60 Thl	70 Peter Storcks Erb 48 1/2 M Lands 5 fl Holzgewachs 10 M. Erbpacht 1/2 Gewalt auf Bösinghoven Clemensplatz 1?	80 Thl 140 Thl 140 Thl
		59 Peters uf der Högden Erb 2 1/2 M Erbs Eichhornstr. 80 Des. 29 L 1,28	25 Thl 40 Thl		
		60 Witt Johanns Erb	12 Thl		

71 Philipp Valsen Erb 16 M. Land 1/2 Gew. Vi; 1/2 Gew. Bösingh 2 M Holzgewachs Rosenstr. Abgebr. Des. 77	25 Thl 450 Thl L 1,32	82 Schuntgen Rembold Erb Niederbruch, Des. 3; 4; 5?	20 Thl L 1,25
72 Berders Johans Erb 29 1/2 M. Land 8 M Holzgewachs	30 Thl 600 Thl	83 Kullen Tilmann Erb Grundend Des. 30	25 Thl L 1,28
73 Peter Rinnen Erb 3 Morg	48 Thl	84 Alf ufm Dirkbaum Erb	25 Thl
74 Denis Werckens Erb 5 M. Land	9 Thl 80 Thl	85 Evertzs Kerstgen Geheuß 11 1/2 M Lands	10 Thl 105 Thl
75 Jakob up der Byesch 2 1/2 M. Land	40 Thl	86 Wilhelm Neten Erb 32 M Land 1 Gewalt uf Vi Steinrath Des. 42	40 Thl 640 Thl L 1,28
76 Fredrich am Kippis Dair Geheuß 4 M. Lands Kütterweg Des. 56	10 Thl 80 Thl L 1,30	87 Gerhart Wilhelms Erb uf 6 M Lands noch 13 M Churmuds 1/2 Gewalt uf Vi Steinrath Des. 64	30 Thl 380 Thl L 1,29
77 Peter Schricks Geheuß 2 M Holzgewachs 5 1/2 M Lands 1 Gewalt up Vi Steinrath Des. 49	18 Thl 167 1/2 Thl L 1,29	88 Tilman Heymann Geheuß uf 3 M. Leibgewinn Steinrath Des. 45	18 Thl 120 Thl L 1,29
78 Busch Peters Geheuß up 7 M. Lands je 25 Steinrath. Des. 48	18 Thl 175 Thl L 1,29	89 Rembold Huntgens Geheuß 3 1/2 M Erb 1/2 Gewalt uf Vi Steinrath abgebrochen	15 Thl 70 Thl Des. 44 L 1,29
79 Stercken Heinrichs Geheuß	10 Thl	90 Johann Förstgens Geheuß 6 M 1/2 fl Blechs Erb Hees	6 Thl 19 1/2 Alb
80 Peters auf der Wellen (Welten?) Geh. 7 M. Lands Willicher Straße	15 Thl 70 Thl	91 Denis Havels Erb auf 5 M Lands Steinrath Des. 39	20 Thl 125 Thl L 1,28
81 Tilmann uf der Kullen Erb uf Grundend Des. 38.;	25 Thl L 1,28	92 Krins im Camp Geheuß 3 1/2 M Erbs Steinrath Des. 52	8 Thl 56 Thl
		93 Grietgen Gülichmans Erb	25 Thl

Vorstehend ist versucht worden, die einzelnen Erbe zu bestimmen. Vereinzelt besteht Unsicherheit über die Identität. Bei andern war es bisher nicht möglich, sie zu lokalisieren. Für jeden Hinweis bin ich dankbar.

Die Karte von Lentzen 1860, gezeichnet nach der Karte von 1836 bzw. urkundlichen Angaben, gibt manchen Hinweis . . .

Abels 55; Agten 57; Becks 38; 53; Bellis 14; Berders 72; Berts 16; Bökels 26; Brewers 4; Broicker 20; Busch 78; Beyesch 75; im Dair 76; Diebers 37; Dirkbaum 85; Dörkens 1; 52; Einmötters 33; Faßbender 8; Vaißen 71; Veller 51; Förstgens 90; ther Gaten 6; 47; 64; Gerard 87; Grunsgens 19; Gulichmans 93; Havels 91; Hasensieps 62; Heyer 3; Heies 45; tho Hesen 25; Heinskes 12; Heymann 88; Hermans 54; up der Högden 58; 59; Hösten 48; Huntgens 89; Huesgens 21; im Camp 92; im Dails 61; Kerstgen 85; Ketels 27; Kippis 29; 76; Kirchofs 15; Claßen 68, Kullen 81; 83; Küster 18; Lükker 31; Meiß 69; Metzgens 17; Metzmacher 9; Molen 40; Nethen 86; Nierburg 66; Poller 2; ufm Raid 7; 43; Reinertz 49; Rinnen 73; Im Sack 44; Sangens 22; Schomacher 30; Schöntges 23; 82; Schricks 77; Schro 13; Schroers 36; Schürer 56; Symons 11; Schnitzlers 28; Sunnen 5,24; Stercken 79; Stöls 39; Storck 41,70; Strucks 63; ufm Untzel 10; Veller 51; uf der Well(t) 80,81; Werckens 50,74; Wierichs 35; Wymars 42; Wiertz 67; Witt 60; Wiher 46;

Abkürzungen: Des = Designatio 1631 vgl. Heimat 1977 - H = Heimat - L I = Lentzen, Gemeinde u. Pfarre Fischeln 1860

Vi = Vischeln, Br = Buschrolle, B = ?

Zur Geschichte der Juden in Krefeld

Vortrag, gehalten am 5. November 1978
anlässlich der Eröffnung der christlich-jüdischen Woche in Krefeld

Von Guido Rothhoff

Die Erwartungen, die Graf Friedrich von Moers im Jahre 1373 an die Erhebung seines Dorfes Krefeld zur Stadt knüpfte, haben sich bis ins 17. Jh. kaum erfüllt, ja nach einer fast totalen Zerstörung im Jahre 1584 suchten die Bewohner für einige Jahre auswärts Zuflucht. Erst nach dem Übergang der Landesherrschaft an die Oranier im Jahre 1600 entwickelte sich im 17. Jh. nach den Zuzügen von Mennoniten ein reges wirtschaftliches Leben, das Ende des Jhs. eine erste Stadterweiterung zur Folge hatte und seit dem 18. Jh. voll zur Entfaltung gelangte.

Man kann fast mit Sicherheit unterstellen, daß in dem wirtschaftlich unterentwickelten Kleinstädtchen Krefeld Juden schwerlich eine Bleibe gesucht haben, wie dieses z. B. für das 14. und 15. Jh. für Uerdingen belegt ist. Der nachfolgend zitierte, Ende des 17. Jhs. geschriebene Vierzeiler des Moerser Gymnasialdirektors Hermann Cruse, der das Nebeneinander verschiedener Konfessionen in Krefeld wohl zu euphemistisch charakterisiert, gibt den ersten Hinweis auf die Existenz einiger Juden in Krefeld.

Papa, Moses, Pennus,
Menno, Calvinus, Lutherus
una in Crefelda
varium cantant alleluja.

Der reformierte Prediger Peter von Sarn übersetzte dieses etwa 1720 wie folgt:

Reformeerden en Papisten
Lutheranen en Mennisten
Dompelaers en Abrams soonen
t'samen nu in Krefeld woonen.

1716 werden im ältesten Krefelder Einwohnerverzeichnis drei jüdische Metzger und ein armer Jude genannt. 1728 fristeten 5 jüdische Familien ein kümmerliches Dasein, und man bescheinigte ihnen behördlicherseits, daß die meisten nicht imstande seien, das trockene Brot zu erwerben. Mit

dem Aufblühen der Krefelder Seidenindustrie wuchs die Zahl der Juden und besserte sich wohl ihre wirtschaftliche Lage. Während 1756 zehn Familien ausschließlich im Metzgerhandwerk ihr Auskommen fanden, erteilte der preußische König 1764 dem aus Frankfurt stammenden, schon in Krefeld ansässigen jüdischen Bankier Isaac Meyer-Fuld, der während des Siebenjährigen Krieges den Krefelder Kaufleuten und Fabrikanten seine Dienste geleistet hatte, die Konzession zur Niederlassung. Im gleichen Jahr konnte die Gemeinde ein neues, aus eigenen Mitteln errichtetes Bethaus in Benutzung nehmen, wurde ein Kranken- und Beerdigungsverein gegründet.

Maßgebend für die Rechtsstellung der Juden in Krefeld war das 1730 vom preuß. König erlassene General-Privilegium und Reglement und das 1750 von König Friedrich II. erteilte revidierte General-Privilegium und Reglement, das der französische Politiker der Revolutionszeit Graf Mirabeau als „une loi digne d'un canibale“ (ein Gesetz, würdig eines Kannibalen) bezeichnete. Es schied die im Lande geduldeten Juden in „ordentliche Schutzjuden“ und solche, „die außer der Ordnung auf Lebenszeit geduldet werden“. Nur der ersten Gruppe wurde gestattet, „daß sie bei ihren Lebzeiten ein Kind auf ihren Schutzbrief ansetzen und ... wenn sie sich vorher gehörig legitimiert, heiraten ... mögen“. Die Ausübung eines Handwerks blieb auf wenige Sparten beschränkt. Für diesen sogenannten Schutz wurden die Juden mit drückenden Schutz- und Rekrutengeldern als Sonderabgaben belastet.

Mit der Besetzung der linksrheinischen Gebiete durch französische Truppen im Jahre 1794 brach auch dort für die Juden eine neue Zeit an, weil für sie jetzt das Dekret der Nationalversammlung vom 28. Sept. 1791 galt, das alle Sonderregelungen für die Juden aufhob und ihnen volle Menschen- und Bürgerrechte zubilligte.

Die Skepsis, mit der man jüdischerseits diesem plötzlichen Wandel begegnete, erwies sich als berechtigt. Während Napoleon sich noch 1806 von einer Versammlung jüdischer Notabeln in Paris als Befreier des jüdischen Volkes feiern ließ, griff er im Jahre 1808 mit mehreren Dekreten entscheidend in die rechtlichen und sozialen Verhältnisse der Juden Frankreichs, zu denen die linksrheinischen Gebiete seit dem Frieden von Lunéville 1801 gehörten, ein.

Ein Dekret schrieb die Annahme fester Vor- und Familiennamen vor, wovon in Krefeld 39 Juden betroffen waren. Später stritten sich verschiedene Behörden darum, ob Juden die Annahme christlicher Vornamen erlaubt sei, was 1841 für die Gebiete französischen Rechts positiv entschieden wurde.

Eine Quelle mancher Auseinandersetzungen stellte das Dekret dar, das den Juden den Besitz eines jährlich zu erneuernden Patents als Voraussetzung für die Ausübung von Handel und Gewerbe vorschrieb. Die Erteilung der Patente bedurfte der positiven Beurteilung der Antragsteller durch den Gemeinderat und das Synagogen-Konsistorium. 1808 erhielten alle 240 gemeldeten Gewerbetreibenden des Arrondissements Krefeld vom Präfekten des Roerdepartements ihre Patente. Abgesehen von 12 Metzgern und Kleinhändlern begegneten 1808 in der Mairie Krefeld folgende jüdische Berufsvertreter: 1 Bankier und Großhändler, 4 Pferde- und Hornviehhändler und je 1 Stoffhändler en détail, Kurzwarenhändler en détail, Pferde- und Wagenvermieter, Kleiderhändler und Stoffhändler.

Während das Emanzipationsedikt von 1812 in den älteren preußischen Provinzen den Juden weitgehende staatsbürgerliche Rechte brachte, blieben die napoleonischen Beschränkungen in den rheinischen Gebieten auch nach deren Anfall an Preu-

Ben im Jahre 1815 bestehen. Das Patent-Dekret war von Napoleon auf 10 Jahre befristet worden, wäre also 1818 ausgelaufen. Schon 1817 beantragte das israelitische Konsistorium zu Krefeld bei der Immediat-Justizkommission zu Köln die Aufhebung des Dekrets, doch bestimmte 1818 eine Kabinettsorder seine unbefristete Fortgeltung.

Die im Stadtarchiv erhaltenen Patent-Listen geben ein genaues Bild, welcher Handels- und Gewerbetätigkeit die Antragsteller nachgingen. So nahm 1818 unter 24 Berufen das traditionelle Metzgerhandwerk mit 12 Namen noch eine beherrschende Stellung ein, während 4 Kaufleute den sozialen Aufstieg signalisieren. 1844 war der Anteil der Metzger mit 29 Personen bei 52 Gewerbetreibenden noch fast gleich hoch, aber es finden sich bereits 4 Seidenfabrikanten, 2 Kaufleute und 2 Destillateure.

Die allgemeine preußische Gewerbeordnung von 1845 hob endlich das Patentdekret von 1808 auf, nachdem der Rheinische Provinziallandtag von 1843 mit großer Mehrheit die Abschaffung der Patente gefordert hatte. Mit dem preußischen Judengesetz von 1847 fielen auch die Patente für den ambulanten Handel weg.

Mindestens ebenso diskriminierend wie der Besitz von Gewerbe-Patenten wirkten die von Napoleon 1808 festgelegten strengen Niederlassungsbedingungen. Eine Kabinettsorder von 1818 untersagte erneut die Niederlassung fremder Juden in der Rheinprovinz. Nur für jüdische Handwerksgesellen galten bald einige Erleichterungen. Noch 1844 und 1845 erhielten ein Seidenfärberei-Unternehmer bzw. der Nachfolger eines für die Krefelder Industrie wichtigen Metallwarengeschäftes erst nach einigem Hin und Her die ministerielle Genehmigung zur Niederlassung in Krefeld. Seit den 40er Jahren zielten indessen verschiedene Petitionen, u. a. der Kölner Bankiers Oppenheim, dahin, diese Beschränkungen in der Rheinprovinz zu beseitigen und den Anschluß an das preußische Judenedikt von 1812 zu gewinnen. Wie oft vor gesetzlichen Neuregelungen ließ die Düsseldorfer Regierung 1843 und 1846 Übersichten über die persönlichen und gewerblichen Verhältnisse der Juden erstellen.

Ungeachtet der jeder Statistik anhaftenden Unsicherheitsfaktoren sollen hier doch einige Zahlen genannt werden. Bei einer Gesamtbevölkerung von 33540 zählte man 1846 in der Bürgermeisterei Krefeld 484 Juden, also etwa 1,45% der Bevölkerung. Die Erwerbsstruktur zeigt u. a. folgendes Bild: 5 Ärzte, Lehrer usw., 6 vom Einkommen aus Vermögen oder Rente Lebende, 8 Großhändler und Fabrikanten, 7 Kaufleute mit offenen Läden, 36

Handwerker mit Geschäft, 8 andere Handwerksbetriebe, 11 Handelsgehilfen, 26 Handwerksgehilfen, 4 Tagelöhner, 30 Gesindedienste, 4 Almosenempfänger, Bettler und dergl.

Bezeichnend für die Stimmungslage in Krefeld jener Jahre sind Petitionen an den Provinziallandtag von 1843 auf Zulassung von Juden zu den Gemeindeämtern. Fünf Seiten mit Unterschriften Krefelder Bürger waren 1845 einer Petition beigelegt, die der Gleichstellung der Juden galt. In zukunftsfromem Jubel über das Eintreten des Rheinischen Provinziallandtages für die jüdischen Belange spendete das jüdische Konsistorium 1843 einhundert Taler für Krefelds Arme, aber der preußische König machte 1845 ebenso wie 1843 alle Hoffnungen zunichte.

Als 1847 der 1. Vereinigte preußische Landtag in Berlin zusammentrat, befaßte er sich u. a. mit einem Regierungsentwurf zur Regelung der Judenfrage, der die einheitliche Geltung des Edikts von 1812 in sämtlichen Provinzen vorsah. In den heftigen Debatten um die Emanzipation der Juden traten besonders die Wortführer der rheinischen Liberalen, Gustav Mevissen - an ihn erinnert seit einigen Jahren ein Straßename in Krefeld - und der Krefelder Bankier Hermann von Beckerath, für die jüdischen Belange ein. Von Beckerath formulierte: „Ein Gebiet gibt es, in das der Staat nicht eindringen kann, es ist das Gebiet der religiösen Überzeugung. Sie betrachte er als eine geheiligte Macht des Menschen, als das innerste Geheimnis der Seele, die kein menschlicher Maßstab zu meistern vermag“. Der Landtag lehnte jedoch die völlige Gleichstellung von Juden und Christen mit 215:185 Stimmen ab, so daß sich die rheinischen Juden durch das Judengesetz von 1847 als Staatsbürger „zweiter Klasse“ abqualifiziert fühlten. Für sein energisches Eintreten zugunsten der jüdischen Interessen erhielt H. von Beckerath nach seiner Rückkehr aus Berlin von Konsistorium und jüdischer Gemeinde Krefeld eine kalligraphisch auf Pergament gestaltete, in eine silberne Kapsel einrollbare Dankadresse, die in Krefelder Privatbesitz erhalten blieb.

Auf dem Wege innenministerieller Erlasse, über die Frankfurter Reichsverfassung von 1849 und die revidierte preußische Verfassung von 1850 erlangten die Juden durch das Gesetz des Norddeutschen Bundes von 1869 die völlige rechtliche Gleichstellung.

Standen bisher die rechtlichen und sozialen Verhältnisse im Mittelpunkt meiner Ausführungen, so ist nunmehr die jüdische Gemeinde als Institution zu behan-

deln. Trotz Vernichtung des jüdischen Gemeindearchivs durch die Brandstifter der „Reichskristallnacht“ von 1938, die damit einer später eingegangenen Weisung der Gestapo zuwiderhandelten, läßt sich die rechtliche Seite der Gemeindegeschichte aus erhaltenen Akten des Stadtarchivs, der Regierung Düsseldorf und des Oberpräsidenten der Rheinprovinz in Koblenz erarbeiten.

Hatte Napoleon 1808 mit einem Dekret grundlegend in die gewerblichen und sozialen Verhältnisse der Juden eingegriffen, so wirkten zwei weitere Dekrete dieses Jahres nicht weniger umwälzend auf das Leben der jüdischen Gemeinde ein. Für das französische Kaiserreich wurden 13 Konsistorien und ein Zentralkonsistorium in Paris geschaffen, die Konsistorien wiederum in kleinere Synagogengemeinden aufgeteilt. Jedes von mindestens 2000 Juden bewohnte Departement erhielt ein Konsistorium, das seinen Sitz in der Stadt mit dem höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil nahm.

Das war im Roerdepartement, das damals 5484 Juden zählte, die Arrondissementshauptstadt Krefeld. Zum Krefelder Konsistorialbereich rechneten 1825 Teile der Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf, jedoch nur einige rechtsrheinische Gemeinden. Selbst die später so bedeutende Gemeinde Köln gehörte bis 1817 zu Krefeld, da sie 1806 nur 124, Krefeld dagegen 160 Juden zählte.

Diese Vorrangstellung Krefelds blieb nicht unbestritten. So beantragte die Klever Gemeinde 1835 beim Oberpräsidenten der Rheinprovinz erfolglos die Verlegung des Konsistoriumssitzes nach Kleve. Nach dem Dienstantritt des Oberrabbiners Dr. Ullmann stellten 1836 die Aachener Gemeinde und Ullmann selbst den Antrag auf Verlegung nach Aachen, ebenfalls ohne Erfolg. Wenig schmeichelhaft bemerkte Ullmann dabei im Hinblick auf seine Krefelder Glaubensbrüder, daß die Größe der Seelenzahl einer Gemeinde nicht identisch mit der Größe ihrer Intelligenz sei.

An der Spitze des Konsistoriums standen ein Oberrabbiner und 3 von 25 Notabeln des Konsistorialbezirks gewählte Laien. Diese Verfassung erkannte das Judentum erstmals als Korporation an. Den Konsistorien oblag nach dem Willen Napoleons die Aufgabe, die Synagogen zu verwalten, die Beiträge für die Kultuskosten festzulegen sowie die Mitglieder der zivilischen Gewerbetätigkeit und zum Militärdienst anzuhalten. Bei der Konstituierung des Konsistoriums Krefeld im Jahre 1809 wurde Löb Carlburg aus Siebenbürgen zum Oberrabbiner und zwei Krefelder und ein Uerdinger auf Lebenszeit zu weltlichen Konsistoriumsmitgliedern gewählt. Die feierliche Amtseinführung Carlburgs

Für: Hofrathsgabe

Ich habe die Güte, mir die Geduld
 zu erlauben, Ihnen einige, aus
 idiosyncratischen Gründen die fünfzig
 Censuren der Synagogen betreffende
 Aufsätze abzugeben zu dürfen,
 so wie mir die Zeit,
 diese Synagogen in
 Jahreszeit zu nennen, im Jahre
 mit vollständiger Kopie
 Für: Hofrathsgabe

Hermann
 L. Bodenheimer,
 Oberrabbiner

Krefeld, den 4.
 März 1847.

Brief des Oberrabbiner Bodenheimer an Hermann v. Beckerath.

verband man mit der Einweihungsfeier der umgebauten Synagoge. Verantwortlich für die Ordnung in den Synagogen bzw. Bethäusern und den Gottesdienst in den jüdischen Gemeinden des Konsistorialsprengels waren lebenslänglich gewählte Vorsteher, die der Bestätigung des Oberrabbiners bedurften. So wurden die Gemeinden Linn und Uerdingen mit eigenen Bethäusern 1843 durch Vorsteher vertreten, während in Krefeld der dort ansässige Oberrabbiner die Vorsteher-Verpflichtungen wahrnahm.

Das schon mehrfach erwähnte „Gesetz über die Verhältnisse der Juden“ von 1847 bestimmte die Auflösung der Konsistorien und die Verselbständigung der Gemeinden zu eigenständigen Körperschaften unter Aufsicht der Regierungen. Seine Durchführung stieß aber auf erhebliche Widerstände, die sich besonders gegen die Abschaffung der Konsistorialverfassung vor Errichtung selbständiger Gemeindeverwaltungen richteten. Das Krefelder Konsistorium unter Leitung des Oberrabbiners Dr. Bodenheimer erreich-

te 1849 durch Eingaben an den zuständigen Minister, daß die drei Konsistorien der Rheinprovinz: Trier, Bonn und Krefeld vorerst bestehen blieben, nachdem sich die Rechtslage durch die Grundsätze der preußischen Verfassungsurkunde von 1848 geändert hatte.

Erst nach Veröffentlichung der preußischen Verfassungsurkunde von 1850 wandte man sich 1853 wieder der Ausführung des Gesetzes von 1847 zu. Aus einem Ministerialerlaß von 1853, der die Organisation von Synagogengemeinden vorschrieb, und entsprechenden Verfügungen der Düsseldorfer Regierung versuchte der Landrat des Kreises Krefeld im Einvernehmen mit den Betroffenen das Beste zu machen, handelte sich aber dadurch heftige Vorwürfe der Regierung ein. Aus den vom Landrat vorgeschlagenen fünf Synagogengemeinden: Krefeld, Uerdingen mit Friemersheim und Lank, Linn mit Bockum, Fischeln mit Willich und Osterath sowie Anrath wurde trotz energischer Einsprüche der um ihre Selbständigkeit kämpfenden Gemeinden nichts. Es gab ab 1854 für den Kreis Krefeld und die Bürgermeisterei Friemersheim nur die Synagogengemeinde Krefeld. Am 19. Juli 1854 wählten ihre Wahlberechtigten einen aus drei Krefeldern bestehenden Vorstand, 9 Repräsentanten und 4 Stellvertreter. Nach einem langen Schriftwechsel zwischen Oberpräsident, Regierung, Landrat und Gemeindevorstand kam 1858 das Statut der Synagogengemeinde zustande.

Auch nach Genehmigung des Statuts gab das rechtlich nicht mehr existierende Krefelder Konsistorium 1859 in einer Eingabe an den Minister seinen Widerstand gegen das Gesetz von 1847 nicht auf, weil es u. a. Einrichtungen des Großherzogtums Polen nachahme, während die israelitischen Bewohner des Rheinlandes sich seit fünfzig Jahren einer Konsistorialverfassung erfreuten, unter der „Gemeindeverwaltung, Synagoge und Schule herrlich erblühten“. Die weitere Entwicklung erweist den Mißerfolg dieses Protestes.

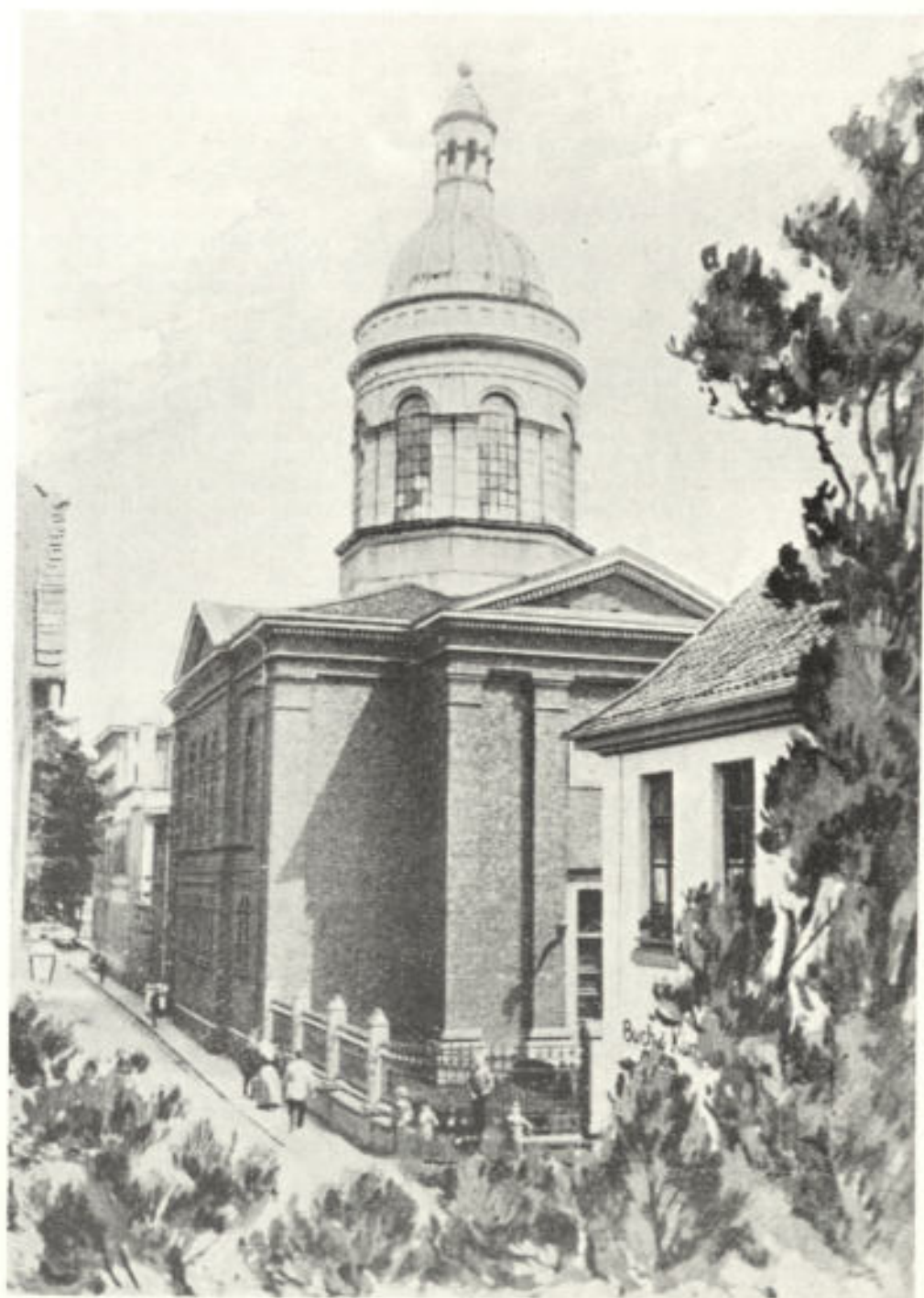
Neben Auseinandersetzungen um Steuern und Kultuskosten zwischen Haupt- und Nebengemeinden ergaben sich auch Schwierigkeiten wegen des Rechtsstatus der Nebengemeinden. Das zeigte sich beispielsweise 1862, als den Linner und Bokkumer Juden 8000 Taler zum Bau einer Synagoge als Vermächtnis von Philipp de Greiff, des Vaters von Marianne Rhodius, zufielen. Da die Linner Judenschaft keine korporativen Rechte besaß, mußte das Geld an die Krefelder Hauptgemeinde mit der Auflage, es zum Linner Synagogenbau zu verwenden, ausgezahlt werden.

Das 1884 revidierte Statut der Synagogengemeinde Krefeld blieb für lange Zeit ihre Rechtsbasis.

Über das Schulwesen der jüdischen Gemeinde Krefeld und im Kreise Krefeld, von dem dank günstiger Quellenlage vieles zu berichten wäre, müssen einige Bemerkungen genügen.

Abgesehen vom Religionsunterricht und dem Unterricht im Hebräischen besuchten die jüdischen Kinder vor und nach einem Regulativ des Oberpräsidenten von 1824 christliche Elementarschulen. 1836 beantragte Oberrabbiner Ullmann die Errichtung einer jüdischen Elementarschule in Krefeld, sprach sich aber bald wieder dagegen aus, weil er „bei seiner Kenntniss der Lokalverhältnisse gewissenhaft nicht für eine Schule sprechen könne, die, ganz der launenhaften Willkür der einzelnen Eltern überlassen, nicht einmal auf kurze Dauer Garantie und Bestand haben könnte“. 1840 wurde der Gemeinde dann für ihre 33 schulpflichtigen Kinder eine Elementarschule mit städtischem Zuschuß genehmigt. Ausschlaggebend für eine eigene jüdische Schule war für den Oberrabbiner der ordentliche jüdische Religionsunterricht, während er andererseits eine solche Schule nicht für wünschenswert hielt, weil, wie er meinte, beim Besuch der christlichen Schule „theilweise noch bestehende konfessionelle Vorurtheile und Abneigungen in der Geburt erstickt und die gegenseitige Annäherung und Liebe befördert werden“. 1865 wurde dann die aus 2 Klassen bestehende jüdische Elementarschule den übrigen städtischen Schulen gleichgestellt. 1874 ging das Schulgebäude auf der Felbelstraße in städtisches Eigentum über.

Hier ist wohl die Stelle, über die Krefelder Oberrabbiner bzw. Rabbiner einige Bemerkungen einzufügen. Während der bis 1835 amtierende Oberrabbiner Löb Carlburg, der die Talmudhochschulen Prag und Berlin besucht hatte, auf einer Abbildung beinahe alttestamentarisch wirkt, verkörperte sein Nachfolger Dr. Baruch Lion Ullmann (1836-1843) in seiner einem protestantischen Geistlichen ähnlichen Amtstracht eine neue Zeit. Ullmann, gebürtig aus St. Goar, hatte dreieinhalb Jahre an der Universität Bonn studiert. Seine Wahl stieß, kennzeichnend für die gegensätzlichen Auffassungen im Judentum, bei einigen auf Ablehnung, weil sie seine akademische Bildung gegenüber dem traditionellen Judentum negativ werten. Mit der ersten vollständigen Übersetzung des Korans in deutscher Sprache machte sich Ullmann einen Namen. Keine zwei Monate nach seinem Dienstantritt hatte er bereits eine Synagogenordnung für den Konsistorialsprengel erarbeitet, die in 37 Paragraphen das Verhalten beim Gottesdienst regelte und eingerissene Mißbräuche abstellte. Sie stellt auf lange Zeit die einzige erhaltene Quelle über das gottesdienstliche Leben in den Gemeinden dar.



Synagoge von 1853

Dr. Löb Bodenheimer (1845-1868) mußte als Landrabbiner in Hildesheim nach der damaligen Rechtslage vor seinem Dienstantritt in Krefeld erst in den „preußischen Untertanenverband“ aufgenommen, d. h. naturalisiert werden. Sein Hauptinteresse galt über seinen Amtssprengel hinaus der Verbesserung des jüdischen Schulwesens.

Er war der letzte Krefelder Oberrabbiner, bei dem vor Aufhebung der Konsistorialverfassung Amt und Titel noch verbunden waren.

Bauliches Wahrzeichen der Krefelder Gemeinde war ihre Synagoge. Wenn es im Tagebuch von Abraham ter Meer zu 1763 heißt, daß die Juden „in ihrer Synagoge“ ihre Dankespflicht für den Friedensschluß von Hubertusburg am Ende des Siebenjährigen Krieges taten, so verfügten sie ihrer geringen Personenzahl entsprechend wohl nur über ein Bethaus. Die 1764 eingeweihte neue Synagoge lag im damals Juden-Kirch-Straße genannten mittleren Teil der heutigen Mennoniten-Kirch-Straße. 1809 erweitert erwies sie sich 1846, als

Gemeinde 490 Mitglieder zählte, erneut als zu klein. Da die beengten Grundstücksverhältnisse einen weiteren Ausbau nicht zuließen, entschloß man sich zu einem Neubau auf einem eigenen Gartenplatz an der Petersstraße. Das nach einem Entwurf des Stadtbaumeisters Freyse im klassizistischen Stil der Zeit als Backsteinbau mit hoher Kuppel errichtete Gotteshaus wurde 1853 festlich eingeweiht. Das vier-tägige Festprogramm begann mit der Aufpflanzung der Nationalfahne auf der Kuppel am Vorabend des Freitags, an dem die Thora-Rollen in einem Festzug von der alten in die neue Synagoge überführt und dort in die neue Lade eingelegt wurden. Ein Morgengottesdienst am Samstag beendete die religiösen Feiern. Musikalische Darbietungen, eine Kaffeetafel im Freien und ein Festball rundeten das freudige Ereignis ab.

Zu den Baukosten hatten Krefelds Bürger 2500 Taler beigesteuert. Im öffentlich ausgesprochenen Dank des Oberrabbiners und der Gemeinde wird die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit hervorgehoben, mit denen man überall das Sammlungs-Komitee empfangen habe. Weiter heißt es: „Krefelds liberaler und menschenfreundlicher Sinn, der alle Confessionen mit gleicher Liebe umfaßt, hat sich auch bei dieser Gelegenheit in einem herrlichen Lichte gezeigt...“.

In schmerzlicher Erinnerung bleibt der älteren Generation das Bild der Synagoge nach dem Umbau in pseudoorientalischem Stil, die Oberrabbiner Dr. Horowitz 1903 einweihte. Sie enthielt 12 von Thorn-Prikker gestaltete Glasfenster.

In die Frühzeit der Gemeinde reicht der alte jüdische Friedhof an der Heideckstraße, den schon eine Karte von 1723/36 an dieser Stelle zeigt. Die Lage des Friedhofs weitab der Stadt, wie sie noch im 18. Jh. auch in Linn und anderswo bestand, entsprach dem jüdischen Sonderdasein. Krefeld darf sich indessen rühmen, daß sowohl der alte als auch der neue jüdische Friedhof vor der Zerstörungswut der NS-Radikalen bewahrt blieben. Dem natürlichen Verfallsprozeß der bis ins 18. Jh. zurückreichenden Grabsteine wurde auf Veranlassung des Stadtarchivs durch eine Fotodokumentation aller Grabsteine begegnet.

Wie bereits oben erwähnt, fand die mit der Französischen Revolution begonnene Emanzipation der Juden in den deutschen Einzelstaaten im Gesetz des Norddeutschen Bundes von 1869, das seit der Reichsgründung von 1871 als Reichsgesetz galt, formell ihren Abschluß. Judentum bedeutete nun nicht mehr einen

Rechtsstatus, sondern Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft. Dementsprechend wandelten sich die Synagogengemeinden, die zugleich Kultusgemeinde, Rechtsgemeinde und eigener Sozialkörper gewesen waren, zu Konfessionsgemeinden. Auf die Identitätskrise, vor die der Wegfall des inneren Getto-Daseins das Judentum stellte und auf die es geistig nicht vorbereitet war, kann hier nicht eingegangen werden, ebensowenig auf die Problematik der nach 1870 in großem Ausmaß einsetzenden Assimilation an die nichtjüdische Gesellschaft. Sie machte Teile des von den wirtschaftlichen und sozialen Umschichtungen betroffenen mittleren und kleineren Bürgertums, des Bauerntums sowie des mittleren und niederen Adels für neue antisemitische Ideologien empfänglich, die ihrerseits wieder den national-jüdischen Zionismus auslösten.

Die Statistik bestehender Mischehen, wie sie in Krefeld für die Jahre 1900-1910 vorliegt, erweist aber allein schon, daß der Assimilationsvorgang den religiös-seelischen Bereich wenig berührte (im Jahre 1900 bei insgesamt 2115 Mischehen nur 13 mit jüdischem Anteil). Fehlende vollständige Mitgliederlisten der jüdischen Gemeinde machen es indessen ohne langwierige Forschungen unmöglich, den Verlauf des Assimilationsprozesses hier genau zu erkennen, wie es auch schwer hält, den jüdischen Anteil an einzelnen Berufsgruppen oder Gewerbebezügen zu klären, weil Rückschlüsse allein aus Familiennamen oft in die Irre führen.

1871, am Beginn der kaum noch behinderten Assimilation, gab es in Alt-Krefeld (also ohne Uerdingen, Linn usw.) bei einer Gesamtbevölkerung von 57 105 Personen 1 085 Glaubensjuden, also 1,9%. Dieses Prozentverhältnis wurde bis 1885 nur noch geringfügig überschritten, sank dann aber durch Eingemeindung fast ganz katholischer Gebiete bis 1925 auf ca. 1,2%. Die absoluten Zahlen lauten für 1880: 1 532, für 1905: 1 834 Glaubensjuden.

Das „Verzeichnis der Communalsteuerpflichtigen der Bürgermeisterei Krefeld pro 1872“ zeigt in Verbindung mit einem „Verzeichnis der Wahlberechtigten der Synagogengemeinde Krefeld“ aus dem gleichen Jahr, wie weit damals der wirtschaftliche Aufstieg der Juden gediehen war. Unter den 22 Juden der ersten Steuerklasse finden wir 7 Seidenfabrikanten, 6 Seidenwarenhändler, 3 Manufakturwarenhändler, 2 Kaufleute, 2 Lichterfabrikanten und je einen Seidenhändler und Lotterei-Einnehmer. Während in Krefeld die allgemeine Höchstgrenze persönlicher Einkommen in zwei Fällen bei 15 000 Taler lag, bewegte sich das Jahreseinkommen bei den Juden der ersten Klasse zwischen 650 und 2 500 Talern.

Nicht uninteressant im Hinblick auf die beruflichen Pläne jüdischer Eltern für ihre Söhne sind für die Jahre 1901-1910 vorliegende Zahlen über den Besuch höherer Schulen. Während der jüdische Gesamtanteil zwischen 5 und 6% konstant blieb, sank er beim humanistischen Gymnasium (Arndt-Gymnasium) stetig von 3 auf 1%, stieg er beim Realgymnasium (Gymnasium am Moltkeplatz) von 4 auf 9,5%, bewegte er sich bei der Oberrealschule (Fichteschule) zwischen 9 und 6,9%, und fiel er bei der Realschule seit 1904 von 9 auf 2%. Dabei ist noch anzumerken, daß 1846 schon 4,3% der Schüler des Realgymnasiums jüdischen Glaubens waren und 1885 der jüdische Schüleranteil dort mit 17,4% den absoluten Höchststand erreichte.

Für 1912 liegt eine Statistik über die Gewerbestruktur der Juden in einigen Städten des Rheingebietes vor, die Aussagen über die Anpassung der jüdischen Gewerbestruktur an die Eigenart der jeweiligen Stadt zuläßt. In Krefeld mit seiner den Juden besonders zusagenden Textilindustrie lag mit 39,03% der Prozentsatz der in Industrie und Handwerk beschäftigten Juden im Vergleich zu anderen Städten am höchsten, der in Handel und Verkehr Beschäftigten mit 43,99% am niedrigsten, während Öffentliche Dienste und freie Berufe mit 3,46% und Berufslose und Selbständige mit 12,83% vertreten waren.

Konkrete Einblicke in den jüdischen Anteil am Leben Krefelds gibt beispielsweise das Adreßbuch von 1914, als die Stadt bei einer Gesamtbevölkerung von ca. 133 000 ca. 1 800 Juden (= 1,35%) zählte. Von den 228 Metzgern waren etwa 22 jüdische, was einem Vielfachen des jüdischen Bevölkerungsanteils entsprach. Weit überproportional waren auch akademische Berufe mit Ausnahme des höheren Lehrberufs vertreten: Von 88 Ärzten 7 Juden, von 27 Rechtsanwälten 6 Juden. Im Kaufmannsgericht, in der Kommission für das höhere Schulwesen, im Vorstand der Handelskammer, im Kuratorium des Kaiser-Wilhelm-Museums, in der Stadtverordnetenversammlung, in Industrieverbänden und anderswo: überall treffen wir z. T. die gleichen angesehenen jüdischen Bürger an. Klein- und Großhandel war von Juden durchsetzt, wobei der jüdische Geschäftsanteil an Neusser-, Hoch- und Friedrichstraße, den damaligen Hauptgeschäftsstraßen, besonders hoch lag. Genannt seien nur die Namen Dannenbaum, Hirsch, Kaufmann, Lion, Servos, Spanier, Spiro, Tietz und Wittgensteiner. Während der Prozentsatz jüdischer Firmen bei Seidenwaren- und Bandfabriken relativ gering war, stieg er beim Seidengroßhandel und -export auf etwa 1/3, lag aber bei den Krawattenfabriken wieder niedriger. Natürlich gab es auch christliche Firmen mit jüdischen Inhabern und solche mit jüdi-

schen und nichtjüdischen Geschäftspartnern. Schwach hingegen waren jüdische Handwerker vertreten.

Wie der emigrierte jüdische Grafiker und Schriftsteller R. Errell aus Krefelder Jugenderinnerungen vor 1920 bemerkt, „scheinen sich die Juden in dieser Stadt wohlgeföhlt zu haben“. Judenfeindschaft hat es sicher zumindest unterschwellig hier und da gegeben, wobei zu fragen ist, ob bloßer wirtschaftlicher Neid, alte religiös motivierte Ressentiments oder neuer Antisemitismus, der 1893 in Deutschland einen vorläufigen Höhepunkt erreichte, den Anstoß gaben. Von Gewalttaten gegen Juden weiß die Stadtchronik dieser Zeit jedoch nichts zu berichten. Zentrum und Sozialdemokratie, die sich beide dem Antisemitismus versperrten, besaßen, wie die Ergebnisse der Reichstagswahlen der Jahre 1890-1912 zeigen, in Krefeld eine so große Wählerschaft, daß hier die Basis für antisemitische Aktivitäten fehlte.

Mit dem Aufkommen und Erstarken der NSDAP zeichnete sich, von den Wenigsten klar erkannt, bereits die Katastrophe ab. Mochte man selbst in jüdischen, nationaldeutsch eingestellten Kreisen noch gehofft haben, daß die absurde NS-Rassenideologie keine unerträglichen Folgen in der politischen Realität nach sich ziehen würde, so bekam man nach dem 30. Januar 1933 schnell einen Vorgesmack schlimmeren Unheils.

In Krefeld lebten damals annähernd 1500 Glaubensjuden. Gegen jüdische Geschäfte, Ärzte und Rechtsanwälte richtete sich auch hier am 1. April ein reichseinheitlich von der SA durchgeführter Boykott. Aus einem „An die gesinnungslosen Damen Krefelds“ gerichteten Aufruf eines SS-Sturmbannführers wird erkennbar, daß der Boykott von einigen Frauen durch Boykottierung des „christlichen gewerblichen Mittelstandes“ beantwortet wurde. Es begann die Bespitzelung besonders von Beamtenfrauen, die weiterhin in jüdischen Geschäften kauften. Manche hingegen, die bisher kaum jüdische Geschäfte aufsuchten, kauften nun erst recht dort.

Die diskriminierende und existenzvernichtende reichsrechtliche Ausnahmegesetzgebung gegen Juden, Erlasse der Reichsministerien, allgemeine Maßnahmen der NSDAP und ihrer Organisationen trafen die Krefelder Juden wie überall mit voller Härte. Noch nicht abgeschlossene Forschungen an Hand aller erreichbaren Quellen hoffen zu zeigen, wie sie sich hier im einzelnen ausgewirkt haben.

Trotz der Nürnberger Gesetze von 1935, „die im wesentlichen eine rassenideologische Einengung des Begriffes Jude bedeuteten (Düwell)“, suchte die Reichsregie-

lung von 1935-1937 im Hinblick auf das Ausland, insbesondere die Olympischen Spiele und die Rheinlandbesetzung 1936, antisemitische Ausschreitungen zu vermeiden. Mit dem Jahre 1938 verschärfte sich jedoch die Ausnahmegesetzgebung. Durch das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der jüdischen Kultusvereinigungen vom 28. März verloren die Kultusgemeinden, also auch die Krefelder, und die Landesverbände ihre Stellung als Körperschaften des öffentlichen Rechts. Auf Initiative von Goebbels und mit Billigung Hitlers kam es dann unter Einsatz der SA zum organisierten Pogrom der Nacht vom 9. zum 10. November, der sogenannten Reichskristallnacht.

In Krefeld wurden die Synagoge, die Synagoge in Linn und das Synagogenheim auf dem Bleichpfad durch Brandstiftung einschließlich Mobiliar vernichtet, 18 Geschäfte zerstört, 63 Personen festgenommen und größtenteils in das Konzentrationslager Dachau transportiert, jüdische Privatwohnungen durch SA-Horden zertrümmert. Polizei und Feuerwehr hatten Befehl, bei Zerstörungen nicht einzugreifen, Plünderungen zu verhindern und Brände von Nachbarhäusern fernzuhalten. Die Gestapo sollte das in Synagogen und Geschäftsräumen der Gemeinden vorhandene, historisch wertvolle Archivmaterial beschlagnahmen und der zuständigen SD-Dienststelle übergeben, was in Krefeld schon nicht mehr geschehen konnte. Nur die Kunstsammlung von Alexander Oppenheimer wurde gerettet.

Wenn man die Stimmung der Krefelder Bevölkerung, auch mancher Parteimitglieder und NS-Sympathisanten, am 10. November charakterisieren will, so vermögen Begriffe wie Betroffenheit, Beschämung und Verachtung der Urheber und Handlanger sie kaum auszudrücken.

Die jüdische Auswanderung setzte nun trotz staatlicher Behinderung oder auch mit staatlichem Nachdruck - Heydrich und Göring verfolgten hier verschiedene Ziele - verstärkt ein. Zu den Krefelder Auswanderern, die aus dem KZ Dachau entlassen wurden, gehörte auch der in Krefeld als Sohn eines jüdischen Lehrers geborene Rechtsanwalt Dr. Kurt Alexander, der dem Hauptvorstand des „Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ und dem Präsidialausschuß der „Reichsvertretung der deutschen Juden“ (nach den Nürnberger Gesetzen: „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“) angehört hatte, 1924-1929 Stadtverordneter gewesen und schon als Oberprimaner auf einer zionistischen Versammlung im Hotel Spiro als glänzender Dialektiker gegen den Redner des Abends aufgetreten war. Am 17. Mai 1939 lebten in Krefeld nur noch 790 Glaubensjuden bzw. 820 Juden im Sinne der Nürnberger Gesetze von 1935. Dazu

kamen 150 sogenannte Mischlinge 1. Grades und 119 2. Grades. Was die Auswanderung ohne ausreichende Mittel in alle Erdteile, wo die Verfolgten ab 1938 trotz Anprangerung der NS-Maßnahmen durch das Ausland keineswegs wie bisher durchweg zügig Aufnahme fanden, für den Einzelnen bedeutete, mag sich jeder selbst vorstellen.

Mit Kriegsbeginn schwanden die letzten Auswanderungsmöglichkeiten, ab 1. Oktober 1941 war die Auswanderung aus dem Reichsgebiet verboten. Hatten schon am 22. Oktober 1940 Deportationen badischer und saarpfälzischer Juden nach Südfrankreich stattgefunden, so setzten im Spätherbst 1941 die planmäßigen Deportationen nach dem Osten unter dem Deckmantel eines Arbeitseinsatzes, aber mit dem Ziel der physischen Vernichtung der Deportierten ein.

Aus Krefeld wurden deportiert:

am 25. Okt. 1941 nach Lodz: 48, Überlebende: 0.

Dez. 1941 nach Riga: 149, Überlebende: 3. 21. April u. 15. Juni 1942 nach Izbica: 154, Überlebende: 0.

Juli 1942 nach Theresienstadt: 235, Überlebende: 4.

Juni 1943, Januar 1944 und September 1944 nach Theresienstadt: 21, Überlebende: 0.

Die meisten der 193 nach Belgien und in die Niederlande Geflüchteten wurden nach dem deutschen Einmarsch ins KZ verschleppt und dort umgebracht.

In Krefeld überlebten nur 10 Juden (privilegierte Juden und Mischlinge 1. Grades). Von 66 Juden, deren Schicksal unbekannt ist, endeten gewiß viele im KZ oder durch Selbstmord. Zu den letzteren gehörte der in Krefeld unvergessene Kinderarzt Dr. Isidor Hirschfelder, Oberstabsarzt des Ersten Weltkrieges und uneigennütziger Helfer des Krefelder Frauenvereins, der am 29. Oktober 1941 zur Pistole griff.

Ich stehe am Ende meiner Ausführungen, die unbefriedigend bleiben müssen, weil die gebotene Kürze zur Weglassung einer Fülle von Details und mancher Gesichtspunkte zwang. Der Blick in die Vergangenheit hofft aber angedeutet zu haben, daß der jüdische Leidensweg erst in historischer Perspektive in seiner ganzen abgrundtiefen Inhumanität zu erkennen ist. Wenn dieses Geschichtsbewußtsein verdrängt wird, um es in allgemeine soziologische Fragestellungen aufgehen zu lassen, besteht nach einem Wort von Theodor Schieder die Gefahr, daß „die Zukunft . . . in Verkennung der durch die Geschichte erwiesenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten gründlich verfehlt wird“.

Die Bauplastik in der neugotischen St. Gertrudis-Kirche in Krefeld-Bockum

Kapitelle und Gewölbeschlusssteine

von Bernhard Hafner

I. Die Pflanzenkapitelle der Gertrudis-Kirche

Die Bockumer Gertrudiskirche macht es nach ihrer Restaurierung im Inneren (im Jahre 1976 durch Architekt Heinz Döhmen/Viersen) dem Betrachter leicht, in jene Bewunderung zu geraten, die Andacht weckt und zum Denken führt.

Er sieht beim Betreten der geräumigen Kirche mit Erstaunen nach oben und gewahrt eine zunächst unübersehbare Vielfalt von goldener Pflanzenplastik als Schmuck an jedem Kapitell der zweimal vier Langhaus-säulen und der vier Vierungssäulen um den Altarraum. Die Bestimmtheit, mit der die Blätterskulpturen geometrisch geordnet sind und die Säulen nach oben abschließen, läßt ihn versuchen, die dargestellten Pflanzenarten zu entziffern, die aus Sandstein gehauen, erhaben vor dem runden Kapitell sitzen, golden auf venezianischrot gemaltem Grund. Jedes Blatt oder Blatt-/Zweig-Bündel stellt offenbar eine ganz bestimmte, eine „botanisch bestimmbare“, Pflanze dar.

Der Laie findet einige Bäume und Sträucher als Vorbilder heraus, auch niederwüchsige Kräuter und Blumen! Die „Übersetzung“ der zarten Pflanzenbildung in die Kraft steinerne Skulptur nimmt den - erkannten oder vermuteten - Vorbildern nichts an Ordnung und Glanz. Je nach Bedeutungsabsicht haben die Künstler die betreffenden Pflanzen dargestellt in ihrer Blatt-, Blüten- oder Fruchtbildung; Zierpflanzen zum Beispiel blühend, Bäume und Heilpflanzen fruchtend.

Über fünf Dutzend verschiedene Pflanzenbildungen sind dargestellt, für den Pflan-

zenkundigen ein Bilderbuch, das Sommer wie Winter gedeiht. Eiche (mindestens zweierlei Arten), Ahorn, Efeu, natürlich das Weinlaub, Himbeere und Brombeere, etliche Distelarten, Wiesenblumen und Heilkräuter scheinen ebenfalls vorzukommen, so der Löwenzahn, vielleicht Bärenklau und Nieswurz (Christrose), auch die Pfingstrose scheint dabei.

Für den Botaniker, der sich der geometrisierenden Formung nicht verschließt, die durch die Kapitellnähe und durch den ordnenden Willen der Raumbildung (nach den vier Windrichtungen orientiert) bedingt ist, werden sich alle Pflanzen entziffern lassen. Die goldene Erhabenheit vor dunkelfarbigem Grund, also die Einzelverschiedenheit der Blätter vor der einheitlichen Rundung aller Kapitelle, spricht jedoch auch den wenig Pflanzenkundigen mächtig an.

Wer mit dem Feldstecher diese botanischen Plastiken nacheinander betrachtet, wird vor Staunen nicht enden können: So etwas gibt es, und wir kennen und beachten es nicht?

Wie kommt es überhaupt, daß die neugotische Architektonik, insbesondere die den Bauten fest eingesetzte Bauplastik (also nicht die „dazugesetzten“ Figurendarstellungen, sondern das „gebaute Zierwerk“) von uns kaum gesehen, fast vergessen, verachtet wie die neugotische Figurenkunst (etwa die Gebetbuchbildchen) ist? Ist uns das zu viel an Kunst, oder zu wenig?

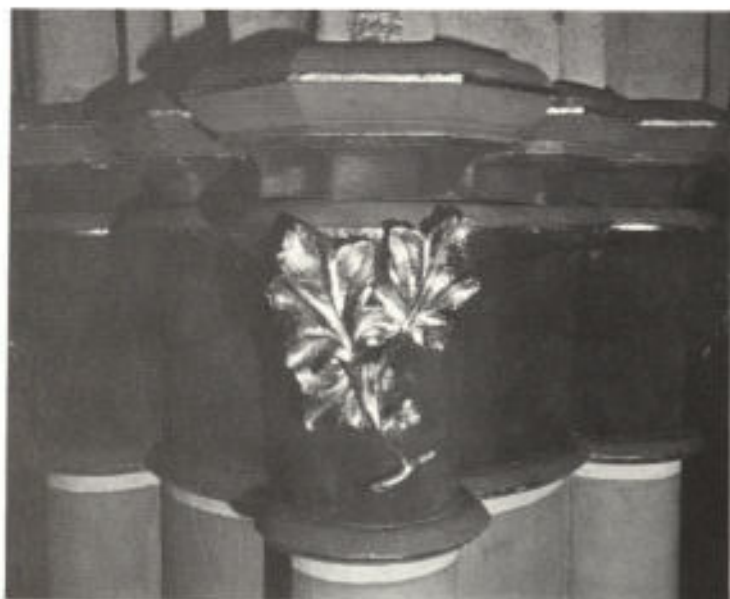
„Kunst soll erfreuen und belehren“, so prägte schon der Römer Horaz das Wort für eine urbane schöne Kultur. Sind unsere Vorstellungen über eine Kunst, die belehrend erfreut - wenn es um Kirchenbauwer-

ke geht - rückwärts in unsere Kulturgeschichte zu den barocken Deckenthatern süddeutscher Kirchen ausgeschwärmt und dabei an den strengeren Freuden des Wissens vorbeigeilt, die die neugotische Schmuckplastik unserer zahllosen Kirchen zwischen 1850 und 1914 uns bereiten will?

Wie wäre es sonst zu verstehen, daß in eben dieser Kirche St. Gertrudis in Bockum, die nach der Restaurierung von Wänden und Gewölben ihre hervorragenden botanischen Sinnbilder der „Natur, die Gott preist“ uns neu zur Bewunderung anbietet, bei der vorigen Restaurierung 1958/60 (also vor weniger als 15 Jahren) die sonstige neugotische Ausstattung weitgehend ausgemerzt wurde!

Auf einen regelrechten Skandal darf in diesem Zusammenhang hingewiesen werden: Anders als bei St. Gertrudis, für die sich die Augen doch rechtzeitig geöffnet haben, wurde vor gerade 5 (!) Jahren ein noch großartigeres Kunstwerk der Architektur, das vom gleichen Baumeister Friedr. v. Schmidt wie St. Gertrudis in Bockum stammt, brutal abgerissen mit Bagger und Planierdrape und auf den Schutt geschmissen: die Düsseldorfer Dominikanerkirche an der Herzogstraße. Ihre Bauplastik, weit über hundert Blattornamente an den Kapitellen und mehr als fünf Dutzend Blütenornament-Schlusssteine der Gewölbe, wurde einfach in Stücke geschlagen und fortgekippt.

Friedrich Freiherr von Schmidt, einer der großen Architekten der neugotischen Kirchenbaukunst, ging aus der Erneuerungsbewegung hervor, zu der der Weiterbau des Kölner Domes in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts trieb - Erneuerung in einem seltsamen Sinne: die Formenspra-



Weinlaub oder Brombeere



Beerenform

che der Hochgotik, also eine fünfhundert Jahre zurückliegende Sinn-Bilder-Sprache, gab die Symbole für die Selbstfindung des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert in der Architektur. Diese Chiffren kennen wir - Spitzbogen, Glasfenster, Andacht und Tugendausdruck in Malerei und Plastik - nachhaltig und stereotyp aus den Abklatschgestalten der Gebetbuchbildchen. Wir meinen seitdem: „neugotisch ist sentimental und süßlich“. Für uns ist Neugotik Kitsch geworden.

Hier haben wir unser Urteil gefällt aus dem Überdruß an dem kraftlosen, verfälschten Endzustand neugotischer Bild-Sprache. Entspricht es der Substanz?

Was ist die Substanz der Neugotik? Am ehesten ist sie die Architektur selbst, also das Gebäude und alles, was in dieses fest eingebaut, aus Stein wie das Bauwerk selbst ist.

Und hier finden wir eine wesentlich trockenere, unsere Erkenntnis angehende Sprache in der hochstrebenden Gestik dieser Bauten, die zugleich (dank der größeren Technik des 19. Jahrhunderts gegenüber der eigentlichen „Gotik“) raumvoller, freier, offensinniger sind. Wo diese eindeutig bürgerlich-freisetzende Raumsprache in Schmuckskulpturen ausbricht, die fest eingebaut sind, wird eine Erkenntnisleistung angesprochen, die zugleich liebevoll ist: die Natur wird übersetzt in die Kunstgestalt vollkommener Maße.

Die Blattornamente von Kapitellen und Gewölbeschlusssteinen stellen eine eigene authentische Fortentwicklung des gotischen „Natur-Geistes-Bildes“ dar.

Somit finden wir in der St. Gertrudiskirche die höchste Leistung der Neugotik-Bau-

plastik in reichlichen Beispielen vor - die botanisch treffenden, in harmonisch-geometrische Maßgerechtigkeit des Raumes eingebundenen, der betrachtenden Gesinnung freies Spiel lassenden Pflanzen-Skulpturen auf den Kapitellen.

„Nüchterne Trunkenheit“ (Thomas von Aquin) trägt eine solche Kunst. Sie ist eine eigene, unverfälschbare Entwicklung innerhalb der Neugotik, die bis in die Spätzeit weiter meisterlich ausgeformt wurde; davon kann man sich auch an der im Jahr 1977 hervorragend restaurierten spätneugotischen Kirche St. Michael in Mönchengladbach-Holt (aus dem Jahre 1900) überzeugen.

Die Tradition hatte sogar noch nach 1945 Kräfte freigesetzt: In der schwer bombenbeschädigten - heute abgerissenen - Düsseldorfer Dominikanerkirche (Entwurf vor 1866) wurden zerstörte Schlusssteine sogar nach dem 2. Weltkrieg originalentsprechend ersetzt.

Dennoch: Gerade die beste, eigenständigste Leistung der Neugotik wurde vergessen: die Pflanzenornamentskulptur.

Heilsbild und Heilkunst - eine Deutung für die Pflanzenornamentik

In der Bockumer Gertrudiskirche sind es 73 verschiedene Pflanzendarstellungen, die meist in den vier Windrichtungen auf den Rundkapitellen aufsitzen.

Was bedeuten diese botanisch getreuen, in geometrische Ordnungen übersetzten Pflanzenzierden?



Bärenklau oder Akanthusform



Akanthusform

Woher kommt diese Zierde? Was will sie sagen?

In Deutschland gibt es ein herausragendes Baumonument der Gotik, das die neugotische Bauskulptur wesentlich mitbestimmt hat. Es ist der Altenberger Dom. Die Mönche des Zisterzienserordens haben diesen Dom im einsamen Tal der Dhünn im Bergischen Land vor 600 Jahren in seiner hochgotischen Gestalt erbaut und als einzigen Schmuck der Kirche - insbesondere in den silbrigen Glasfenstern - das Pflanzenornament genommen. Die Bildersprache sollte rein sein, den geistigen Fluß der Betrachtung und Schulung nicht stören durch Figuren. Erzählende Elemente wurden fortgelassen. Dafür ergoß sich die ganze Kraft der „anschauenden Erkenntnis“, - wie Goethe später die künstlerisch einführende Natur-Wissenschaft nannte -, in die Pflanzendarstellung. Ein Lebenswerk mehrerer Generationen zum Lobe Gottes: Pflanzen schauen, einprägen, erforschen, darstellen. Allein zum Lobe Gottes?

Die Mönche gaben ihre Erkenntnisse, die gereinigt waren durch die Meditation und das Gebet, an die Bauern des Landes weiter: sie entwickelten die Heilkunst aus den Pflanzenkräften und dem christlichen Geist.

Hier liegt das Geheimnis der gotischen Pflanzenskulpturen in den tragenden Bauelementen (Kapitelle) und im Bauziel (Schlußstein und Kreuzblume).

Die Neugotik scheint die ursprüngliche gotische Pflanzen-Bauzierde so begriffen zu haben, daß sie diese sich selbständig einverwandeln konnte, viel besser jedenfalls,

als sie es mit der figürlichen Darstellung in Skulptur und Malerei vermocht hat.

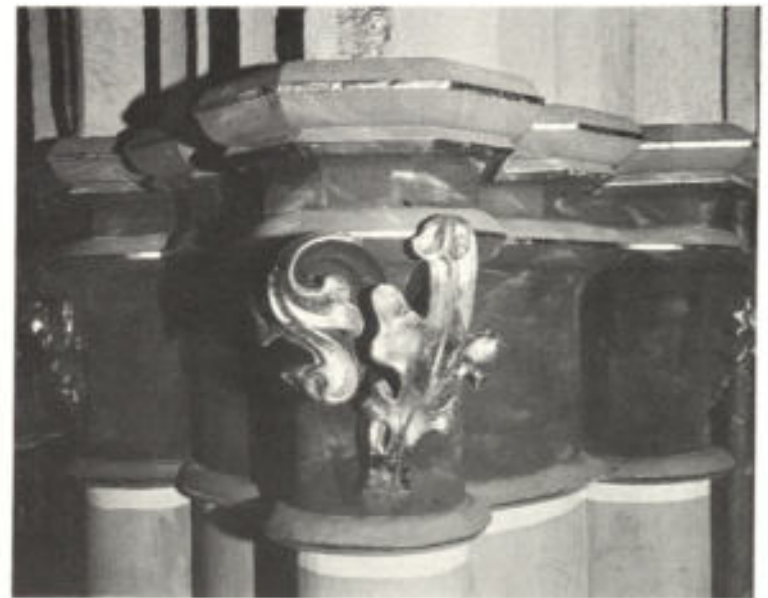
Bei der Wiedererweckung der gotischen Architektur im 19. Jahrhundert, die am stärksten vom Weiterbau des Kölner Doms (ab 1840) ausging, konnten die Figurenplastiken nicht die Sprache der echten Gotik wiedergewinnen. Die neugotische Figur - in Stein oder Malerei - verfehlt den Ausbildungsgang des 19. Jahrhunderts zunächst nicht, aber sie beleuchtet ihn doch meistens mit dem Licht des Gewesenen. Ihre Züge tragen nicht das werdende in sich angelegt, wie es die ursprüngliche Gotik tat.

Doch anders als mit den rückschauend konzipierten Figurenwerken ist es bei der Zierplastik der Neugotik, also insbesondere der Pflanzenornamentik.

Hier wirkt eher der nüchterne Geist des Altenberger Doms, der ebenfalls im 19. Jahrhundert aus dem Zerfall gerettet wurde, als die uneinholbare Idealität des hochmittelalterlichen Kölner Domes. Dies sind aber keine gegensätzlichen Wurzeln. Der Baumeister der Bockumer Gertrudiskirche, Friedrich Freiherr von Schmidt, entspringt der Bauschule um den Weiterbau des Kölner Domes; zugleich überträgt er die pflanzenornamentale Zierplastik in seine neugotischen Entwürfe, wie sie der Altenberger Dom durch seine ausschließliche Geprägtheit von den Pflanzenzierwerken seiner Fenster als reines Vorbild aus der Gotik herüberträgt: die Gertrudiskirche in Bockum kann von den Pflanzenkapitellen her schon als Meisterwerk Schmidts gelten, dem alsbald der großartige Raum der Düsseldorfer Dominikanerkirche folgte, der nun ganz den inspirierenden Altenberger Dom spüren ließ.



Efeu



Akanthusform

Es wäre einer vollen Würdigung der neugotischen Pflanzenplastik in Kapitellen und Schlußsteinen förderlich, wenn man sie über die Zusammenfassung unter bestimmten Architekten - allen voran Friedrich von Schmidts - hinaus begreifen könnte als die Werke bestimmter Steinmetzschulen, die ebenso wie die großen neugotischen Architekten vom Jahrhundertwerk des Kölner Doms ausgingen aber auch das Altenberger Vorbild weitertrugen.

In keinem Buch über die Neugotik im besonderen oder über neugotische Denkmäler/Bauwerke des Rheinlandes im allgemeinen fanden wir dazu Ausführlicheres. Dies ist unbegreiflich: die Präzision geometrischer Ordnung, die Kraft plastischer Hervorhebung vom Bauträger (Wand, Säule, Gewölberippe), und vor allem die Lebendigkeit und Anschauungsfreude der botanischen Verweisungstreue lassen eine authentische, dem Architekten gleichkommende Entwerfer- und Ausführerhand der Steinmetze spüren.

Forschender Enthusiasmus: Zukunftsweisung der neugotischen Pflanzenzierde

Die neugotische Bau-Zierplastik ist der Bauarchitektur formal gleichwertig und ist auch immer von ihr mitgewollt und bewußt eingesetzt als Zeichen handwerklicher, vom Steinmetzen handgemachter Fassaden- und Innenraumgestaltung - gerade auch da, wo schon technische Elemente der Neuzeit (Eisenträger und -armierungen) mächtigere Wand- und Raumlösungen als die Gotik selbst erlauben.

Wo die Bau-Zierplastik aber dann wirklich zu ihrer Entfaltung zugelassen wird, wo also die Steinbildhauer selbst entwerfen

und Geometrie und Naturbild in Pflanzenplastik verschmelzen, ist sie der neugotischen Raumarchitektur sogar überlegen. Sie ist nicht rückschauend dogmatisch, sie braucht sich nicht zu rechtfertigen durch das veraltete Kleid scheinmittelalterlicher Repräsentationsbedeutung, wie es die Neugotik im ganzen ja tut und will.

Erst durch den Blick auf diese relative Freiheit der Bau-Zierskulptur kann diese hohe Leistung der Neugotik als das begriffen werden, was sie ist: eine Kunst im 19. Jahrhundert, die nicht weniger das Werdende als das Gewesene darstellt.

Die Pflanzenplastik wird nicht beeinträchtigt durch die rückwärtsschauende Sehnsucht des preußischen Kaisers und der rheinländischen Katholiken, die sich im Weiterbau des Kölner Doms zu einer scheinmittelalterlichen Christeneinheit treffen, die das Heraufkommen der industriellen Umwertung aller Werte nicht abzusehen vermag. Was den neugotischen Gemälden und Figurenplastiken oft nicht gelingt, sich energisch genug aus der Rüstung in geschichtlich gewesene Antworten herauszuentwickeln, das berührt die Schlußblüte der Architektur nicht: in der Neugotik ist die Pflanzenornamentik den Erkenntnisimpulsen der zur Herrschaft kommenden Naturwissenschaften durchaus gewachsen.

Für die neugotische Denkungsart selbst wäre dies unverständlich gewesen. Sie dachte, wie die Gotik denken zu können und hielt die Auftrags- und Programmplastik, die Figurenrepräsentation des kaiserlichen Ständepanoramas mit symbolischer Verkleidung in mittelalterliche Fürsten- und Heiligenvorbilder für wahre Kunst, also für geschichtliche, in die Zukunft wirkende, bildgewordene Inbegriffe.

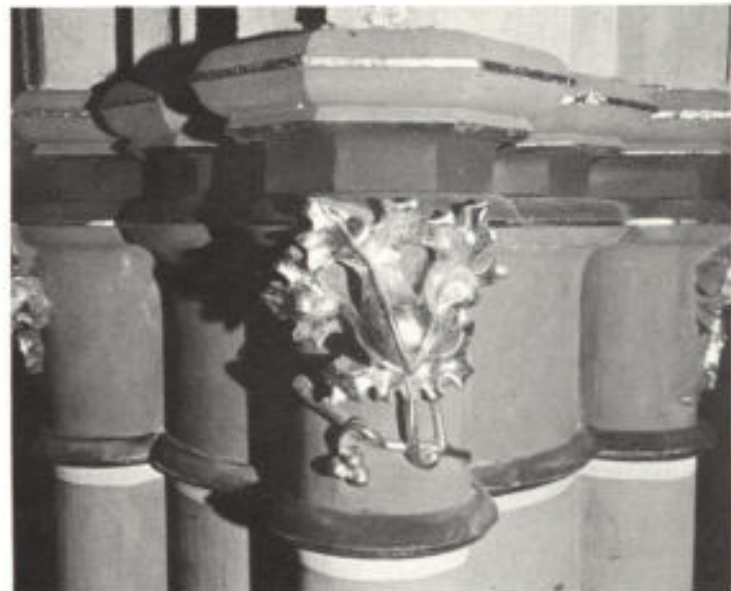


Distel

Die Pflanzenornamentik der Kirchen war hier nur schmückende Zutat. Für uns, die den geschichtlichen Verfall des Gewesenen dann erlebt und selbst mitbewirkt haben, steht diese Pflanzenornamentik nicht unter dem Schicksal, eine verfallene Idee auszudrücken.

Was für eine Idee drückt sie dann aus? Was besagt uns ein botanisches Vorbilderbuch in einem Gotteshaus, was besagt es, wenn hier die Idee der Gemeindeversammlung heute an Boden gewonnen haben sollte?

Vieles ist hier gesagt worden über die untergegangene und die gebliebene Neugotik. Was aber die nichtuntergegangene, die Pflanzenornamentik der neugotischen Kirchen, für uns bedeutet, was für eine Idee sie birgt, das müssen wir selbst uns erst erarbeiten.



Akanthusform oder Distel

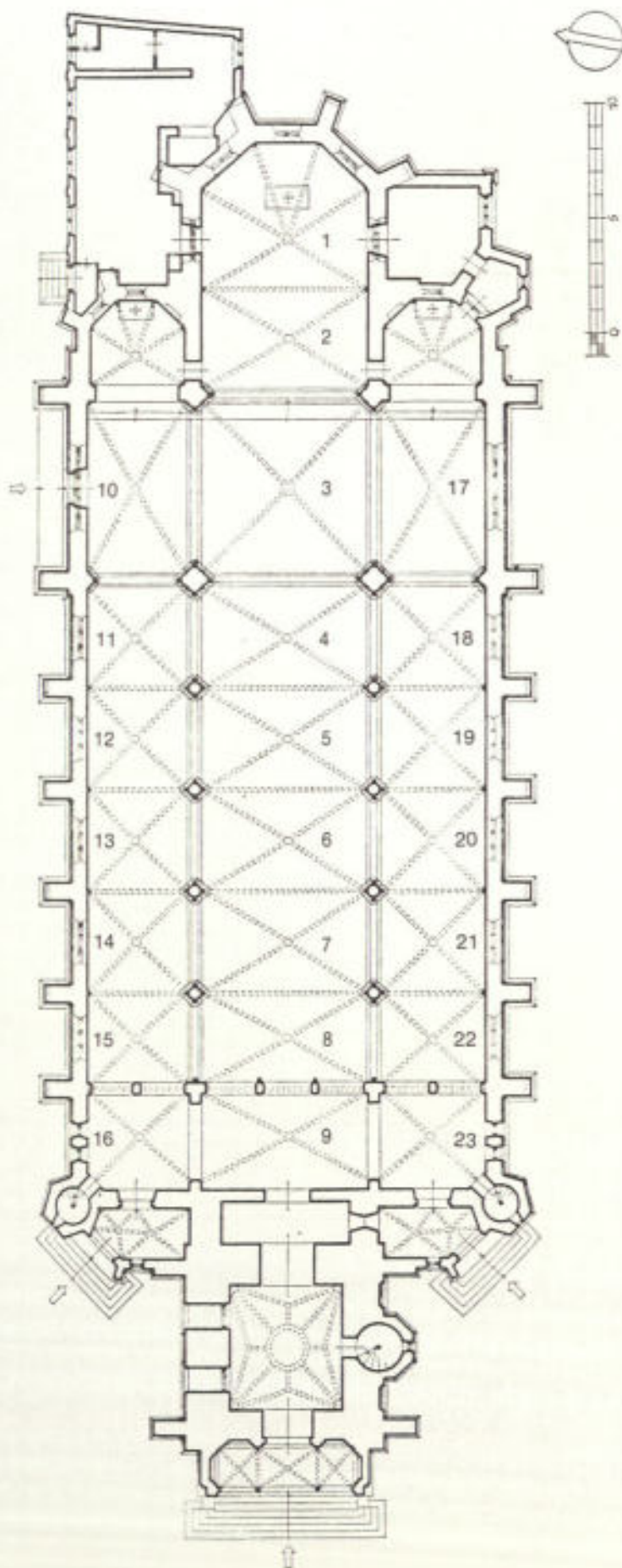
Denn unsere gegenwärtige Wunschwirklichkeit einer Versammlung aller im Glauben in Gestalt der Gemeindeversammlung trägt keine Sinnbilder mit sich: einziges Realbild sind die Versammelten selbst.

Daher ist der kahle, saalgroße Raum herausgeschnitten aus der Umwelt, das gegenwärtig vorhandene Gotteshaus, möbliert mit als sakral bezeichneten Geräten und Gestellen, deren Zuschnitt im groben aus allen vergangenen Epochen zusammengeholt ist.

Der Blick auf die ernsthaft forschende, enthusiastisch die Nähe ins Licht hebende Pflanzenzierde der neugotischen Steinbildhauerei kann uns da eine Lehre sein, die wir erst noch vernehmen lernen müssen.

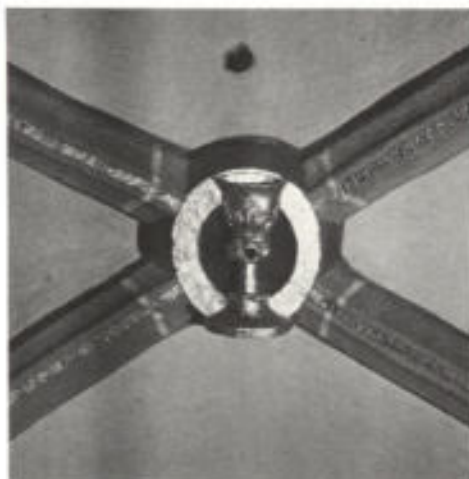


Bockum, St. Gertrudis

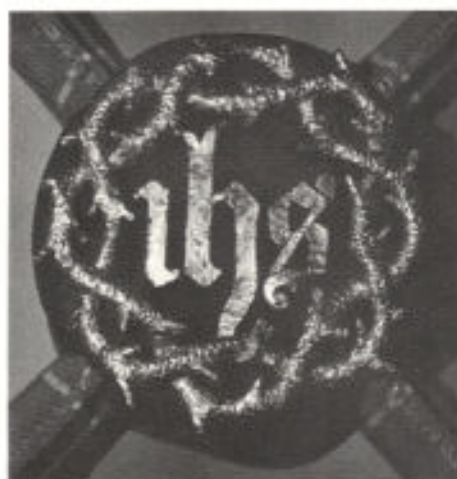


Anordnung der Schlußsteine

Lamm	1
Kelch	2
„M. A.“- Monogramm	10
Krone	11
Schlange	12
Lilie	13
Sechs-Stern	14
Rose	15
Herz durchbohrt	16
„Ihs“-Monogramm im Dornenkranz	3
„G“-Monogramm mit Abt-Stab-Krümme	4
Doppelschlüssel	5
Buch (Bibel)	6
Kreuz im Kranz	7
Taube mit Ölweig	8
Dreieck	9
„S“-Monogramm	17
Rose (Fünfblatt)	18
Kranz	19
Pfeile gekreuzt	20
Vierblüte	21
Vierblatt	22
Jagdhorn	23



Kelch (2)



„IHS“-Monogramm (3)



Lamm über Buch mit sieben Siegeln (1)

II. Die Bildsymbol-Schlußsteine der Gertrudiskirche

An der „Decke“ der Gertrudiskirche in Krefeld-Bockum wird das strenge Maß der Beschränkung auf die botanischen Sinnbilder aufgelöst: da, wo es in der Gotik noch einmal darauf ankommt, alles zu sammeln, im Schlußstein, dem kristallinen Gipfel der Bündelung in der Spitze des Gewölbes.

Die Baumeister haben hier statt einer besonders großen Blüte oder Blattkrone, wie sie in vergleichbaren Kirchen selbstverständlich wäre (z. B. der abgebrochenen Düsseldorfer Dominikanerkirche Fr. v. Schmidts, oder der späteren Mönchengladbach-Holter Michaelis-Kirche Kleeblatt), Rundschild-Schlußsteine eingebaut mit symbolischen Gebilden, die schon den Übergang ins Erzählende, Figürliche machen, der doch aus der neugotischen, dem Bau eingefügten Zierplastik ferngehalten werden sollte. Wenn man die Beschränkung auf die Pflanzendarstellung im übrigen Bau so meisterhaft verstand, so wird hier ein Zwiespalt offenbar: der Preis Gottes durch Naturforschung ist als Ideal zu hoch für die Gläubigen. Sie wollen selbst mitreden, wollen Sinnbilder. Das Naturbild ist ihnen zu fern. Dreiundzwanzig solcher Schlußsteine zählt man: je sieben in den drei Schiffen und zwei weitere im Chor.

Woher kommt dieser Bruch gegen das Prinzip der weisen Beschränkung? Hat der ursprüngliche Baumeister, Friedrich von Schmidt, diese „erzählende Decke“ geplant - wie man die Schlußsteinsymbole nennen könnte in Anlehnung an die Auffassung der Barockkirchen, in der Deckenausmalung zu „predigen in Bildern“?

Oder handelt es sich um eine Einfügung durch den Kölner Stadtbaumeister Julius Raschdorff, der 1858 Friedrich von Schmidt abgelöst hatte (nach einjähriger Bauzeit), wohl im Zusammenhang mit Schmidts Weg nach Wien als neuer Baumeister des Stephansdomes?

Schmidts Entwurf liegt im Stadtmuseum Wien. Er konnte für diesen Artikel nicht herangezogen werden, um zu prüfen, ob auch im 1. Plan der Gertrudiskirche schon Symbolschlußsteine statt „Pflanzenkronen“ geplant waren.

Eine Untersuchung der dreiundzwanzig figural-symbolischen Schlußsteine auf ein eventuelles „Programm“ hin, also eine Art Verkündigungsabsicht oder eine Anordnung im Sinne biblischer Botschaften, könnte eine mittlere Lösung nahelegen: Schon der Auftraggeber, Gemeinde und Pfarrer, könnten die erzählende Abwandlung der zunächst auf Schmuckornamentik beschränkten Bau-Sprache bestellt haben, und entweder Schmidt selbst durchbrach das „Zisterziensische“ Prinzip (Beschränkung auf Pflanzenschmuck), oder Raschdorff fügte sie ein auf Geheiß des Bauherrn. Wir hätten dann eine Gemeindearchitektur mit zwei angedeuteten Bedeutungsebenen: die erste, bis zur Oberhöhe der Säulen hinaufreichende, umschreibt einen Versammlungssaal mit Hallencharakter (erst unter Raschdorff wurde das Schiff höher ausgeführt; Schmidt plante weitgehende gleiche Höhe, also Predighalle!).

Diese erste Bedeutungsebene wird unterstrichen durch die Fortlassung von figürlich-erzählenden Skulpturen, an deren

Stelle die geometrische, nur das Wesen der Entfaltung des Logos-Wortes umspielende Pflanzenskulptur steht. Diese Ebene wäre auf der Tradition der Zisterzienser-Architektur (Altenberger Dom) aufgebaut.

Eine zweite Ebene steigt darüber auf, in der „Himmelszone“ der Gertrudis-Kirche, also dem Bogenscheitel über dem Gemeindehaus und verdeutlicht durch hineingesetzte Symbole den Anspruch, daß das Gemeindehaus ein Gotteshaus ist. Diese Ebene kann als Tradition von vielen hochgotischen Kirchen und Kathedralen aufgefaßt werden, deren Gewölbeschlußsteine mit heraldischen Schilden, also Symbolen der Stifter und Stämme, die das Gotteshaus stifteten und bauten, besetzt sind; doch erklärt dies nur die Freiheit innerhalb gotischer Vorbilder, vom pflanzenornamentalen Gefüge der Bauzierde abzuweichen; die Einsetzung so heterogener, im Sinn und in der Form so bindingsverschiedener Symbole wie in St. Gertrudis braucht weitere Erklärungen.

Da finden wir in den Gewölbeschlußsteinen über der Orgelempore (von links nach rechts) das durchbohrte Herz, das gleichseitige Dreieck (ohne Trinitäts-„auge“) und das Jagdhorn.

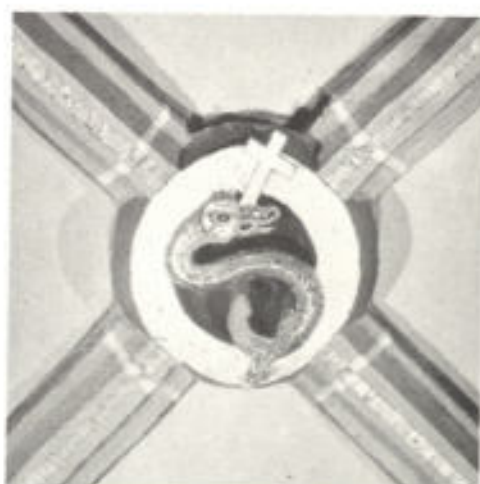
Auch die Querreihe davor steht nicht sinneng beisammen:

Rose (Blüte und drei Blätter-Zweige), Taube mit Ölzweig, Vierblatt (wie Kleeblatt).

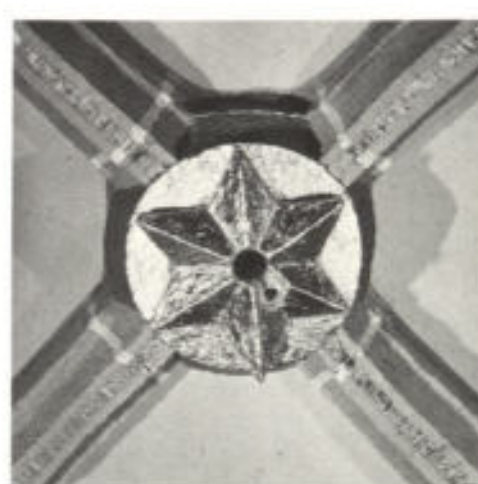
Die weitere Verfolgung der drei mal sieben Schlußsteine der drei Schiffe in der Querformation findet nach vorne stärkere Verbindungen als über der Empore. Ein einziger gemeinsamer Nenner erschließt sich so aber nicht.



Doppelschlüssel (5)



Schlange (12)



Sechs-Stern (14)

Erst die Orientierung in der Längsrichtung vom Altarraum aus, der damals der Chorraum war, sowie den Seitenaltären, zum Abschluß der Seitenschiffe, schafft größere Klarheit.

Die Symbolsprache der Schlußsteine

Das Mittelschiff stellt dann die Symbole der Heilsverkündigung erster Ordnung in seinen Schlußstein dar, allerdings mit einer Unterbrechung, die hier in der Aufzählung (vom Chorschlußstein aus) mit („U“) bezeichnet sei:

Lamm über Buch mit 7 Siegeln (Sinnbild der Erfüllung der Gemeinde mit Christi Heilsgeschichte nach der Geheimen Offenbarung); Kelch (Priestertum); gotisches Christuszeichen „ihs“ im Dornenkranz (Vierungsschlußstein); nach draußen (vor die Kirche) zeigendes großes „G“ mit Abtsstab-Krümme, also Symbol für die Kirchenpatronin St. Gertrudis: („U“); Doppelschlüssel (Kirche Petri); offenliegendes Buch (Bibel) mit später daraufgemalten Anfangs- und End-Zeichen Alpha und Omega; Schiefes Kreuz im Kranz, also die Andeutung der Auferstehungsrichtung, die den bisherigen Umkreis verläßt; Taube mit Ölweig (die Taube ist ebenfalls vom Altar aus gesehen: vom Eingang her muß man sich erst umdrehen zum Ausgang zu, um sie richtig herum zu sehen); und als letzter Schlußstein das Dreieck (Dreifaltigkeit).

Die so gesehene Serie ist nicht zwingend in ihrer Abfolge, aber sie fügt sich der erzählenden Freiheit der Predigt im Sinnrahmen der Offenbarungslinie: beim Eingang die Taube mit Ölweig, Gottesbund und Sintflutüberwindung; das Auferstehungskreuz vermag dazu den „Sieg“ bedeuten über die Angst.

Ebenso sinnvoll gehören die beiden Chorschlußsteine Kelch und Lamm zusammen. Hier stand ja „bis gestern noch“ der Priester zum Sonnenaufgang (= Chorabschluß, Hochaltar) hin, zwar mit dem Rücken zum Volk, dafür aber auch gemeinsam mit diesem zum Sonnenaufgang - also in der Richtung der Heilserwartung seit den Urkulturen.

Die Schlußsteinfolge dazwischen allerdings ist nicht zwingend so wie sie ist.

Gehen wir zu den Seitenschiffen.

Das linke erschließt sich vom Schlußstein in der Höhe des linken Querschiffes aus: Er stellt das altüberlieferte Monogramm „M-A“ dar, die abgekürzte Chiffre des Namens „Maria“. (Die Leserichtung des Monogramms ist von der Kirchenmitte, von der Vierung aus, gesehen).

Ein Verkündigungsprogramm, das diesem Haupt-Thema folgt, läßt erkennen, in der Reihenfolge:

Maria; Krone; Schlange, in deren Kopf ein Kreuz steckt; Lilie; Sechs-Stern (Davids-Stern: Jesus aus dem Hause Davids, also aus der Heilsvorhersage der altbiblischen Gesänge); Rose (hier noch eine deutliche Verbindung zu Maria, der „Rosa Mystica“, der geheimen Rose); durchbohrtes Herz.

Es muß noch zum Schlußstein der „Schlange mit Kreuz im Kopf“ etwas gesagt werden. Welche Kühnheit, die Schlange dort hinauf zu bringen! Der oft vergessene Aspekt der Schlange ist hier bewußt gemacht: sie gilt als Erkenntnisymbol, Weisheits-Behüterin, als Sinnbild-Tier der Heilkunde. Das Kreuz an oder in ihrem Kopf ist

durchaus nicht wie ein zerstörendes Werkzeug gebildet, eher wie ein Zeichen, um die Bedeutung der Schlange wieder zum Recht zu bringen, die eben genannt wurde.

Man sieht schon an diesem Schlußstein, daß man mit dem Verkündigungsprogramm der Gertrudis-Kirche auf Mitdenken, Mitvollziehen, also auf denkendes Hören des Logos-Wortes hingewiesen werden soll.

Es fehlt noch die Besprechung des rechten Seitenschiffes. Seine Lösung findet das Schlußsteinprogramm hier, wenn man den ersten, vorne im Querschiff oben, versteht.

Das Gebilde ist zunächst rätselhaft: Ein Spruchband? Eine geschweifte Fahne? Nochmal eine Schlange? Irgend etwas S-förmig Geschwungenes. Was kann es sein?

Lösung: Man stellt sich in die Kirchenmitte, so wie sie der neuen Liturgie entspricht, unter die Vierung, das „ihs“-Monogramm im Dornenkranz. Blickt man nach Norden, zum „Marien“-Schiff, so findet man den „M-A“-Monogramm-Stein und zwar hergewendet zur Mitte (also nicht in Längsrichtung des Schiffes, wie man meinen möchte!). Dementsprechend nach Süden hochschauend findet man den Schlußstein eines dritten Monogramms, es ist ein gotisches „S“ mit Diagonalband, ebenfalls zum Mittel(-Vierungs-)Schlußstein hergedreht, also ebenfalls nicht in Längsrichtung.

(Nun fällt auch die Lösung des „Unterbrechungs“-Schlußsteins im Längsschiff leicht, mit dem „verkehrten“, also nach draußen vor die Kirche blickend gesehene „G“-Monogramm = St. Gertrudis: Alle drei Monogramme um das zentrale Christus-Monogramm sind von diesem aus gesehen. Und für das Gertrudis-Monogramm



Lilie (13)



„M. A.“-Monogramm („MARIA“) (10)



„G“-Monogramm („Gertrudis“) (4)

blieb kein anderer Platz, als so vor das Vierungsmonogramm „ihs“ gesetzt zu werden).

Zurück zum Seitenschiff: Es ist die „Sebastian“-Seite. Neben St. Gertrudis ist er der zweite Kirchenpatron. Seine Holzfigur ist wie eine Gertrudisfigur in der Kirche, aus dem 17. Jahrhundert beide. Und von den Sinnbildern des St. Sebastian und der St. Sebastianus-Bruderschaft (bzw. Schützenverein/en) reden dann die weiteren Schlußsteine der Reihe:

„S“-Monogramm St. Sebastians; fünfblättriger Rosenschlußstein (Rosensinn der Sebastians-Verehrung, symbolisch für: christlich in der Zeit stehen und Erkenntnis sammeln); Kranz mit Schleifen (Festsinn der christlichen Gemeinde – Kirche); zwei gekreuzte Pfeile, rechtwinklig übereinander (Richtungssinn der christlichen Universalität); Vierblatt in Art eines Pflanzenblüten-„Wind“rades (Aufblühen und Bewegungssinn christlicher Tatbereitschaft); Vierblatt in Art eines Klee-Kreuzes oder aufblühender Blüte (Opfersinn); Jagdhorn zum Abschluß (Sebastianus-Schützen-Sinnbild?). Gerade diese dritte Reihe erschließt sich nur aus einer lebendigen, ersten Gemeinde-Verfassung. Symbole sind Erklärung und Frage zugleich, daß und ob die Gemeinde ihren Sinn auf das »Um-Denken« richtet.

Verwandlung des verborgenen Sinnes der Schlußsteine in einen offenen durch den Betrachter

Aus einem scheinbaren Nebeneinander der Einzelaspekte (Schlußsteinsymbole) kann ein ineinanderwirkender Sinn sich zeigen, wenn man versteht, daß diese Symbole das Gewähltwerden brauchen, daß

man sich zur Verfügung halten muß für ein solches Sinnbild. Wie ein Stein Kreise im See zieht, so folgt aus dem Anstoß der ersten Entscheidung eine zweite. In dieser Art bilden die Symbol-Schlußsteine der St. Gertrudiskirche in Krefeld-Bockum eine Kette von magnetischen Ringen. Wenn der erste seine Anziehung hat, teilt er sie den nächsten weiter, diese weiter an ihre anhängenden Ringe, die ihrerseits wieder weiter die magnetische Kraft mitteilen.

Vom Sinn her, also von dem Logos-Wort her, ist der „ihs“-Monogrammstein der Mitteilermagnet, an dem die drei Weitergeber „Maria“, „St. Gertrudis“, „St. Sebastian“ hängen. Dem entspricht die „Leserichtung“ der drei Monogramme zur Kirchen-Vierung. Vom Eintretenden her, der seinen Platz erst sucht, ist jeder Schlußstein möglicherweise der seine.

Die Konsequenz der drei Sequenzen der Schlußsteine liegt erst dann vor, wenn der Betrachter als Hörer des Wortes selbst konsequent sich zur Botschaft wendet. Er nimmt dann Stellung und billigt die Eigenständigkeit der Verkündigung, wie sie in der eigenständigen Symbolik der Schlußsteine gewollt ist.

Die Überhöhung der konzentrierten Schönheit, den dieses Kirchengebäude in seiner Blattornamentik atmet, durch die vielartige Sprache der erzählenden Verkündigung seiner Schlußsteine ist ein Gewinn, den der Beschauer sich erschließen soll: er liegt nicht in einer Formel oder einer Platzanweisung beschlossen, d. h. die Architektur gibt dem Gläubigen hier eigentlich nicht Lösungen, sondern Aufgaben und erweist sich hier unerwartet und fordert zum betrachtenden Gespräch auf: Verstehen, Behalten, Selbst-Mitbilden des Sinnbildes.

Krisen und Kriegswirtschaft am Niederrhein 1918 - 1945

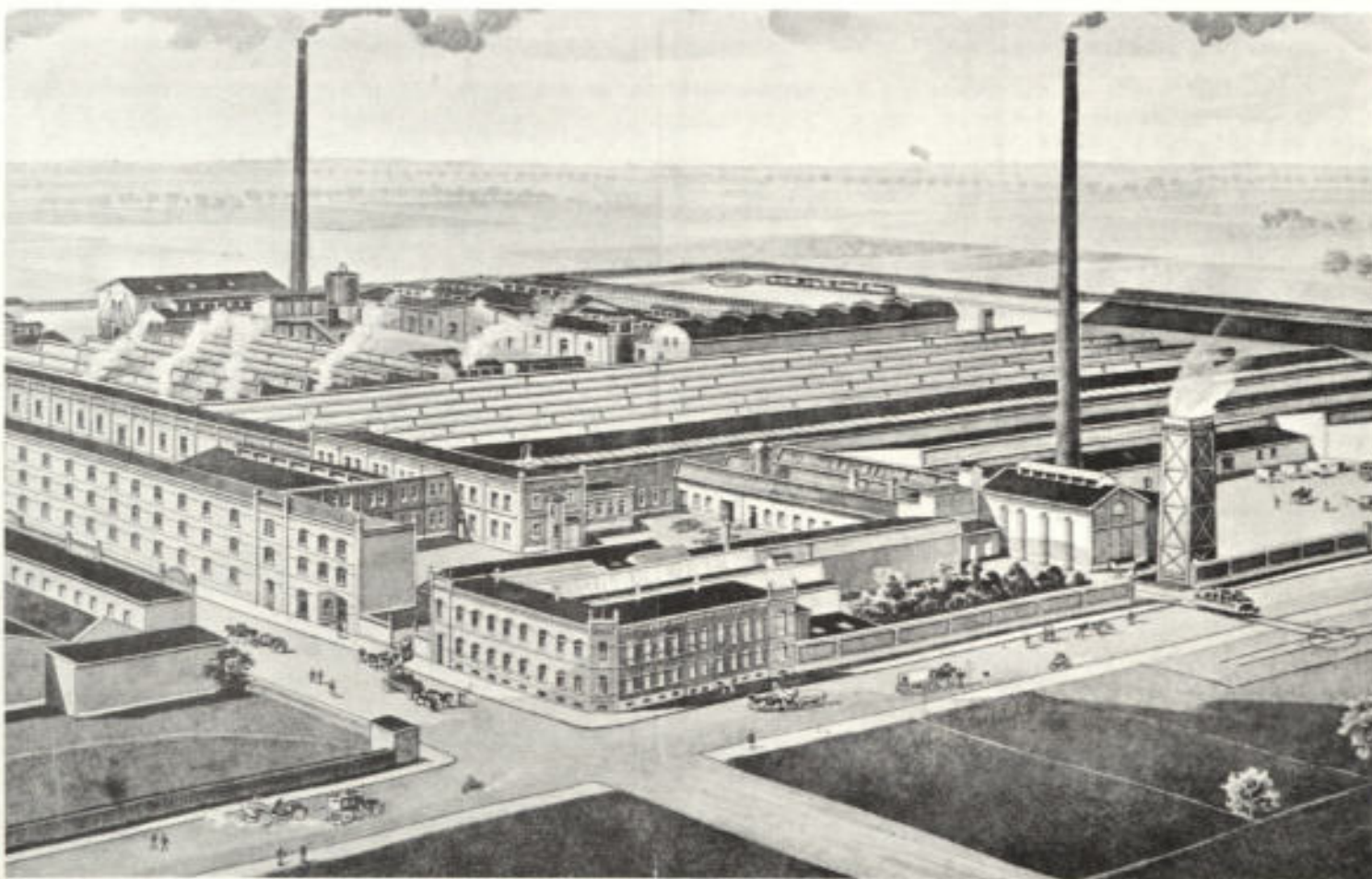
von Paul Kleinewefers

Die Zeit zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges 1918 und dem Beginn des Zweiten 1939 ist durch die politische und wirtschaftliche Labilität, durch permanente Unruhe mit einer zeitweise bürgerkriegsähnlichen Situation gekennzeichnet. Dies war besonders ausgeprägt im Westen, im Niederrhein-Ruhrgebiet, dem wirtschaft-

lichen Schwerpunkt des damaligen deutschen Reiches. Vieles zum Verständnis der späteren Entwicklung Wichtige ist inzwischen in Vergessenheit geraten. Das gilt auch für politische Vorgänge als Ursache der wirtschaftlichen. Daher sei hier einleitend mit wenigen Schlaglichtern die Situation zwischen den Weltkriegen erläutert:

Maschinenfabrik und Giesserei vor dem Ersten Weltkrieg.

(Abgesehen von einigen baulichen Modernisierungen und Erweiterungen blieb der Komplex bis zum Zweiten Weltkrieg ziemlich unverändert).



Von 1918 bis 1925 - Besetzung des Niederrheins (1. Zone) durch belgische und französische Truppen (in Köln Engländer), 1923 dazu Besetzung des Ruhrgebietes (Passiver Widerstand). Im übrigen Reichsgebiet und an dessen Grenzen - Kämpfe im Baltikum und in Oberschlesien; Kapp-Putsch in Berlin, kommunistische Aufstände im Inneren, mehrfach Generalstreik, Hitler-Putsch in München. Gebietsverluste, drückende Reparationslasten. Wachsende Arbeitslosigkeit. 1923 Separatistenkämpfe im Rheinland (besonders auch in Krefeld) mit dem Ziel der Abtrennung der Rheinlande (einschl. der Pfalz) vom Reich. Dazu eine galoppierende Inflation. Stabilisierung im November 1923; 1 Billion Mark wurden nun 1 Rentenmark. Totale Verarmung ganzer Bevölkerungsgruppen als Folge.

Die Wirtschaft am Niederrhein kommt nach dem Ende des Krieges nur allmählich in Gang. Die Maschinen und Anlagen sind durch den Krieg (Kriegsproduktion) stark abgewirtschaftet; es fehlt an Geld für den Ersatz. Die ständige Unruhe und die Inflation verhindern eine systematische Aufbauarbeit. 1923 wird der Niederrhein für mehr als ein Jahr (bis zum offiziellen Ende des Passiven Widerstandes) wirtschaftlich vom übrigen Reichsgebiet abgetrennt. Von normaler Wirtschaft, die es nach 1918 ohnehin kaum gab, ist nun überhaupt keine Rede mehr. Die Betriebe werden nur um des Überlebens willen mühsam in Gang gehalten. Viele Pleiten kennzeichnen die Situation. Von 1924/25 bis 1929, also für die Dauer von kaum 4 Jahren, gibt es eine ziemlich stetige wirtschaftliche Erholung; zu mehr reicht diese kurze Zeitspanne nicht. Infolge der deutschen und der Weltwirtschaftskrise wächst nun die Arbeitslosigkeit rapide. Zahllose Betriebe werden geschlossen. 1932/33 Kulmination der Arbeitslosenzahl bei fast 7 Millionen; das sind mehr als 10 % der gesamten deutschen Bevölkerung, Kinder, Frauen und Greise eingerechnet, und über 30 %, gemessen an der Zahl der Arbeitsfähigen. Dazu kurzfristig wechselnde Regierungen und bürgerkriegsähnliche Zustände allenthalben. Das Arbeitslosengeld entspricht bei bescheidensten Ansprüchen kaum dem Existenzminimum; Staat und Wirtschaft sind ausgeblutet. Diese Verhältnisse begünstigen die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten.

Deren wirtschaftliche Maßnahmen, ergänzt durch politische, führen dazu, daß die Arbeitslosenzahl in Deutschland schon 1936 unter 1 Million gesunken ist. Die Industrie wird in wenigen Jahren auf einen hohen technischen Stand gebracht. Seit 1938 etwa machen sich in der Wirtschaft, besonders beim Stahl, Mangelerscheinungen bemerkbar. Schon vor dem Krieg wird Stahl „bewirtschaftet“. Bevorzugt zugeteilt wird er z. B. für die Exportlieferung von Maschinen. Die Erlangung von Devisen durch

Export, um damit Rohstoffe, aber auch Nahrungsmittel im Ausland kaufen zu können, gilt geradezu als eine Lebensfrage. Für den Bau z. B. von Hallen wird die Verwendung von Stahlkonstruktionen nur in Ausnahmefällen genehmigt. Wir („Kleinewefers“) bauen um diese Zeit mehrere Hallen; das Gerüst und die Kranbahnen sind aus Stahlbeton, die Dächer aus Holz.

Nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges bereiten alle Industriestaaten schon im Frieden organisatorisch eine totale Kriegswirtschaft vor. Das Gleiche galt z. B. für die Bewirtschaftung von Lebensmitteln (Lebensmittelkarten), Benzinscheine usw. Träger der kriegswirtschaftlichen Organisation in Deutschland waren im wesentlichen:

1. Das „Heereswaffenamt“ in Berlin, mit den „Rüstungsinspektionen“ (in den Wirtschaftsschwerpunkten, z. B. Düsseldorf, Hamburg, Stuttgart, Gleiwitz, Prag usw.) als Unterabteilungen. Der jeweiligen Rüstungsinspektion unterstand - nach Bedarf - an kleineren Plätzen, z. B. Coburg, ein „Rüstungskommando“.

Dazu kamen in Berlin die „Rohstoffämter“.

2. Die „Selbstverwaltung der Wirtschaft“ mit ihren Wirtschaftsgruppen (z. B. „Maschinenbau“ oder „Eisen und Stahl“ usw.), welche aus den seit Jahrzehnten bestehenden Wirtschaftsverbänden ohne wesentliche Änderung gebildet wurden. In diesen Bereich gehörten ferner die Industrie- und Handelskammern (später Gauwirtschaftskammern).

3. Die Arbeitsverwaltung (Arbeitsämter) für den Personaleinsatz.

4. Der Reichsnährstand (die Bauern) für die Ernährung.

5. Die „Organisation Todt“ (OT) für alle Bauvorhaben, wie Autobahnen, Westwall, Atlantikwall, andere Festungs- und Straßenbauten, später Wiederaufbau zerstörter Rüstungsbetriebe usw.

Neben diesen der Produktion von Rüstungsgütern dienenden Organisationen spielte, besonders im Westen des Reiches, der „Luftschutz“ eine bedeutende Rolle.

Etwa ab 1937/38 werden die für die Rüstungsproduktion geeigneten oder in diesem Bereich schon tätigen Betriebe durch die zuständige Rüstungsinspektion „erfaßt“. Wir („Kleinewefers“) gehören zu Düsseldorf und werden der Abteilung Marine zugeteilt, weil wir um diese Zeit u. a. Spezialluftheritzer für die Kesselanlagen der Kriegsschiffe liefern. Es wird mit der Rüstungsinspektion ein „Mobkalender“ (Mobilmachungskalender) erstellt. „Geheim. Bei Mobilmachung vom Betriebsführer

zu öffnen“ stand auf dem roten Einband. Nun, außer den Kriegsartikeln waren die meisten künftige Rüstungsproduktion betreffenden Vorschriften und Anweisungen schon bald durch die Kriegsentwicklung überholt.

Die von mir als Betriebsführer verantwortlich geleitete Firma Kleinewefers (Maschinenfabrik, Apparatebau, Gießerei) war vom Beginn des Zweiten Weltkrieges bis zu seinem Ende 1945 „Rüstungsbetrieb“. Die Belegschaft betrug etwa 1000 bis 1200 Mann, darunter im Verlauf des Krieges bis zu 400 Fremdarbeiter. Nach den Zerstörungen des Werkes in Krefeld wuchs im Zusammenhang mit Verlagerungen die Gesamtbelegschaft der verschiedenen Fertigungsstätten auf ca. 2000 Mann. An unmittelbarem und mittelbarem Kriegsgerät wurden produziert: Flutkappenventile, später die Schnorchelventile, für U-Boote (es handelte sich um schwere, hydraulisch gesteuerte Geräte). Wir hatten über 50 % der Reichsfertigung; die Produktion war daher „kriegsentscheidend“ für den U-Bootbau. Ferner Pulverwalzwerke für die Sprengstofffabrikation; Spezialluftheritzer für die Kesselanlagen der Kriegsschiffe; Rekuperatoren für die Industrieöfen der Stahlindustrie; ein Vielstahlhalbautomat für die Bearbeitung schwerer Massenteile wie Granaten, Bomben, Achschenkel von Panzern usw.; Schneckenpressen für die Fertigung von Kunststoffkabeln. Außerdem wurden in geringem Umfange noch Maschinen und Apparate für den Export gefertigt. Dazu kam etwa seit der Jahreswende 1943/44 eine große Schweißerkolonie, welche im Ruhrgebiet stationiert war und die Aufgabe hatte, nach Luftangriffen zerstörte Leitungen und Behälter der Hydrieranlagen (synthetisches Benzin) schnell wieder zu reparieren. Diese Männer habe ich häufiger besucht, sie leisteten unter schwierigsten Verhältnissen Hervorragendes; dabei erlebte ich auch im Ruhrgebiet manchen schweren Luftangriff.

Ich kannte also die meisten Probleme der Rüstungsproduktion aus dem eigenen Bereich. Außerdem besuchte ich im Zuge von Verhandlungen vor allem Großbetriebe an der Ruhr, in Düsseldorf, Berlin, Hamburg, Oberschlesien, Protektorat Böhmen und Mähren, Österreich (Ostmark). Mehrfach besuchte ich zwei der größten Panzerwerke in Berlin und Österreich. Alle diese Verhandlungen führten mich, da die

Maschinenfabrik Kleinewefers nach den Zerstörungen durch Luftangriff 1943.



Seit 1941 beschäftigten wir Fremdarbeiter, und zwar zunächst ca. 200 Franzosen; 1942 kamen ca. 160 Ukrainerinnen dazu. Dazu kam noch eine größere Zahl von Holländern, von denen einige schon früher bei uns arbeiten und in Krefeld wohnten. Außerdem waren uns für eine begrenzte Zeit 80 russische Kriegsgefangene zugewiesen, die schwere Hilfsarbeiten in der Gießerei ausführten. Die Franzosen waren teils Facharbeiter, teils angelernte Maschinenarbeiter; die Ukrainerinnen wurden als Maschinenarbeiter für Serienteile (Drehen, Fräsen, Bohren) angelernt. Diese Mädchen, welche vorwiegend vom Lande

stammten, waren recht gelehrt und meist schon nach wenigen Monaten ganz verlässliche Maschinenarbeiterinnen. Die Zuweisung der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen erfolgte durch das Arbeitsamt, wenn die zuständige Rüstungsinspektion den Bedarf bestätigte.

Bei den Fremdarbeitern ist zu unterscheiden zwischen Franzosen, Holländern etc., also Westeuropäern und sogenannten Ostarbeitern, vorwiegend aus der Sowjetunion und Polen. (Tschechen sind nicht im Reichsgebiet eingesetzt worden; sie blieben in ihrer Heimat.) Die Ersteren waren

tatsächlich fast freie Arbeiter und meist angeworben, so auch die bei uns tätigen Franzosen und Holländer. Es waren meist ehemalige Kriegsgefangene. (Nach Beendigung des Westfeldzuges 1940 wurden alle französischen, holländischen und belgischen Kriegsgefangenen entlassen.) Diese waren nur zum Teil lagermäßig untergebracht; viele wohnten in Werksnähe privat oder in Gasthäusern. Die Ostarbeiter waren ab 1941/42 zum überwiegenden Teil zum Arbeitseinsatz nach Deutschland deportiert. Sie waren lagermäßig untergebracht. Es wäre naiv zu sagen, diese Fremdarbeiter seien von ihrem Arbeitseinsatz



**Gauwirtschaftskammer Düsseldorf
Zweigstelle Krefeld**

Krefeld, den 15. März 1944.
M/Fe.

Firma

Joh. Kleinesofers Söhne

Krefeld.

Empfang
18. MRZ 1944

Betreuung v. schwangeren Ostarbeiterinnen bzw. von Ostarbeiter-Kindern

Wie uns die Industrieabteilung der Gauwirtschaftskammer mitteilt, wehren sich die Fälle, dass Ostarbeiterkinder in den hiesigen Ostarbeiterlagern zur Welt kommen. Dabei entsteht die Frage, wie es mit der hygienischen und sanitären Betreuung der schwangeren Ostarbeiterinnen, vor allem für den Zeitpunkt der Geburt, sowie mit der Unterbringung und Versorgung der Säuglinge gehandhabt werden soll.

Wir wären für Unterrichtung dankbar, ob bei Ihrem Unternehmen bereits entsprechende Erfahrungen vorliegen, gegebenenfalls bitten wir um Angabe, wie bisher mit der Betreuung der schwangeren Ostarbeiterinnen und der Ostarbeiterkinder in Ihrem Betrieb verfahren worden ist.

Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns Ihre Meinungsbildung baldgefl. mitteilen könnten.

Gauwirtschaftskammer Düsseldorf
Zweigstelle Krefeld

satz „begeistert“ gewesen. Aber sie arbeiteten durchweg unter erträglichen Bedingungen und gegen ein angemessenes Entgelt, zuzüglich zu Unterbringung und Verpflegung. Außer den eigenen Erfahrungen mit rund 400 Fremdarbeitern (Franzosen, Holländern, Ukrainerinnen, russischen Kriegsgefangenen) kannte ich die Verhältnisse auch in anderen Rüstungsbetrieben, darunter sehr großen Werken. Schon allein der Arbeitsleistung wegen waren die Betriebsführer daran interessiert, diesen Fremdarbeitern im Rahmen der kriegsbedingten Möglichkeiten vernünftige Lebens- und Arbeitsbedingungen zu schaf-

fen. Eine Sonderabteilung der Deutschen Arbeitsfront betreute die Fremdarbeiter und überprüfte regelmäßig deren Arbeits- und Lebensbedingungen.

Daß die Ernährungslage des eigenen Volkes, plötzlich eintreffende große Massen von Kriegsgefangenen, klimatische Verhältnisse (Winter) oder z. B. der Luftkrieg - jedenfalls temporär - einen Einfluß auf den Zustand der Lager und der Gefangenen haben, dürfte verständlich sein. Daß schließlich eine solche Massierung von Menschen unter oft mäßigen hygienischen Bedingungen Krankheiten, gar Seuchen (z. B. Ruhr,

Typhus, Fleckfieber) und damit eine überdurchschnittlich hohe Sterblichkeit zur Folge hat, ist aus allen Kriegen bekannt. Hunderte und tausende von Männern, die noch dazu lagermäßig untergebracht sind, in Ordnung und Disziplin zu halten, erfordert unter kriegsbedingten Verhältnissen strenge Gesetze und in Ausnahmefällen auch eine angemessene Bestrafung für Vergehen. Dies besonders hier im Westen mit der jahrelangen Belastung durch den Luftkrieg. Zu diesen Maßnahmen gehört auch die Unterbindung bzw. Einschränkung des Verkehrs mit Frauen. Trotzdem hatten auch einige unserer Ukrainerinnen Kinder; ob von Franzosen oder Deutschen wurde nicht festgestellt. Daß Kleinkinder unter Lagerverhältnissen gesundheitlich besonders gefährdet sind, dürfte klar sein. Die detaillierten Richtlinien für die lagermäßige Unterbringung und Verpflegung sahen im übrigen eine ständige ärztliche Überwachung des Gesundheitszustandes der Lagerinsassen vor; es bestand ein regelmäßiger ärztlicher Dienst. Die ukrainischen Mädchen wurden durch eine Werkschwester (Schwester Elisabeth) betreut. Dies alles soll nun nicht heißen, daß es Übergriffe, Mißhandlungen und vielleicht gar Totschlag in diesem Bereich nicht gegeben hat.

Für die Fremdarbeiter im Lande trugen in erster Linie die Betriebsführer (der Industrie) und die Bauern (auch in der Landwirtschaft waren Fremdarbeiter eingesetzt) die Verantwortung. Die Betriebsführer und die Bauern sind dieser Verantwortung im ganzen gerecht geworden. Im übrigen denke ich und denkt niemand daran, das Schicksal der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen, besonders der aus dem Osten, zu beschönigen, aber auch für uns Deutsche war der Krieg mit all seinen Belastungen und Gefahren wahrhaftig kein Vergnügen.

Die Entlohnung, Unterbringung und Verpflegung für Kriegsgefangene und Fremdarbeiter war durch detaillierte Verordnungen geregelt. Für Kriegsgefangene zahlten wir pro Mann einen Pauschalbetrag an das Kriegsgefangenenlager bzw. dessen Zahlstelle. Die Beträge sind im Prinzip durch Haager Konvention international festgesetzt. Die Gefangenen wurden vom deutschen Wachpersonal (ältere Soldaten) morgens gebracht und abends wieder abgeholt. Für die Mittagsverpflegung hatte die Firma zu sorgen. Fremdarbeiter waren bei der Firma in voller Verpflegung; die „freien“ Franzosen und Holländer beköstigten sich bis auf das Mittagessen selbst. Sie erhielten Lebensmittelkarten; für die lagermäßig Verpflegten erhielt die Firma pauschale Lebensmittelzuteilung nach Kopfzahl. Unsere Fremdarbeiter arbeiteten wie die Deutschen im Schichtbetrieb und nahmen mittags am Gemeinschaftsessen in den Kantinen der beiden Werke teil. (Die

Ukrainerinnen machten, wie die deutschen Frauen nur Spätschicht, nicht Nachtschicht.) In Betrieben mit 1000 und mehr Fremdarbeitern hatten diese in den Lagerbaracken meist ihre eigenen Kantinen.

Franzosen und Holländer erhielten den gleichen Lohn wie ihre deutschen Kollegen für vergleichbare Arbeit. Für die Teilnahme am Kantinenessen zahlten sie den gleichen Satz wie die Deutschen. Ihre Unterbringungskosten zahlten sie selbst. Soweit sie lagermäßig untergebracht waren, zahlten sie ein angemessenes Entgelt an die Firma, die für anständige Unterbringung, Heizung, Licht etc. zu sorgen hatte. Die Ukrainerinnen (Ostarbeiter) erhielten einen Lohn, der dem Lohn eines deutschen Hilfsarbeiters entsprach. Der tariflich festgesetzte Abschlag für Frauenarbeit (auch für deutsche) war damals noch verhältnismäßig hoch (bis zu 50 %). Je nach Leistung der Maschinenarbeiterinnen gab es Zuschläge (Akkordarbeit). Von dem Lohn wurde ein festgesetzter Pauschalabzug für Unterbringung und Verpflegung gemacht; der Rest zur freien Verfügung ausgezahlt.

Es gab am Niederrhein Betriebe in Krefeld, Kempen und besonders in Moers (Bergbau), welche in großer Zahl Holländer als „West“-Fremdarbeiter beschäftigten. Diese stammten aus der Gegend von Helmond und Eindhoven, wo sie zu Hause wohnten. Diese Holländer wurden täglich morgens mit einem Sonderzug über die Bahn-Nebenlinie Venlo-Kaldenkirchen-Kempen (hier umsteigen in den „Schluff“-Krefelder Eisenbahn) nach Krefeld und Moers gefahren. Abends ging es auf dem gleichen Wege wieder nach Hause.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß diese Fremdarbeiter, besonders die Westeuropäer, natürlich ein idealer Ansatzpunkt für die Spionage der Westalliierten war. In einem Kempener Betrieb befand sich, wie erst nach dem Krieg bekannt wurde, eine zentrale „Anlaufstelle“ für den englischen Spionagedienst. So waren die Westalliierten ziemlich genau über Umfang und Art der jeweiligen Rüstungsfertigung orientiert. Dies erklärt z. B. die gezielte Zerstörung der Maschinenfabrik Kleinewefers wegen deren Bedeutung für den U-Bootbau. (Das ergab sich damals auch aus einer Meldung des englischen Rundfunks.)

Seit dem Sommer 1942 mehrten sich bei den Feindeinflügen auch in Krefeld die Bombenabwürfe. Im Oktober 1942 gab es den ersten schweren Angriff, der im Norden und Westen der Stadt erhebliche Schäden - auch an unseren Werksanlagen - anrichtete und Verluste unter der Zivilbevölkerung verursachte. Der Luftangriff am 21. Juni 1943 zerstörte große Teile der Stadt, vernichtete völlig die Maschinenfabrik Kleinewefers und richtete im Werk II (Gie-

An die
Gewerkschaftskammer Düsseldorf
Zweigstelle K r e f e l d
137
den 4.4.1944

Jnd.Hof.Fe.
Soz.Abt.S.I./Fr.

Vor Schreiben vom 15.3.1944

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 15.3.44, teilen wir Ihnen mit, daß wir bis heute in unseren Ostarbeiterinnenlager keine Schwangere noch Geburt gehabt haben. Durch den Angriff vom 21.-22.Juni 43 wurde unser Lager vollständig zerstört. In unseren heutigen Lager richten wir einen Arzttraum und Entbindungsraum, sowie einen Raum für Ostarbeiterinnen mit Kind ein.

Heil Hitler!
Joh. Kleinewefers Söhne

An die
Gewaltung der
Deutschen Arbeitsfront
Abt. Gesundheit u. Volksschutz
Düsseldorf
137
den 19.4.1944

Betriebsarzt

In der Anlage übersenden wir Ihnen Antragsformulare für einen Gynäkologischen-Untersuchungsstuhl für unser Frauenwohnlager.
Wir bitten höflichst um Genehmigung und Rücksendung.

Heil Hitler!
Joh. Kleinewefers Söhne
Betriebsarzt
i.A.

Berei und Apparatebau) schwere Schäden an. Dank einer guten Luftschutzorganisation und entsprechender Schutzräume hatten wir nur ein paar Leichtverletzte. Auch im weiteren Verlauf des Krieges gab es bei unserer Belegschaft, weder bei den Deutschen, noch bei den Fremdarbeitern, Verluste. Unsere Fremdarbeiter benutzten die Schutzräume gemeinsam mit den Deutschen.

Die zerstörten Läger der Fremdarbeiter wurden baldmöglichst ersetzt; das Gleiche galt für Verluste an Kleidung etc. Aber auch für die vielen ausgebombten deutschen Mitarbeiter und deren Familien war zu sorgen. Das gilt auch für die Gemeinschaftsverpflegung. Im übrigen aber mußte besonders die ausgefallene Rüstungsproduktion so schnell wie möglich wieder in Gang gebracht werden.

Im Zweiten Weltkrieg in Krefeld gestorbene oder bei Luftangriffen umgekommene Fremdarbeiter und Kriegsgefangene sind auf einem gesonderten Gräberfeld des städtischen Friedhofes beigesetzt worden. Die Gräber werden von der Stadt gepflegt. Ähnlich wurde in allen westeuropäischen Ländern verfahren. Jenseits von Oder und Neiße (bzw. der alten deutschen Ostgrenze) allerdings wird man solche Friedhöfe und Gräber vergeblich suchen. Schon nach dem Ersten Weltkrieg waren hier Soldatenfriedhöfe nur selten zu finden.

Sofort nach den schweren Zerstörungen in unserem Werk beschlagnahmte die Rüs-

stungsinspektion Düsseldorf die erforderlichen Werkzeugmaschinen und Hebezeuge aus laufender Produktion. (Wir mußten die Maschinen natürlich normal bezahlen.) In einer behelfsmäßig hergerichteten Halle des Werkes II lief die Produktion der U-Ventile sechs Wochen nach der Zerstörung im Drei-Schichtbetrieb wieder an. Nach weiteren sechs Wochen war der Rückstand für die Lieferungen an die Werften aufgeholt. Die übrige Rüstungsfertigung wurde ab Herbst 1943 in eine Maschinenfabrik in Coburg und eine Werkzeugmaschinenfabrik in Holoubkau (Nähe Pilsen) verlagert. An beiden Firmen erwarben wir eine Beteiligung. Die Verlagerung geschah auf Weisung der Rüstungsinspektion Düsseldorf. Die Auswahl geeigneter Fabriken oblag mir.

Im Spätsommer 1944 (die Front näherte sich Aachen) wurde die letzte Verlagerung angeordnet: Die U-Fertigung wurde mit Werkzeugmaschinen, den 200 Franzosen und etwa 100 deutschen Arbeitern nach Coburg verlegt. 14 Tage vergingen vom Abbau der Fertigung in Krefeld bis zum Wiederanlaufen in Coburg. 72 Waggons erforderte der Transport der Maschinen und des Materials. Die Franzosen gingen willig mit; sie fuhren gruppenweise mit normalen Personenzügen. In Coburg wurde teilweise in beschlagnahmten Wirtshäusern gearbeitet, weil in der Maschinenfabrik nicht genügend Platz war. Die Fertigung der Rekuperatoren wurde in eine große Gießerei bei Weißwasser in der Lausitz verlegt (Nähe Muskau an der Neiße).

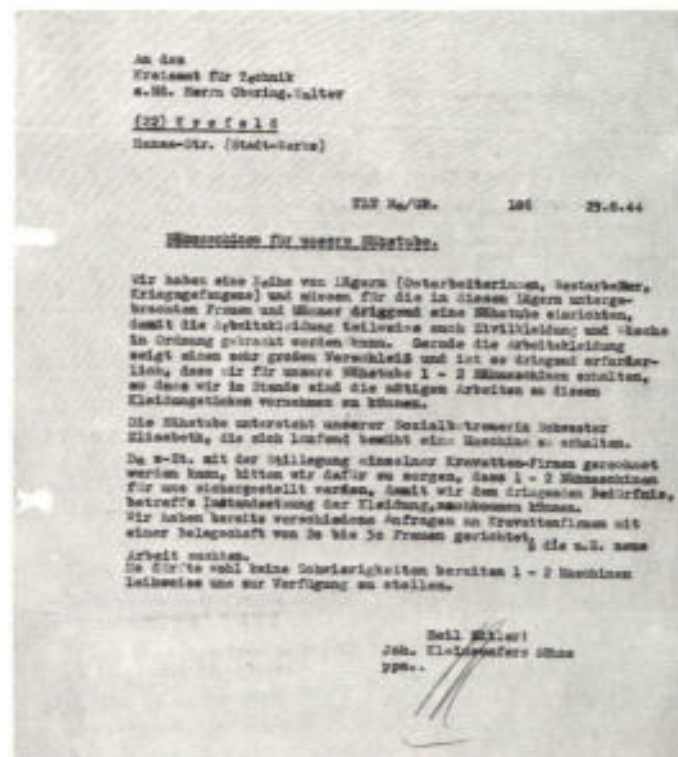
Die Gesamtbelegschaft in Krefeld und in den Verlagerungsbetrieben betrug inzwischen fast 2000 Mann. Die Produktion an Rüstungsgütern war auf das Doppelte dessen gestiegen, was wir vor den ein Jahr zurückliegenden Zerstörungen in Krefeld produzierten. Dieses Beispiel erklärt die enormen Leistungen der Rüstungsindustrie gegen Ende des Krieges.

Auf eine Entschädigung für „Zerstörungen durch Kriegseinwirkung“ bestand prinzipiell ein Anspruch. Die Gesamtschäden bei „Kleinewefers“ beliefen sich auf ca. 20 bis 25 Millionen Mark damaligen Wertes. Wir erhielten à-Konto-Zahlungen für die Wiederbeschaffung von Werkzeugmaschinen und für einige Gebäudereparaturen. Außerdem baute die OT (Organisation Todt) noch das Stahlbetongerippe einer Halle. Das war ein Bruchteil der wirklichen Schäden. Sämtliche wiederbeschafften Werkzeugmaschinen verloren wir nach dem Krieg entschädigungslos durch Demontage; wir standen auf der Demontageliste.

Im Westen, in Krefeld und Coburg, besetzten die Amerikaner die Betriebe. Die Ukrainerinnen und Holländer in Krefeld, die Franzosen in Coburg packten ihre Sachen. Sie wurden für den Heimtransport in Lagern gesammelt oder machten sich, wie einige Franzosen und die Holländer selbst auf den Weg nach Hause. Die Franzosen verabschiedeten sich von ihren deutschen Arbeitskollegen. Einige haben noch Jahre später brieflich Kontakt miteinander gehabt und sich besucht.

Vor der Besetzung durch die Russen wurde das Werk in Weißwasser von unseren Leuten, die nach Westen flüchteten, geräumt. Unsere deutschen Mitarbeiter in Holoubkau haben bis zuletzt mit den Tschechen zusammengearbeitet und sind dann mit den letzten deutschen Truppen abgerückt. Nach mehrwöchiger abenteuerlicher Radfahrt mit einem Meister bin ich selbst in Südbayern durch die amerikanischen Linien gestoßen, um alsbald zunächst in Coburg und im Herbst 1945 in Krefeld, im Rahmen des mir damals Möglichen und Erlaubten, die Arbeit wieder aufzunehmen.

Hier sollte in den geschichtlichen Rahmen gestellt, am Beispiel eines einzelnen Betriebes, ein Einblick in die Kriegswirtschaft und ihre Probleme gegeben werden. In meinem Buch „Jahrgang 1905“ (Seewald / Zweite Auflage) habe ich mehr Einzelheiten und über zahlreiche persönliche Erlebnisse berichtet. Das Firmenarchiv Kleinewefers enthält noch manche Originalunterlagen (siehe vorstehende Abbildungen), wie z. B. „Lohnstammkarten“ der Ostarbeiter, Anordnungen und betriebsinterne Mitteilungen, die Unterbringung und Betreuung der Fremdarbeiter betreffend.



50 Jahre Schulzahnklinik in Krefeld

von Ursula Leonhardt

„Der Zahnarzt ist da!“ Dieser Ruf klingt jedes Jahr wieder, nun schon 50 Jahre lang, durch die Krefelder Schulen, denn in diesem Jahr (1978) feiert die hiesige Jugendzahnpflege ihr 50jähriges Bestehen.

Geboren wurde die Idee, sich um die Zahngesundheit der Schulkinder zu bemühen, vor 80 Jahren in Straßburg. Dort wurde 1898 zum ersten Mal eine größere Anzahl Schüler, nämlich 10000, zahnärztlich untersucht. Dabei stellte sich heraus, daß 95,7 % der Kinder bereits kariöse Zähne hatten. Durch dieses Alarmzeichen aufgeschreckt, gründete Prof. Dr. Jessen mit privaten Mitteln in Straßburg im Oktober 1902 die erste Schulzahnklinik. 2 Wochen später wurde eine städt. Klinik in Darmstadt eröffnet. Diese Ereignisse waren der Anstoß, daß in vielen Städten Deutschlands die Schulzahnpflege in Bewegung kam.

In Krefeld taucht 1921 in einem Sitzungsprotokoll der Stadtverordnetenversammlung erstmals die Anregung auf, in der Stadt eine Schulzahnklinik einzurichten. Daraufhin wurde ein Sonderausschuß gewählt, der diese Frage prüfen sollte. Trotz wiederholter Anfragen und Befürwortungen wurde die Angelegenheit, weil auch Widerstand vorhanden war, mehrere Jahre lang immer wieder von der Tagesordnung abgesetzt. Erst im April 1927 erklärte die Stadtverordnetenversammlung, grundsätzlich mit der Einführung einer öffentlichen Schulzahnpflege in den Volksschulen einverstanden zu sein, wenn die Krefelder Krankenkassen einen Anteil der Kosten übernehmen. Nun war auch in Krefeld die Angelegenheit in Bewegung geraten.

Zuerst wurde eine Kommission gebildet, welche die Betriebsart der vorgesehenen Schulzahnpflege klären sollte. Man entschied sich für das Bonner System nach Prof. Kantorowicz, d. h. die Kinder werden in den Schulen untersucht und diejenigen mit Zahnschäden nach Einverständniserklärung der Eltern anschließend in der Schulzahnklinik behandelt.

1928 begann die Einrichtung der Klinik, die dem Schulamt unterstellt wurde. Die Stadt stellte Räume im damals neu entstandenen Jugendheim Drießenhof zur Verfügung. Nach einem Umbau unter Leitung von Bauinspektor Plantenberg wurden 2 Warteräume, 3 Operationszimmer mit gepolsterten Türen und ein Büro geschaffen. Es wird erzählt, daß noch heute erwachsene Krefelderinnen und Krefelder mit gemischten Gefühlen am ehemaligen Drießenhof vorbeigehen oder die immer noch dort untergebrachte jetzige Jugendzahnklinik betreten - nun als Begleiter ihrer Kinder -, weil sie als Schüler dort einmal auf dem Behandlungsstuhl gesessen und gelitten haben - eine Erinnerung, die anscheinend nie verblaßt.

Deshalb ist die Planung von gepolsterten Türen zu verstehen, durch die kein Schrei nach draußen dringen konnte, aber auch die des 2. Wartezimmers, in dem sich die bereits behandelten Kinder aufhalten sollten, damit sie mit dem Bericht über ihre Erfahrungen nicht die noch auf Behandlung wartenden in Angst versetzen konnten. Eine damals perfekt durchdachte Behandlungsstätte!

Am 1. August 1928 trat der erste Schulzahnarzt und spätere langjährige Leiter der Klinik, Dr. Ludwig Pfahl, in den Dienst der Stadt Krefeld, nachdem er sechs Jahre lang die Schulzahnklinik der Stadt Barmen geführt hatte.

Offiziell eröffnet wurde die Städt. Schulzahnklinik am 21. 9. 1928 mit einer Begrüßungsansprache des damaligen Schuldezernenten Dr. Printzen, gefolgt von einer Rede des Leiters Dr. Pfahl und des Schulrates Dr. Mathieu. Letzterer dankte namens der Krefelder Volksschulen der Stadtverwaltung und den Krankenkassen für die Bereitstellung der Mittel, um eine solche Klinik zu schaffen, die der Gesundheit der Jugend dienen solle. Damit war Krefeld unter den ersten deutschen Städten, die eine Schulzahnklinik zur Verfügung hatten.

Die praktische Arbeit in der Klinik begann am 1. Oktober. Der Zahnarzt mit seiner Helferin untersuchte in den Schulen, dann kamen die Kinder in die Jugendzahnklinik und wurden dort behandelt; im ersten Jahr die beiden untersten Klassen. Schon 1929, nach endgültiger Fertigstellung der Klinik, wurde Dr. Fritz Schmitz als zweiter Zahnarzt und Mitarbeiter angestellt. Jetzt konnten im Laufe der Jahre nach und nach sämtliche Krefelder Volks- und Sonderschulklassen durchuntersucht und bis auf einen geringen Prozentsatz auch behandelt werden. Auf diesem Sektor der Gesundheitsfürsorge war auf Anregung und mit Hilfe der Krefelder Bürgerschaft eine leistungsfähige Einrichtung geschaffen worden. Gestützt wurde diese, wie in den jährlichen Tätigkeitsberichten stets erwähnt, durch die verständnisvolle Mitarbeit von Eltern, Schulleitern und Lehrern, die eine große Hilfe für das Gelingen der Tätigkeit der Schulzahnärzte bildete, und die erfreulicherweise bis auf den heutigen Tag weitgehend erhalten geblieben ist. Als Beispiel für das wirkungsvolle Bemühen um die Zahngesundheit der Krefelder Schulkinder wird der Abschlußbericht des Schuljahres 1933/34 hier angeführt: Von 13000 untersuchten Kindern hatten nach Abschluß der Behandlung 88,9 % naturgeseunde oder sanierte Zähne.

Diese erfolgreiche Tätigkeit der Schulzahnklinik wurde unterbrochen durch den Beginn des Krieges 1939, als die Klinik wegen Einberufung beider Zahnärzte erst einmal ihre Arbeit ganz einstellen mußte. Zwar konnte einer der beiden Kollegen bereits 1941 zurückkehren, doch gelang es ihm allein nur, einen Teil der anfallenden Aufgaben zu bewältigen, da zudem noch Störungen durch häufigen Fliegeralarm, die vom Staat geforderte Einbeziehung auch der Schüler höherer Schulen in die Untersuchungen und Materialknappheit die Arbeit belasteten. Die personellen Schwierigkeiten dauerten auch nach dem Krieg noch an, so daß erst im Jahre 1948/49 wieder in

bewährter Weise alle Volks- und Hilfsschüler betreut werden konnten.

Allmählich wurden die Aufgaben der Schulzahnpflege erweitert. Im Schuljahr 1956/57 wurden die Untersuchungen auf Mittel-, Höhere und Berufsschulen ausgedehnt, drei Jahre später auch auf die Kindergärten. Aus der „Schulzahnklinik“ wurde eine „Jugendzahnklinik“, die allen Drei- bis Achtzehnjährigen eine kostenlose Untersuchung im Jahr bieten sollte. Die beiden Zahnärzte der Gründungszeit traten in den Ruhestand und wurden durch neue Kollegen, zeitweilig sogar drei, ersetzt. Anstelle des Schulamtes übernahm nun das Gesundheitsamt im Rahmen der allgemeinen Gesundheitsfürsorge die Verantwortung für die Jugendzahnpflege. Die Behandlung der Kinder wurde nach und nach bis auf wenige Fälle aus Zeitmangel und anderen Gründen, z. B. Transportschwierigkeiten bei ständig wachsendem Verkehr, an die freie Praxis delegiert. 1962 wurden, was dringend nötig war, die beiden Sprechzimmer modernisiert.

Das Aufgabengebiet der Jugendzahnärzte ist inzwischen noch größer geworden. Außer der Jugendarbeit werden auf

Wunsch einzelner Ämter und Behörden zahnärztliche Gutachten in bestimmten Fällen für Erwachsene erstellt. Bei den Schuluntersuchungen wird jetzt auch auf Kiefermißbildungen und Zahnfehlstellungen aufmerksam gemacht. Eine Sprechstunde zur Beratung für diese Patienten und ihre Eltern wurde eingerichtet. Maßnahmen zur Vorbeugung gegen Karies und andere Mundkrankheiten werden aktiviert, u. a. durch Aufklärung in Schulen und Kindergärten über Mundpflege und gesunde Ernährung. Fluoridtabletten werden in Kindergärten und verschiedenen Grundschulen zur Härtung des Zahnschmelzes verteilt. Es gelingt, einen großen Teil der Kindergärtnerinnen zur Mitarbeit anzuregen, die ihnen anvertrauten Kinder aus erzieherischen Gründen im Kindergarten Zähne putzen oder Fluoridgaben einbürsten zu lassen. Eine Grundschule richtete sogar - eine Pioniertat in Nordrhein-Westfalen - einen Zahnpflegeraum für ihre Schüler ein.

Über Krefelds Grenzen hinaus wurde die Jugendzahnklinik unter Leitung von Dr. Roehl durch das Abhalten einer wissenschaftlichen Tagung für Jugendzahnärzte und eines viel beachteten Prophylaxe-

Seminars bekannt, die mit Hilfe der Stadt durchgeführt werden konnten.

Trotz aller Bemühungen um die Gebißgesundheit der jugendlichen Krefelder nimmt die Zahl der Zahnerkrankungen und Fehlstellungen aber leider nicht ab. Umso notwendiger ist nach wie vor ihre frühzeitige Entdeckung und Heilung. Beinahe 43 % aller untersuchten Kinder mußten im letzten Jahr zur Zahnbehandlung überwiesen werden. Aber intensive Überwachung und Betreuung und das Appellieren an die eigene Verantwortung tragen doch dazu bei, daß der größte Teil der Krefelder Jugend mit einem gesunden Gebiß, einer wichtigen Voraussetzung für das allgemeine Wohlergehen, ins Berufsleben eintreten kann - ein Umstand, der der Bürgerschaft vor 50 Jahren bei ihrer Neugründung am Herzen lag.

Noch immer ist die Zahnklinik in den alten Räumen an der Hofstraße Dienstsitz und Ausgangspunkt des in Kindergärten und Schulen bekannten, teils gefürchteten, teils freudig begrüßten „Schulzahnarztes“. Und an dieser Bezeichnung scheint sich nichts zu ändern, wenn die betreuende Tätigkeit an Krefelds Jugend jetzt auch in den Händen von zwei Zahnärztinnen liegt.

Drießenhof 1949



Pioniere der Jugendzahnklinik (von links) Dr. Ludwig Phal, erster Leiter der JZK, Frieda Schmitz, geb. Linderlauf, Helferin, Josefa Breuer, Helferin, unbekannte Helferin, Dr. Fritz Schmitz, 2. Zahnarzt der JZK



Das „Socialistengesetz“ im Spiegel der Krefelder „Zeitungsberichte“

von Dieter Hangebruch

„Euer Hochwohlgeborenen habe ich die Ehre, folgendes zu berichten“, so begann der Krefelder Oberbürgermeister regelmäßig alle drei Monate seinen Zeitungsbericht an seinen Vorgesetzten, den Regierungspräsidenten in Düsseldorf. Seit 1832 war das so.!) Mit Zeitung im heutigen Sinne hatte dieser Bericht nur insofern Gemeinsamkeiten, als „Zeitung“ neueste Nachrichten bedeutet. Die Revolution von 1848 war bei den Regierenden unvergessen. König und Minister wollten genau wissen, was in den Städten und Landkreisen des Reiches geschah. Was gab es über die Konjunktur der Krefelder Textilindustrie zu berichten? Welche „öffentliche Stimmung“ herrschte in Krefeld? Welche politischen Tendenzen verbreitete die örtliche Presse? Wurde der Geburtstag seiner Majestät auch gebührend gefeiert? und - last not least - was gab es über die „Socialdemokraten“ zu berichten? Ein eigener Absatz eines jeden Zeitungsberichtes war jenen schrecklichen Menschen gewidmet, bei deren bloßer Namensnennung biedere preußische Untertanen - und das waren spätestens seit dem erfolgreichen Krieg gegen Frankreich auch die meisten Krefelder - schauderten. Ein Oberbürgermeister konnte eigentlich nur ruhig schlafen, wenn es „Socialdemokraten“ in seiner Stadt erst gar nicht gab.

Aber in Krefeld gab es sie auch! Ende 1868 war in Krefeld der

„Allgemeine Deutsche Arbeiterverband“

gegründet worden²⁾. Immer wieder versicherte der Oberbürgermeister zwar, daß es sich nicht um eingessessene Krefelder

handele, daß die Versammlungen keinen Anklang fänden und wie energisch er diesen „gefährlichen Bestrebungen“ entgegenrete, doch in den folgenden Jahren existierten in Krefeld bereits drei weitere „socialistische Vereine“

der „Verband der Metall-Arbeiter“ der „Ortsverein des niederrheinischen Weberbundes“ der „Verband zur Wahrung der Interessen der werktätigen Bevölkerung Krefelds“, letzterer der bedeutendste Verein³⁾.

Über das starke Anwachsen der „Socialdemokraten“ durfte der Oberbürgermeister sich kaum wundern, denn er selbst stellte im Zeitungsbericht 1877 fest, die wirtschaftliche Lage sei schlecht und es herrsche „grosse Noth unter der Arbeiterbevölkerung“ und es müsse „bald anders kommen, wenn nicht unerträgliche Zustände sich herausbilden sollen“⁴⁾. Die socialdemokratische Partei zeigte sich in Krefeld trotz aller Einschränkungen durch die Obrigkeit „rührig“, indem sie mehr als je zuvor Versammlungen abhielt. Alle Versammlungen wurden polizeilich überwacht, insbesondere aber das Partei-Organ in Krefeld, die „Niederrheinische Volksstimme“, deren Redakteur Daschner gerade wegen Majestätsbeleidigung zu einer zweimonatigen Gefängnisstrafe verurteilt worden war⁵⁾. Die Zeitung hatte nur eine Auflage von 300 Exemplaren, aber wer aus der Arbeiterbevölkerung konnte sich in diesen Notzeiten eine Zeitung leisten?⁶⁾ Viel wichtiger war die „Bockhalle“ an der Lensenstraße, der Treff- und Versammlungsort der ersten Krefelder „Socialdemokraten“⁷⁾.

Ihr Besitzer, der Brauer und Wirt Hermann Ziellenbach, war der erste erfolgreiche Agitator und Organisator der „Socialdemokraten“, der es hervorragend verstand, das Krefelder Großbürgertum durch spektakuläre Aktionen zu reizen.

In dieser Situation unternahmen am 11. 5. und am 2. 6. 1878 ein Klempnergeseile und ein Literat in Berlin, Unter den Linden, Attentate auf den Kaiser. Wie selbst ein Hofschreiber der Hohenzollern⁸⁾ einräumt, waren „beide haltlose, verkommene Naturen, die aus eigenem Antriebe gehandelt hatten, ohne Verschwörung und Mitschuldige“, aber die Attentate genügten, um den Herrschenden einen Vorwand zu geben, energisch gegen die Socialdemokraten vorzugehen.

Besonders die Arbeitgeber sahen die Chance, getragen von öffentlicher Zustimmung, zu versuchen, den Socialisten und damit auch den Gewerkschaften den Todesstoß zu versetzen. Schon am 12. 6. 1878 fand in Düsseldorf eine Versammlung statt, zu der alle großen Arbeitgeber im Rheinland und Westfalen Delegierte entsandt hatten. Die Versammlung beschloß

„ihren [!] Arbeitern die Bethheiligung an der socialdemokratischen Partei und ihren Agitationen zu verbieten“⁹⁾

Eine weitere Versammlung, besucht von 600 Vertretern der größten industriellen Werke aller Provinzen, fand am 24. 6. 1878 in Düsseldorf statt. Eine der vielen Resolutionen gegen die Socialdemokratie enthielt die Aufforderung, Socialdemokraten nicht mehr in den Betrieben zu dulden.¹¹⁾ Um

Reichs-Gesetzblatt.

№ 34.

Inhalt: Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie. S. 351.

(Nr. 1271.) Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie. Vom 21. Oktober 1878.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen &c.

verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags, was folgt:

§. 1.

Vereine, welche durch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken, sind zu verbieten.

Dasselbe gilt von Vereinen, in welchen sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten.

Den Vereinen stehen gleich Verbindungen jeder Art.

§. 2.

Auf eingetragene Genossenschaften findet im Falle des §. 1 Abs. 2 der §. 35 des Gesetzes vom 4. Juli 1868, betreffend die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, (Bundes-Gesetzbl. S. 415 ff.) Anwendung.

Auf eingeschriebene Hülfsklassen findet im gleichen Falle der §. 29 des Gesetzes über die eingeschriebenen Hülfsklassen vom 7. April 1876 (Reichs-Gesetzbl. S. 125 ff.) Anwendung.

§. 3.

Selbständige Klassenvereine (nicht eingeschriebene), welche nach ihren Statuten die gegenseitige Unterstützung ihrer Mitglieder bezwecken, sind im Falle des

Reichs-Gesetzbl. 1878.

67

Ausgegeben zu Berlin den 22. Oktober 1878.

festzustellen, ob jemand dazu gehörte, erhielten die örtlichen Polizeibehörden Anweisung, entsprechende Auskünfte auf Anfragen von Firmen zu erteilen. Schnell stellte sich heraus, daß dies eine juristisch bedenkliche und zweiseitige Sache war, denn der Polizei waren nur Teile der Socialdemokraten namentlich bekannt und mit Hilfe amtlicher Unbedenklichkeitsbescheinigungen hätten die Übrigen wieder in die Betriebe gelangen können. Auch in Krefeld wurde bei der Eisenbahn nach Socialdemokraten gefahndet¹²⁾.

In Krefeld verzeichnete der Oberbürgermeister folgendes Echo:

„Wenn schon das erste Attentat auf Seine Majestät eine große Aufregung unter der Bevölkerung hervorgerufen hatte, so machte die Nachricht von dem wiederholten Mordversuch einen wahrhaft deprimierenden Eindruck... Dank- und Bittgottesdienste für die gnädige Erhaltung und baldige Genesung seiner Majestät sind in allen Kirchen abgehalten worden“¹³⁾.

Wer die Schuld an den Attentaten hatte, stand von vornherein fest. Über die beiden in Krefeld maßgebenden Parteien, die Ultramontanen (Zentrum) und die Nationalliberalen heißt es:

„Beide Parteien sind darin einig, das [!] gegen die Socialdemokratie in ernstester Weise vorgegangen werden müsse, nur über die Wahl der Mittel wird gestritten. Während die eine [die Nationalliberalen!] für Zwangsmittel eintritt, glaubt die Andere, den Zweck durch Hebung der Religiosität am Besten zu erreichen“¹⁴⁾.

Über die Krefelder Socialdemokraten weiß der Krefelder Oberbürgermeister zu berichten: „Es ist nicht bemerkt worden, daß die auf Seine Majestät den Kaiser verübten Attentate auf das Verhalten der hiesigen Socialdemokraten von Einfluß gewesen wären“¹⁵⁾.

Die Erregung weiter Kreise der Bevölkerung blieb aber nicht ohne Auswirkungen. Schon vor Erlaß des Socialistengesetzes lösten sich einzelne Vereinigungen auf. So am 18. 7. 1878 der „Verband der Klempner und verwandten Berufsgenossen“ in Krefeld, der dem „Verband der Metallarbeiter“ angeschlossen war¹⁶⁾. Als Grund läßt sich vermuten, daß die Auflösung erfolgte, weil einer der Attentäter ein Klempnergeselle war.

Als die Polizei das Vermögen des Vereins der Klempner sicherstellen wollte, stellte sich heraus, daß der Kassierer und der Schriftführer sämtliche Utensilien einschließlich des Mitgliederverzeichnisses und des Kassenbuches an den Herausgeber der socialdemokratischen Zeitung „Panier“, Söllner, in Braunschweig gesandt



Die „Bockhalle“, Krefeld, Lensenstraße 6, später „Reichshalle“, Inhaber Genings. Zu Zeiten des „roten Wirtes“ fehlte die wilhelminische Fassade mit dem Reichsadler am Westwall¹⁶⁾.

hatten¹⁸⁾. Der Regierungspräsident konnte nach Berlin melden:

„Die Partei ist zur Zeit offenbar eingeschüchtert, sie wagt nicht mehr ihre bisherigen Agitations Mittel, die Presse und Volksversammlungen in früherer Weise zu gebrauchen. Viele ihrer Führer sind verhaftet und hängen die bevorstehenden gesetzlichen Maßnahmen wie ein Damoklesschwert über ihrem Haupte“¹⁷⁾.

Unterdessen wurde im Reichstag das „Socialistengesetz“, genauer „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie“ debattiert. Den Höhepunkt erreichte die Auseinandersetzung, als der socialdemokratische Abgeordnete Hänel bei seiner Kampfansage der Socialdemokratie wegen „Aufforderung zum Aufruhr“ vom Präsidenten mehrmals zur Ordnung gerufen wurde und nachweisen konnte, daß der Präsident das entsprechende Vokabular des Fürsten Bismarck ungerügt hatte durchgehen lassen.

Wie verhielten sich nun die Krefelder Abgeordneten? Unter den nationalliberalen Rednern war kein Krefelder, aber für das Zentrum lieferte der Abgeordnete für den Wahlkreis Krefeld A. Reichensperger¹⁹⁾ einen Beitrag, der an Schärfe und Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Am 15. 10. 1878 erklärte er vor dem Reichstag:

„Wir haben die traurige aber feste Überzeugung, daß das Socialistengesetz von den schrecklichsten Folgen für unser Vaterland sein wird“. „Nehmen Sie das Gesetz an, so schaffen Sie ein Sedan der bürgerlichen Freiheit!“ ... über die Tragweite des Ausweisungsparagraphen zu warnen, weil gerade die Katholiken ähnliche Maßnahmen so schmerzlich an sich haben erfahren müssen... so wird es den Socialdemokraten auch gehen. Wenn Sie dieselben von einer Stelle vertreiben, werden Sie dieselben selbst auf neue Arbeitsfelder führen“. „Wir haben gewarnt... wir haben zu anderen Mitteln geraten, uns trifft keine Schuld“ und als Höhepunkt seiner Ausführungen „Der Sarkophag unserer bürgerlichen Freiheiten trägt die Aufschrift: Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie!“ Reichenspergers Ausführungen waren nicht von Sympathien für die Socialdemokraten, sondern von der Sorge um erneute Verfolgungen des politischen Katholizismus geprägt. Mit 370 Stimmen (Konservative, Reichspartei, Nationalliberale, Gruppe Löwe) gegen 149 Stimmen (Zentrum, Fortschrittspartei, Socialdemokraten, Polen

Berlin, Datum des Kommerses.

Aufruf.

J. Bleyer *Empfehlung*
unser *Kommers*
H

Sozialdemokratische Agitatoren verkünden in Versammlungen und Blättern, daß sie nach Ablauf des Sozialengesetzes durch neue Zeitungen, Flugblätter, Volkerversammlungen u. s. w. mehr wie je Propaganda für ihre unmittelbaren Zwecke machen wollen.

Sie weit es hierzu bisher schon gekommen, bedarf keiner Marterkammer. Eine die gesamte Industrie mehr und mehr bedrohende Partei ist in den Händen der Unionspartei die „Zivilbewegung“ geworden, die in England am weitesten gediehen, in Deutschland sich einer ähnlichen Entwicklung nähert.

Von den Führern der Unionspartei wird in den Arbeiterkreisen inematisch eine mehr und mehr steigende Begehrlichkeit gemacht. Jedes Ansehen, jede Autorität, jede Religion und jeder Patriotismus werden eifrig untergraben, um die in solcher Weise vertriebenen Massen revolutionären Zwecken dienbar zu machen.

Auch auf dem Lande findet an vielen Orten bereits ein geheimer Vertrieb sozialdemokratischer Schriften statt, und hier und da haben die vor uns bis uraltlebenden Volkserfinder schon versucht, das Gift ihrer Verleumdungen in die Arme zu tragen.

Überall wird erkannt, daß hier etwas geschehen muß, und hier und da haben sich auch Industrieller in Schutzverbänden zusammenschlossen. Diese Verbände sind unacht; aber nur eine Abwehr gegen die immer höher stehende Bewegung der Zivilen, und noch fehlt es bisher an einem Verbände deutscher Staatsbürger, welcher sich die Aufgabe stellt: **die destruktiven Tendenzen und mit ihnen die sich mehr und mehr steigende Begehrlichkeit der Anhänger der Sozialdemokratie zu bekämpfen.**

Allen zivilisierten Staaten droht die Gefahr des inneren Zerfalls. Durch die Zivilen sind Lebensmittel und die notwendigen Verbrauchsgüter jedesmal höher im Preise getrieben und werden durch dieselbe Ursache auch ferner mehr und mehr im Preise steigen. Das kleine und mittlere Beamtentum, der kleine und mittlere Bürgerstand werden sich durch diese Vertheuerung schließlich einem Nothstande gegenüber sehen, der die unberechenbaren Folgen haben muß.

Hier kann die Staatsregierung allein nicht helfen, und so haben denn auch **die Worte Sr. Majestät des Kaisers und Königs, welche Allerhöchstderselbe in Breslau sprach,** den weitesten Widerhall gefunden.

Se. Majestät sagten bekanntlich:

„Ich knüpfe hieran den Wunsch, daß dieses gute Beispiel, welches die Provinz gegeben hat, ohne Unterschied der Parteien und Konfessionen von allen Theilen meines Staates befolgt werde, daß unsere Bürger endlich aus dem Schlummer erwachen mögen, in dem sie sich so lange gewiegt haben, und nicht bloß dem Staat und seinen Organen die Bekämpfung der unwählenden Elemente überlassen, sondern selbst mit Hand anlegen. Ich habe die Ueberzeugung, daß, wenn die Provinz beharrt auf dem jetzigen Wege, es nicht nur der Provinz, sondern auch meinem ganzen Lande gelingen wird, wiederherzustellen die Achtung vor der Kirche, den Respekt vor dem Gesetz und den unbedingten Gehorsam gegen die Krone und deren Träger.“

Eingedenk dieser kaiserlichen Worte und in Erinnerung des vorher Gesagten hat sich in Berlin der

Verein zur Bekämpfung der zersetzenden Bestrebungen der Sozialdemokratie

gebildet.

Das Ziel des Vereins soll erreicht werden durch Vertrieb und Verbreitung zu diesem Zwecke geschickt verfaßter Schriften in jederlei Schrift, sowie durch alle sonst geeigneten Mittel, welche die entsprechende Belehrung der Massen und Warnung vor dem Gifte vollstoverführender Tendenzen zu erreichen vermögen. Uebrig vom Geschäftsführer des Vereins, theils auch von anderer Seite (auf Kosten und Anregung des Vereins) sollen zuvörderst geeignete Schriften in Volks- und Arbeiterkreisen verbreitet werden. Einer von den Wegen, welche solche Verbreitung ermöglichen, ist in der unlängst erschienenen Brochüre: „Sozialdemokratie und Volksliteratur“ (von Carl Wald in Berlin) ausführlicher angegeben. Der Verfasser regt die Schaffung von Schriften an, welche der sozialdemokratischen Volksoverderbnis entgegenzuarbeiten vermögen, und legt klar, wie dieselben beschaffen sein müssen und auf welchem Wege sie Eingang in die betreffenden Kreise finden können.

Eine Anzahl bedeutender Männer haben, unter warmer Anerkennung dieser Ziele, dem Verfasser besagter Schrift brieflich ihre vollste Zustimmung ausgesprochen. So unter Anderen:

Der Herr General-Feldmarschall Graf Moltke, der Herr General Bronsart von Schellendorf, Kommandeur des I. Armeekorps, die Herren Staatsminister Dr. Miquel, von Puttkamer, weiland von Könneritz (Sachsen), von Kroshak (Weslau), Dr. Stidling (Weimar) u. s. w. ferner der Herr Bischof von Trier, die Herren Geheimen Kommerzienräthe Friedrich Krupp, A. von Hausmann, Dr. jur. Hammacher u. s. w. u. s. w.

Nach erfolgter Konstituierung des Vereins zur Bekämpfung zersetzender Tendenzen wurde von demselben der Bescheid gefaßt, eine größere Anzahl von Vertretern der haareerhaltenden und patriotisch gesinnten Bürgerchaft zum Beitritt einzuladen und dann **Gr. Majestät dem Kaiser und König eine**

Crefeld, den 10. August 1891.

36

35

Adresse unter Namhaftmachung sämtlicher Mitglieder zu überreichen, um so darzutun, daß der Mahnung Sr. Majestät von den Mitgliedern unseres Vereins nach besten Kräften Folge gegeben werden soll.

Unser Verein bittet nun auch Sie, hochachtungsvoller Herr, um Ihre geschätzte Mitgliedschaft. Es ist uns versichert worden, daß es Ihnen gegenüber nicht einmal des Hinweises auf den Ernst der Situation, auf das rapide Anwachsen der Sozialdemokratie und die immer weiter dringende Verbreitung der verderblichen Tendenzen derselben bedürfen würde, sondern daß Sie freudigen Herzens jedem gemeinnützigen Werke, schon um seiner Gemeinnützigkeit willen, Ihre vollste Teilnahme zuzuwenden pflegen.

Der Jahresbeitrag ist auf **Mk. 20,-** festgesetzt und an den unterzeichneten Geschäftsführer des Vereins, Herrn Carl Wald, Berlin SW., Lindenstraße 9 gleichzeitig mit der Beitrittserklärung einzusenden.

Die auf ein Jahr (vom 1. Januar 1891 bis zum 31. Dezember 1891) lautende Mitgliedskarte u. s. w., sowie fortlaufende Berichte werden Ihnen pünktlich zugehen, ebenso wie Sie Ort und Zeit unserer Versammlungen regelmäßig angezeigt erhalten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Vorstand.

Im Auftrage:

Carl Wald

Geschäftsführer

Berlin S.W. 68

Lindenstraße 9, Tel. 9.

und Elsässer) wurde das Gesetz schließlich angenommen und trat am 21. Oktober 1878 in Kraft.

Endlich waren die Socialdemokraten auch juristisch „Staatsfeinde“. Die Polizei konnte tätig werden. Das Gesetz forderte Auflösung und Verbot aller socialdemokratischen Vereine, die Unterstellung von Unterstützungsvereinen unter staatliche Kontrolle, verbot Versammlungen, Druckschriften und das Erheben von Mitgliedsbeiträgen. Wer weiterhin der Socialdemokratie als Mitglied angehörte, riskierte eine Geldstrafe bis 500 Mark oder drei Monate Gefängnis, besonders schwer bestraft werden sollten Leute, die der Partei Räume zu Verfügung stellten. Agitatoren konnten aus dem Lande verwiesen werden. Es gehörte in dieser Zeit viel persönlicher Mut dazu, seinen politischen Überzeugungen treu zu bleiben. Der Zusammenhalt der Socialdemokraten wurde durch den starken Druck von außen eher gefördert als gemindert. Im Bericht des Regierungspräsidenten vom 1. 11. 1878 heißt es, im gesamten Regierungsbezirk Düsseldorf existiere nur noch

„eine Zeitschrift socialistischer Färbung, nemlich [!] die „Niederrheinische Volksstimme“ zu Crefeld, welche nur 200 Abonnenten zählt und seit dem Attentat auf Seine Majestät den Kaiser einen gemäßigeren Ton angeschlagen hat. Dieses Blatt wird strenge überwacht und wenn möglich, ebenfalls unterdrückt werden“²³⁾.

Der letzte Satz bezog sich auf eine direkte Anweisung des Regierungspräsidenten an den Krefelder Oberbürgermeister vom 19. 10. 1878, das Verbot der Zeitung schon vor Erlaß des Gesetzes vorzubereiten²⁴⁾. Der folgende „Zeitungsbericht“ des Krefelder Oberbürgermeisters meldet unter c) „Socialdemokratie“

„Die socialdemokratische Bewegung ist hier ganz ins Stocken gerathen, die beiden Hauptagitatoren und Redakteure der Zeitung „Niederrheinische Volksstimme“, Grünwald und Daschner haben Crefeld verlassen, ersterer ist nach Düsseldorf verzogen, des Letzteren Aufenthalt ist unbekannt. Die „Niederrheinische Volksstimme“ hat zu erscheinen aufgehört, socialdemokratische Versammlungen haben nicht stattgefunden, ebenso wenig öffentliche Agitationen, Spuren geheimer Agitationen sind bisher nicht aufgefunden“²⁵⁾.

Während die Zeitungsberichte in der folgenden Zeit regelmäßig unter Socialdemokraten „vacat“ melden, mußte die Polizei bald feststellen, daß die Mitglieder des aufgelösten „Vereins zur Wahrung der Interessen der Werkthätigen Crefelds“ auch weiterhin engen Kontakt untereinander

hielten. Wie streng die Sitten in Krefeld wurden, möge an zwei Beispielen erläutert werden.

Der Schriftführer des „Unterstützungsvereins deutscher Schuhmacher Filiale Krefeld“ hatte beispielsweise versäumt, ein neues Mitglied nach den Bestimmungen des Versammlungsgesetzes sofort der Ortspolizeibehörde zu melden. Er wurde deshalb zu einer Geldstrafe von 15 Mark verurteilt. Für das Urteil reichte aus, daß einmal ein Redner vor Mitgliedern des Vereins, ein gewisser Schmitz, der dem Polizeikommissar als „notorischer Socialist“ bekannt war, Vorträge gehalten hatte²⁶⁾.

Als am 6. 1. 1879 in der „Crefelder Zeitung“ eine Annonce erschien, in der ein „Kränzchen der vereinigten Metaller“ zu einem Tanzabend einlud, erhielt die Polizei Befehl „festzustellen, namentlich durch Ermitteln der am Kränzchen teilnehmenden Personen respective Vorstandsmitglieder, ob das Kränzchen mit dem aufgelösten socialdemokratischen Verein der Metallarbeiter identisch ist oder in irgendeiner Beziehung zu demselben steht...“. Die Ermittlungen zeigten, daß die Veranstalter Arbeiter der Zinggießerei J. P. Kayser, Hubertusstraße, waren, die nach Aussage des Arbeitgebers Kayser „alle ordentliche und patriotische Leute“ seien, die nur zufällig für ihre alljährliche Tanzveranstaltung unter dem Namen „Vereinigte Metallarbeiter“ auftraten. Dennoch wurde den Veranstaltern verboten, diesen Namen weiter zu verwenden und die Polizei versprach, diese Arbeiter „im Auge zu behalten“²⁷⁾.

Im Dezember 1880 hatte Krefelds Polizei Gelegenheit festzustellen, daß trotz des Socialistengesetzes die socialdemokratische Bewegung in Krefeld ungebrochen war. Am 18. Dezember wurde ein verdächtiges Paket bei der Post beschlagnahmt, das an den Zimmergesellen Herbert Huster aus Hamburg, der seit 1878 in Krefeld wohnte, gerichtet war. Es enthielt 300 Exemplare „Der Ausgewiesene“. Daraufhin durchsuchte die Polizei die Wohnung des Huster und fand dort 23 Exemplare der Zeitung „Der Socialdemokrat“, 1 Exemplar „Stiebers Verdruß“, 500 Exemplare „An das deutsche Volk“. Die Untersuchung richtete sich bald gegen den Führer der Krefelder Socialdemokratie, den Schreiner Carl Wesch²⁸⁾. Wesch floh im Januar 1881 nach Zürich, doch der steckbrieflich Gesuchte wurde bei seiner Rückkehr im August in Krefeld verhaftet und in das Gefängnis in Düsseldorf eingeliefert. Auch andere Krefelder Socialdemokraten mußten fliehen: Der Korbmacher Stapper nach England, Huster begab sich „auf Wanderschaft“, der Schlosser Goerke blieb zunächst verschwunden, tauchte später in Bochum auf²⁹⁾. Im Laufe der Gerichtsverhandlung gegen Carl Wesch, die mit dessen Verurteilung zu 6 Monaten Gefängnis endete,

stellte sich heraus, daß in Krefeld weiterhin socialdemokratische Versammlungen abgehalten worden waren. Carl Wesch wurde zum Vorwurf gemacht, daß er bei einer Versammlung im Jahre 1881 eine Lotterie veranstaltet hatte, was nach dem Socialistengesetz verboten war²⁷⁾. Lotterien gehörten u. a. zu den Mitteln, mit denen die Socialdemokratie versuchte, die erforderlichen Gelder für ihre Funktionäre zu erhalten. Zur Reichstagswahl 1881 wurde in Krefeld eine Flugschrift „Aufruf an die Wähler des Kreises Crefeld“ zur Abendzeit in vielen Häusern der Stadt dadurch verbreitet, daß die Schrift in den Hausflur geworfen und unter der Haustür durchgeschoben wurde. Unterzeichnet war die Flugschrift vom „Komitee für volksthümliche Wahlen“²⁸⁾. Der Polizei gelang es, als Verbreiter einen Karl Walther ausfindig zu machen, doch konnte die königliche Regierung in Düsseldorf dem Antrag des Oberbürgermeisters nicht entsprechen, „da der Inhalt der Flugschrift nicht auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet sei“. Gegen den Drucker der Flugschrift Karl Labrouier wurde, da dieselbe den Namen des Druckers und Verlegers nicht enthielt, auf Grund des Pressegesetzes die Untersuchung eingeleitet. Dem Krefelder Oberbürgermeister wurde von „Zeitungsbericht“ zu „Zeitungsbericht“ klarer, daß trotz des Gesetzes das Anwachsen der Socialdemokratie nicht zu verhindern war. Daher wurde zwischen der Stadt und den Landratsämtern der Kreise Krefeld Land und Kempen eine Vereinbarung getroffen, sich über alle Socialdemokraten betreffende Vorkommnisse gegenseitig zu verständigen, „um gemeinschaftlich gegen die Bestrebungen der Partei vorgehen zu können“²⁹⁾. Hatte die Polizei einmal Erfolg, wie im August 1882, als ein an Herrn „Haubisch“, Krefeld, Alte Geldernsche Straße, gerichtetes Paket als unzustellbar zurückkam und beim Öffnen acht Nummern des „Socialdemokrat“ enthielt, so kam erst durch die weiteren Ermittlungen heraus, daß weitere geheime Versammlungen der Socialdemokraten in Krefeld stattgefunden hatten³⁰⁾. Die Versammlungen fanden in abgelegenen Lokalen statt. Erst viel später konnte die Polizei ermitteln, daß auch die Socialdemokraten der Landkreise Kempen und Krefeld ihre Versammlungen auf Krefelder Boden abhielten³¹⁾.

Im Zeitungsbericht 1883 heißt es:

„Nachdem vom 27. bis 29. September 1883 seitens der deutsche Schreinervereingung Mainz ein Kongreß abgehalten worden, welcher unzweifelhaft den socialdemokratischen Bestrebungen huldigte, berief der hiesige Lokalverein der Schreiner und ähnlicher Berufsgenossen am 4. Mai in dem Lokale „Zur Bockhalle“ eine

Versammlung angeblich aus dem Grunde, die Verhältnislage der Arbeitnehmer zu ihren Arbeitgebern zu besprechen und eine Besserung zu erstreben. Die Versammlung, zu welcher sich auch auswärtige Mitglieder auf Einladung eingefunden hatten und in welcher u. a. ein gewisser Karl Meis aus Deutz als Redner auftrat, verlief ohne jegliche Störung. Wenn auch die Versammlung den Verdacht nicht aufkommen ließ, als sei dieselbe zu socialdemokratischen Agitationszwecken berufen, so gibt der Umstand immerhin zu bedenken, daß die Veranstalter, ein gewisser Alphons Triebel und Wilhelm Timmers von hier, Anhänger der socialdemokratischen Partei sind³²⁾.

An den Innenminister in Berlin berichtete der Regierungspräsident: „Fachvereine ins Leben zu rufen, scheint die Parteiparole im Bergischen wie in Crefeld ... zu sein“. Bei einer Hausdurchsuchung in Aachen wurde ein Brief des Agitators „Wesch“ aus Krefeld gefunden, wonach letzterer den Auftrag zur Errichtung von Fachvereinen vom Vorstand des „Manufactur Arbeiter und Arbeiterinnen Vereins in Gera“ erhalten hatte³³⁾. Gegen dieses Mittel, das Socialistengesetz zu unterlaufen, waren die Behörden machtlos. Im Zeitungsbericht von 1887 wird aus Krefeld berichtet:

„Im letzten Halbjahre haben die Anhänger der social-demokratischen Partei hier selbst 54 ... überwachte Zusammenkünfte und Versammlungen abgehalten und zwar:

- | | |
|--|----|
| 1. der Fachverband der Schreiner und verwandter Berufsgenossen | 15 |
| 2. der Fachverband der Schneider und verwandter Berufsgenossen | 8 |
| 3. der Reiseunterstützungsbund der Schuhmacher | 8 |
| 4. der deutsche Manufactur Arbeiter und Arbeiterinnen Verein | 8 |
| 5. der Fachverein der Buchbinder | 10 |
| 6. 2 öffentliche Schreinerversammlungen | |
| 7. 3 Reichstags-Wähler-Versammlungen, | |

verboten wurden 5 Versammlungen. In den Reichstags-Wähler-Versammlungen traten als Redner aus Carl Wesch und Diederich Schmitz aus Krefeld³⁴⁾. „Die Redner waren bestrebt, sich so vorsichtig als möglich auszudrücken, so daß ein Grund zum polizeilichen Einschreiten, insbesondere zur Auflösung der Versammlungen, sich nicht ergab. Die Verbewegung hat wie andernorts so auch hier eine, wenn auch äußerlich nicht wahrnehmbare Verstärkung der socialdemokratischen Partei ergeben und kann das Anwachsen der socialdemokratischen Wahlstimmen nur auf den im Laufe der letzten Jahre er-

folgten starken Zuzug fremder Arbeiter zurückgeführt werden. Unter dem Schutze der geheimen Abstimmung haben viele Arbeiter es verstanden, die anderen Parteien in der Meinung zu erhalten, als ob sie - die Wähler - der socialdemokratischen Richtung nicht angehörten; sie haben zu dem Zwecke an die Wahl Büreaus der anderen Parteien bezügliche Controlkarten abgegeben, jedoch Stimmzettel für Grillenberger [den socialdemokratischen Kandidaten] überreicht. In hiesiger Stadt haben für Grillenberger gestimmt 1599“, mithin 493 mehr als im Jahre 1884.

Typisch für die Zeit des Socialistengesetzes ist ein Vorfall in Fischeln aus dem Jahre 1887. Die Socialdemokraten dort hatten beim Bürgermeister eine Versammlung angezeigt, die aber polizeilich verboten wurde. Dafür reichte ein kleiner Formfehler: im Antrag war die Uhrzeit nicht angegeben. Im Gegenzug durfte sich Bürgermeister Baumann als nächtliches Ständchen die Arbeiter-Marseillaise anhören.³⁵⁾

Im Kleinkrieg zwischen Staat und Partei gingen die Initiativen mehr und mehr auf die Socialdemokraten über. Der Krefelder Oberbürgermeister berichtet dem Regierungspräsidenten: „Die Socialisten scheuen sich nicht, in den Versammlungen der andern Parteien sich zum Worte zu melden und ihre Ansichten zu entwickeln, wohingegen in den socialistischen Versammlungen ein Widerspruch Andersdenkender nie vernommen wird.“³⁶⁾

Am 22. Dezember 1889 beschloß eine von den Socialdemokraten einberufene „Volks-Versammlung“, „am 1. Mai ... auch in Crefeld einen allgemeinen Arbeiterfeiertag mit anschließender Demonstration abzuhalten“.³⁷⁾

Der Oberbürgermeister ging davon aus, daß die Teilnehmer an Demonstrationen am 1. Mai wissen würden, daß er Musik und Fahnen nicht dulden werde.³⁷⁾

Im Jahre 1890 lief das Socialistengesetz aus, eine parlamentarische Mehrheit für eine weitere Verlängerung ließ sich im Reichstag nicht mehr finden. In Krefeld erschien ab 1. Juli 1890 wieder eine socialdemokratische Zeitung, die „Niederrheinische Volkstribüne“, Organ für das werktätige Volk der Kreise Crefeld, M. Gladbach und Kempen.³⁸⁾

Zusammengefaßt darf gesagt werden, daß der 1. Abschnitt der Parteigeschichte - dem Krefelder Naturell entsprechend - nicht von jener Härte in den Auseinandersetzungen geprägt wird, die in andern preußischen Städten und Gemeinden anzutreffen ist. Polizei und Verwaltung einerseits und die Socialdemokratie andererseits hatten einen modus vivendi ge-

funden. Natürlich verzichteten die Socialdemokraten beim Umzug am 1. Mai nicht auf Musikkapelle und rote Fahnen, wie der Oberbürgermeister als selbstverständlich vorausgesetzt hatte³⁹⁾. Die Polizei griff ein - sie ließ die Kapelle spielen und sammelte rote Fähnchen ein. Die Socialdemokraten verhielten sich dabei durchaus kooperativ. Sie warteten immer ab, bis der Polizist ein rotes Fähnchen eingesammelt hatte, protestierten nur in Formen unterhalb der Beamtenbeleidigung und entrollten erst nach einer Verschnaufpause das nächste rote Fähnchen. So kam die Polizei zum geforderten energischen Einschreiten und die Socialdemokratie zu ihrem 1.-Mai-Marsch durch die Stadt. Krefelds Oberbürgermeister hatte schon Jahre vorher dem Regierungspräsidenten mitgeteilt, daß Krefelds Socialdemokraten der gemäßigten Richtung angehören und „in keiner Versammlung gehässige, den Klassenhaß schürende Reden“ halten.⁴⁰⁾

1) Stadtarchiv Krefeld 3/45 - 2) Stadtarchiv Krefeld 4/112 bl. 22ff. - 3) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429 bl. 70 ff. - 4) Stadtarchiv Krefeld 4/112 bl. 86 - 5) Stadtarchiv Krefeld 4/112 bl. 91 b - 6) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429 bl. 70 b - 7) Über die Anfänge der Krefelder Socialdemokratie: Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429-30431, 302-303, 8864-8866; Stadtarchiv Krefeld 4/112; vgl. auch O. Röttges „Politische Wahlen 1848-1867“ Kempen 1964 S. 151 - 8) „Die Bockhall und die Sterbeladen“ Westdeutsche Zeitung 21. 10. 1954 (Nr. 245) - 9) Otto Hintze „Die Hohenzollern und ihr Werk“ Berlin 1915, S. 668 - 10) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429 bl. 72 f (Bericht des Regierungspräsidenten an den Preuß. Innenminister 27. 7. 1878) - 11) vgl. 10) bl. 73 - 12) Stadtarchiv Krefeld 4/991 bl. 2 (26. 6. 1878) - 13) Stadtarchiv Krefeld 4/112 bl. 92 - 14) vgl. 13) - 15) Stadtarchiv Krefeld 4/112 bl. 93 b - 16) Stadtarchiv Krefeld 4/991 bl. 5 und bl. 15 ff - 17) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429 bl. 73 b - 18) Stadtarchiv Krefeld 4/991 bl. 15 f und Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429 bl. 167 - 19) Stadtarchiv Krefeld, Niederrheinische Volkszeitung 17. 10. 1878 (Nr. 240) - 20) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429 bl. 164 - 21) Stadtarchiv Krefeld 4/991 bl. 5; im November 1878 kündigte die „Niederrheinische Volksstimme“ ihr freiwilliges Ende an (Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429 bl. 142 f) - 22) Die Redakteure Grünewald und Daschner werden im Bericht des Regierungspräsidenten an den Preuß. Innenminister vom 8. 11. 1878 als „hervorragende Agitatoren“ genannt (Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30429 bl. 142 f) - 23) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30431 bl. 313 f - 24) Stadtarchiv Krefeld 4/991 bl. 11 f - 25) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 8837 bl. 65 f (Carl Wesch kommt meist unter der Berufsbezeichnung „Krawattenmacher“ vor) - 26) vgl. 25) - 27) Stadtarchiv Krefeld 4/113 bl. 34 b - 28) Stadtarchiv Krefeld 4/113 bl. 37 f - 29) vgl. 28) - 30) Stadtarchiv Krefeld 4/113 bl. 47 f - 31) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 8837 - 32) Stadtarchiv Krefeld 4/113 bl. 77 f - 33) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 8839 bl. 186 b - 34) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf 30431 bl. 36 - 39 Bericht vom 8. 3. 1887) - 35) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf 30431 bl. 33 - 36) Stadtarchiv Krefeld 4/114 bl. 5 - 37) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf 8840 bl. 234 - 38) Stadtarchiv Krefeld 4/114 bl. 21 - 39) Stadtarchiv Krefeld 4/991 bl. 36 - 40) Stadtarchiv Krefeld 4/113 bl. 90, weitere Beispiele bl. 172.

Das Heilpädagogische Zentrum Krefeld

Die Werkstatt für Behinderte

von Klaus Homey

Die Werkstatt für Behinderte (WfB) ist eine Einrichtung zur Integration und Rehabilitation geistig und körperlich Behinderter in einen sogenannten gesonderten Arbeitsmarkt. Der Gesetzgeber hat Umfang und Aufgabenstellung in den Paragraphen 50 bis 55 des Schwerbehindertengesetzes geregelt. Der gesonderte Arbeitsmarkt hat eine lange Geschichte, doch ist erst in neuerer Zeit, insbesondere nach dem zweiten Weltkrieg, in Deutschland eine Zielrichtung eingeschlagen worden, die weitgehend an Vorbilder des Auslandes angelehnt ist. Am Anfang der sechziger Jahre entstanden in Deutschland die ersten halboffenen Einrichtungen, die im Wesentlichen auf Elterninitiativen zurückgehen. Unter einer halboffenen Einrichtung versteht man eine Beschäftigungs- und Betreuungsdauer am Tage, während die Unterbringung nachts im Elternhaus bzw. in entsprechenden Pflegestellen stattfindet.

Im Gegensatz zum freien Arbeitsmarkt, in dem Leistung und Arbeit ein bestimmender Faktor ist, wird auf dem gesonderten Arbeitsmarkt unter Bedingungen gearbeitet, die den Leistungsgedanken nicht in den Vordergrund stellen, sondern vielmehr die Beschäftigung als solche unter Berücksichtigung eines „Mindestmaßes an wirtschaftlich verwertbarer Leistung“, wie es im Gesetzestext heißt. Daran werden auch die Aufnahmekriterien bemessen, nach denen Behinderte in eine Werkstatt aufgenommen werden können.

Grundsätzlich hat jeder Behinderte ohne Rücksicht auf Grad und Schwere der Behinderung einen Anspruch auf eine Beschäftigung in einer Werkstatt für Behinderte. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß Mindestvoraussetzungen wie die Gemeinschaftsfähigkeit erfüllt sein müssen. Außerdem können in einer WfB keine Pflegefälle betreut werden.

Das Heilpädagogische Zentrum wurde im Jahre 1967 aus einem Zusammenschluß

von Elternvereinen wie Lebenshilfe und Spastikerverein gegründet. Später beteiligten sich auch die Kommunalverbände Stadt Krefeld und Kreis Kempen-Krefeld, um alle Aktivitäten und die gesetzlichen Verpflichtungen zur Beschäftigung und Betreuung Behinderter zusammenzufassen. Der Bedarf an Beschäftigungs- und Betreuungsplätzen war Ende der sechziger Jahre so groß, daß von einer katastrophalen Unterversorgung dieses Personenkreises gesprochen werden konnte. Durch die verbesserte Gesetzgebung, die Unterstützung aller zuständigen Behörden und der freien Verbände ist es dann gelungen, 1972 das Angebot an Plätzen zu vergrößern. Zunächst wurde in einer ehemaligen Volksschule im Ortsteil Grefrath-Vinkrath eine provisorische Werkstatt mit ca. 60 Arbeitsplätzen geschaffen. Anfang 1976 wurde eine ehemalige Garnzwirnerlei zu einer Werkstatt für Behinderte mit ca. 80 Arbeitsplätzen umgebaut und noch im gleichen Jahr ein Werkstattneubau mit ca. 300 Arbeitsplätzen in Tönisvorst-Hochbend begonnen. Damit ist in absehbarer Zukunft der Bedarf an Plätzen gedeckt, obwohl auch jetzt bereits abzusehen ist, daß damit noch nicht das Ende erreicht ist, jedem Behinderten eine seiner Behinderung angemessene Beschäftigung zu verschaffen.

Die Organisation und Struktur einer Werkstatt für Behinderte unterscheidet sich nur unwesentlich von anderen Industrie- und Dienstleistungsunternehmen. Arbeiten, die eine WfB übernehmen kann, hängen jedoch in sehr starkem Maße von der Leistungsfähigkeit der Behinderten ab. Man kann im allgemeinen davon ausgehen, daß sich am ehesten Arbeiten für eine WfB eignen, die zu etwa 50 % aus manueller und zu 50 % aus maschineller Art bestehen. Hinzu kommt noch, daß besonders Arbeiten geeignet sind, die in großen Stückzahlen vorkommen und sich kontinuierlich über einen längeren Zeitraum fortsetzen lassen. Auf der anderen Seite haben sich auch solche Arbeiten als günstig erwiesen, bei de-

nen komplettiert, konfektioniert, montiert und verpackt wird, also im Grunde fast ausnahmslos Handarbeiten. Die Mehrzahl der Behinderten ist ohne Weiteres in der Lage, nach einer entsprechenden Einarbeitungszeit Arbeiten mit höherem Schwierigkeitsgrad zu bewältigen. Dabei hat sich gezeigt, daß auch geistig Behinderte Arbeitsabläufe und ihre Zusammenhänge verstehen und sowohl körperlich als auch geistig belastbarer sind, als man gemeinhin annimmt.

Ein wesentlicher Gesichtspunkt in der Betreuungstätigkeit besteht vor allem in der menschlichen Zuwendung. Es ist sicherlich zutreffend, wenn ein bedeutender Pädagoge festgestellt hat, daß geistig Behinderte erwachsene Kinder seien. So wie bei einem Kind die Zuwendung der Mutter entscheidend das soziale Verhalten beeinflusst, so ist auch der angesprochene Personenkreis in besonderem Maße auf eine emotionale Zuwendung ausgerichtet. Infolgedessen sind an die Betreuungskräfte hohe Anforderungen hinsichtlich menschlicher Reife und praktisch-handwerklicher Tätigkeiten zu stellen. Zu einer wirksamen Behindertenbetreuung gehören daher nicht nur entsprechende räumliche Voraussetzungen, sondern in erster Linie Betreuungskräfte, die von ihrem gesamten Persönlichkeitsbild fähig sind, Menschen anzuleiten, zu führen und auf eine sinnvolle Beschäftigung hinzuwirken.

Aufgrund der vorgegebenen gesetzgeberischen Konzeption kann eine WfB betriebswirtschaftlich nicht ohne Zuschüsse bestehen. Die nicht unerheblichen finanziellen Zuwendungen geraten hin und wieder in das Kreuzfeuer der Kritik. Auf der anderen Seite ist jedoch zu bedenken, daß Einrichtungen dieser Art eine nicht unerhebliche volkswirtschaftliche Bedeutung haben. Eine WfB entlastet in ganz erheblichem Maße die Elternhäuser der Behinderten. Spannungsfelder, die auch durch ein

behindertes Kind entstehen können, werden auf diese Weise erheblich eingegrenzt. Aber nicht nur die Betroffenen, sondern auch die Allgemeinheit erfährt eine Entlastung, denn bekanntlich sind geschlossene Einrichtungen, z. B. Anstalten, in jeder Beziehung teurer. Nicht zuletzt der Behinderte selbst bekommt durch seine Tätigkeit in einer Werkstatt ein ganz anderes Selbstwertgefühl, das sich nicht nur auf ihn positiv auswirkt, sondern auf jeden Fall Rückwirkungen auf seine Umwelt hat. In der heutigen Zeit, die man weitgehend als behindertenfreundlich ansehen kann, sind jedoch noch Vorurteile anzutreffen, die auf Unwissenheit beruhen. Die menschliche Beziehung zwischen Behinderten und Nichtbehinderten als Selbstverständnis herzustellen, bleibt noch eine große Zukunftsaufgabe. Die erfreulichen Ansätze, die vor allem in den letzten Jahren erkennbar waren, dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch weiterhin der Integrationsprozeß äußerst schwierig und

schleppend verläuft. Durch die Massenmedien und unzähligen Einzelinitiativen ist inzwischen die Kluft weitgehend eingeebnet.

Diese Darstellung soll ebenfalls als ein Versuch verstanden werden, zu einem besseren Verständnis der Behinderten beizutragen.

Das Verständnis für Behinderte und das Zusammenleben mit Behinderten ist im Grunde in einer pluralistischen Gesellschaft ein Selbstverständnis. Wenn es uns gelingt, nicht nur Verständnis zu wecken, sondern breiteste Bevölkerungsschichten für ein aktives Eintreten der Belange Behinderteter zu gewinnen, sind wir dem Integrationsgedanken einen großen Schritt näher gekommen. Für Betreuer und Verantwortliche sind die Behinderten eine ständige Herausforderung, ihr Bestes zu geben, damit für diese Menschen das Leben einen Sinn bekommt und behält.

Der Sonderkindergarten

von Georg Schrooten

Unter einem Sonderkindergarten versteht man die Einrichtung für Kinder, die wegen einer geistigen Behinderung oder wegen einer Körperbehinderung (cerebrale Bewegungsstörung) in einem Kindergarten nicht oder nicht ausreichend gefördert werden können. Der Sonderkindergarten dient der Entfaltung der Persönlichkeit des Kindes durch Förderung der motorischen, manuellen, sprachlichen, geistigen, seelischen, musischen, sensiblen, sensorischen und sozialen Tätigkeiten mit dem Ziel, das Kind ausreichender sozialer Anpassung zuzuführen und auf den Besuch einer Schule bzw. im Regelfall den Besuch einer Sonderschule vorzubereiten.

Diese Definition und überhaupt die Einrichtung von Sonderkindergärten war in den früheren Jahren nicht immer selbstverständlich, denn lange Zeiten galten die geistig und mehrfach Behinderten als grundsätzlich bildungsunfähig und auch als erziehungsunfähig. Solche Aussagen sind durchaus richtig, wenn man den durchschnittlichen üblichen Gang der Bildung und den geläufigen Prozeß der Erziehung als Maßstab setzt. Geht man jedoch von der Verantwortung des Menschen für den anderen und auch für den geistig Behinderten aus, so kann die Norm des Durchschnittes nicht absolut gelten. Die Frage der Bildung und der Erziehung wird man am konkreten Menschen und in unserem Falle an jedem einzelnen Behinderten ausrichten müssen.

Grundsätzlich, d. h. in der Richtigkeit der Form und Inhalte, unterscheidet sich die Erziehung des Behinderten nicht von der

des Nichtbehinderten. In beiden Fällen handelt es sich darum, dem Kind in einer emotional gesicherten zuverlässigen Atmosphäre Verhaltensweisen und Verhaltensnormen zu vermitteln, welche es befähigen, seine sachlichen und sozialen Probleme effektiv und verantwortungsbewußt zu lösen. Die Art des Vorgehens, die Planung der Lernprozesse, das Angebot von motivationalen Situationen und die Erwartung von Teilerfolgen werden sich nicht mehr an einem statistischen Durchschnitt sondern an dem konkreten behinderten Kind orientieren.

Jedes Programmangebot, welches der Förderung des geistig und mehrfach behinderten Kindes dient, kann nur Rahmencharakter haben und jedes Programmangebot ist nur als eine Bedeutung eines Hinweises zu verstehen und kein Lehrbuch mit Modellvorschlägen kann die fundierte heilpädagogische Ausbildung ersetzen. Das Notwendige muß individuell erkannt und vom Erzieher kreativ gestaltet werden. Die Zeitplanung ist wohl am meisten von den persönlichen Anlagen des Behinderten abhängig.

In den ersten Lebensjahren braucht das Kind den unmittelbaren körperlichen Kontakt mit einer gleichbleibenden zuverlässigen Person. In der Regel sind dies die Eltern. Es muß deren Zuneigung an spürbarer Körperwärme erfahren. Kann es das nicht, so erleidet es Schäden, die im allgemeinen mit dem Begriff des Hospitalismus umschrieben werden.

Wir wissen aus der Erfahrung, daß das geistig und mehrfach behinderte Kind vielfach geradezu einen Heißhunger nach Zärtlichkeit zeigt und das häufig länger als das gesunde Kind. Die Sättigung dieses Bedürfnisses im Rahmen der Familie ist ein wichtiges Anliegen. Manche Mutter wird nach der ersten verständlichen Enttäuschung nicht ohne weiteres den sonst natürlichen Wunsch nach körperlichem Kontakt mit dem behinderten Neugeborenen empfinden. Dieser Kontakt muß dann bewußt aufgebaut werden. Das Kind kann in den ersten Monaten den Schutz und die Geborgenheit die ihm die Mutter geben kann nur empfinden, wenn es sich an sie schmiegen kann, wenn es ihre Körperwärme spürt, wenn es sich an sie drückt. Je mehr das behinderte Kind sein Zärtlichkeitsbedürfnis bei den Eltern befriedigen kann, um so weniger wird es versuchen, dieses bei anderen zu erreichen.

Ob ein behindertes Kind erziehbar bzw. erziehungsfähig bzw. bildungsfähig ist, ist unseres Erachtens keine rein medizinische Frage. Nur eine längere Beobachtung in natürlicher Umgebung - Bedingungen, die in einem Krankenhaus kaum gegeben sein dürften - kann darüber Auskunft geben. Im Laufe unserer Arbeit sind wir in unseren Ansprüchen bei einigen Kindern hinsichtlich der Frage der Erziehbarkeit bescheidener geworden, nicht weil wir in den Forderungen nachgelassen hätten, sondern weil wir immer mehr einsehen mußten, daß selbst geringste Anzeichen der Ansprechbarkeit unvermutete Chancen der Förderung angedeutet haben. Heute sind wir der Meinung, daß bereits die Fähigkeit bei der körperlichen Pflege still zu halten und damit die Pflege zu erleichtern ein solches Zeichen der Erziehbarkeit darstellen kann.

Hat das behinderte Kind das kalendarische Alter von 3 Jahren erreicht, kann es nach den gesetzlichen Bestimmungen einen Sonderkindergarten besuchen. Aber auch hier sind Unterscheidungen zu treffen, ob es von der Persönlichkeit des Kindes schon fähig ist über einen Zeitraum von 6-7 Stunden das Elternhaus zu verlassen, so daß man im Einzelfall entscheiden muß, ob ein behindertes Kind nur vormittags den Sonderkindergarten besuchen sollte. Durch eine abrupte Unterbrechung zum Kontakt des Elternhauses können eventuell irreparable psychische Schäden auftreten.

Die Kindergartenerziehung stellt eine wesentliche Ergänzung für die Familienerziehung dar. Die ersten Lebensjahre sind, wie bereits schon aufgeführt, von großer Bedeutung für die Entwicklung des Kindes. In dieser Zeit werden durch Erziehung und Umwelt Grundlagen gelegt, die für das spätere Leben entscheidend sind. Die soziale Einstellung, die Lernbereitschaft und Lernfähigkeit und überhaupt die Entwicklung der gesamten Persönlichkeit, hängen von den ersten Erfahrungen des Kindes ab.

Diese Zeit bringt also wesentliche Vorentscheidungen für das Leben eines jeden Menschen. Die wichtigste Voraussetzung für die Persönlichkeitsentwicklung ist die Geborgenheit des Kindes in der Familie. Die Lebensbedingungen der modernen Gesellschaft setzen der Erziehung des Kleinkindes in der Familie Grenzen. So fehlen dem Kind oft ausreichende Spielmöglichkeiten und Kontakt zu anderen Kindern und damit wesentliche Bedingungen, sich mit seiner Umwelt auseinanderzusetzen und sie aufzuarbeiten. Ein Ausgleich ist nur durch eine dem Kind angemessene gezielte familienergänzende Erziehung vor der Schulzeit zu erreichen.

Eine Ergänzung zur Familienerziehung bildet die Erziehung im Sonderkindergarten. Erstmals ist heute der Kindergarten und seine Bedeutung innerhalb des Bildungssystems allgemein anerkannt worden.

Die Aufgabe der Sonderkindergärten und im speziellen die Aufgabe des Sonderkindergartens im Heilpädagogischen Zentrums ist die Frühförderung des geistig und mehrfach behinderten Kindes vor der Einschulung. Neben der alltäglichen Pflege soll dem Kind im pädagogischen Bereich geholfen werden, sich mit seiner Umwelt auseinanderzusetzen; das Kind zur Eigeninitiative und zum freien Tun ermutigen und zum Denken herausfordern; Ausdrucksmöglichkeiten zu erweitern; Möglichkeiten anbieten, vielfältige soziale Kontakte anzuknüpfen, dabei unterschiedliche Verhaltensweisen, Situationen und Probleme erleben; seine eigene Rolle innerhalb der Gruppe zu erfahren und lernen, die anderen zu akzeptieren.

Der Sonderkindergarten des Heilpädagogischen Zentrums ist eingerichtet als Tageseinrichtung, d. h. die Kinder bleiben in der Zeit von 8.30 Uhr bis 15.30 Uhr im Kindergarten und werden danach wieder in die Elternhäuser zurücktransportiert und am nächsten Morgen wieder von zu Hause abgeholt.

Die Förderung der Kinder geschieht in kleinen Gruppen, in denen höchstens 10 Kinder sind, so daß eine intensive Betreuung eines jeden Kindes möglich ist. Geschulte Erzieherinnen, Sprachtherapeuten, Beschäftigungstherapeuten, Krankengymnasten, Gymnastiklehrerin, Reitlehrerin und eine Kinderärztin der Kinderklinik Krefeld versorgen die im Sonderkindergarten befindlichen Kinder in den Bereichen der Sprachtherapie, gezielter Beschäftigungstherapie (Intelligenz- und Funktionstraining), Krankengymnastik, Gruppenturnen, Reiten und Schwimmen. Alle diese Therapien werden gezielt angewandt, um jedem Kind in seiner besonderen Lage zu helfen, mit dem Ziel, es für eine Sonderschule, Lernbehindertenschule oder für eine Körperbehindertenschule, vorzubereiten.

Die Aufnahme der behinderten Kinder in die eben genannten Schulen geschieht jedoch nicht immer nahtlos und gerade schwerstbehinderte Kinder erreichen eine Schulfähigkeit nie, denn die Schulen haben einen Katalog mit Voraussetzungen für die Aufnahme erstellt:

1. Danach muß das Kind einen Gesundheitszustand haben, der dem Behinderten die Beteiligung an schulischen Veranstaltungen ohne Überforderung ermöglicht,
2. die Fähigkeit soziale Verhaltensweisen zu erlernen,
3. die Fähigkeit einfache verbale und gestische Mitteilungen zu verstehen,
4. ein geistig seelischer Entwicklungsstand, der Gegenstandsbezug erkennen läßt und den Behinderten befähigt, über die Stufe eines bloß dringhaften Hantierens hinaus, sinnvoll mit Material umzugehen und über mehrere Minuten bei angemessenen Tätigkeiten zu verweilen.

Diese Voraussetzungen erfüllen aber viele der behinderten Kinder nicht.

In Nordrhein-Westfalen gibt es seit dem 1. Juni 1966 ein Schulpflichtgesetz, das auch das geistig behinderte Kind zum Besuch einer von der Gesellschaft organisierten und getragenen „schulischen Einrichtung“ berechtigt und verpflichtet. Die bereits vorhandenen Tagesbildungsstätten freier Verbände (eine solche Tagesbildungsstätte war unsere Einrichtung) und Vereine wurden zum größten Teil in Sonderschulen für Geistigbehinderte umgewandelt. Leider wurde damit jedoch nicht erreicht, daß die Schwächsten unter den Schwachen, nämlich die Schwerstbehinderten und Pflegefälle, nicht in diese Sonderschulen aufgenommen werden, obwohl es in den Richtlinien des Kultusministeriums NRW, S. 6 lautet: „Geistigbehinderte, die spezieller pflegerischer Betreuung bedürfen (z. B. bei erheblichen Mängeln in den Bereichen der Selbstversorgung, bei Krämpfen, bei medikamentöser Versorgung), dürfen nicht vom Schulbesuch ausgeschlossen bleiben. Auch eine noch nicht erreichte persönliche Sauberkeit stellt die schulische Förderung eines Geistigbehinderten grundsätzlich nicht in Frage.“ Und weiter heißt es in einem Kultusministererlaß von 1975: „Der Ausbau des Sonderschulwesens im Bereich der Schulen für Geistigbehinderte als entsprechende Sonderschule in dem Schulbereich dürfen nicht zur Folge haben, daß schwerstgeistigbehinderte Kinder ausgeschult werden und neben der Schule für Geistigbehinderte noch Tagesbildungsstätten im Sozialbereich geführt werden müssen.“

Da eine Einschulung der Schwerstbehinderten im Krefelder Bereich noch erhebliche Schwierigkeiten bereitet, gilt unsere ganze Zukunftsarbeit diesen Mißstand zu beheben.

Der grüne Husar

von Ludwig Beck

Der früher sehr bekannte niederrheinische Schriftsteller Josef von Lauff hatte Beziehungen zu den Krefelder 11. Husaren und verfaßte ein Gedicht: Der grüne Husar.

Dieses Gedicht wurde in den zwanziger Jahren von Kurt de Greiff vertont und auch von der Städtischen Kapelle in einem Stadthallengartenkonzert gespielt.

Kurt de Greiff (1899-1931) war der zweite Sohn von Cornelius de Greiff und Elly Jentges, ein Nachfahre der Linie Johann Philipp de Greiff. Wie sein jüngerer Bruder Hans Erich (1902-1941), welcher eine Geschichte der Familie de Greiff verfaßt hat, litt er an der sogenannten Friedreich'schen Krankheit, welche sich nicht in einer Lähmung darstellt. Die Kranken können sich zwar bewegen, können aber keine gezielten, sondern nur ataktische Bewegungen ausführen, so daß sie, wenn sie z. B. am Kaffeetisch eine Tasse ergreifen wollen, fast den ganzen Tisch vor sich abräumen. Diese Krankheit tritt meist erst auf, wenn die Kinder um 10 Jahre alt sind, mit leichten Bewegungsstörungen.

Kurt de Greiff war sehr musikalisch und hatte absolutes Tongefühl. Anfangs spielte er Klavier und hatte Stunden bei Hermann Waltz am Städtischen Konservatorium. Als er nicht mehr Klavier spielen konnte, nahm er Kompositionsunterricht bei Herrn Waltz. Ein Produkt dieses Unterrichtes ist die Vertonung des Lauff'schen Gedichtes, welche im Verlag der Krefelder Musikalienhandlung F. Rettke erschien.

Der
grüne Husar

Text von
Josef von Lauff
für eine Singstimme
mit Klavierbegleitung
von
Kurt de Greiff

F

Verlag
von
F. Schukert's Musikalienhandlung
F. Rettke
Krefeld 9/Rh.

Der grüne Husar.

Tot von des von Leaff

Vivace Moderato.

vertont von Kurt de Gevill

Gesang. Mein Liebste, siegrühlicher Kei - ter, wie morgenbewölle um vier, und

Piano.

Maner, wie drängen bei - ter da fühl ich den Klänge zu mir

ritard.

Andante

And ich erfrühungswen - i - ber, ver - li - ber zu mei-nem Raat, ich

Wieg von F. Schuberts Musikalische Redig. © Berlin, Grevill, 1911.
F. 101, 102

wah-le ihn herrlich hin - k - ber mit ei - nem Hei - len - straaf. Doch

Piu lento.

jett nach schenkt den Jah - ren, wie ist die Welt nur so leer! Die

Kre-ist der grünen Blü - sen, die bis - sen fei - le nicht mehr. Wo

ritard.

manchmal

die - leket gel-de-nen Spie - le die v - wige Leuch-le breuet, da

F. 101, 102

wei-ten und ta-Sin so vie - le von grü - sen Re - gi - nen.

ritard.

Andante

Und in schenkt erpöten die - gen, dem tritt schenkt Lieber den

für und bläst mich mit se - li - gen Klän - gen bis - ein in die himm - lische

ritard.

Tu, und bläst mich mit se - li - gen Klän - gen bis - ein in die himm - lische Tür

© 1911, 102

Wieg und Druck von C. F. W. C. Leipzig

Blu-es noch en Nummer?

Tösche Zahl on ömmer mi-er Computere
wääs os Sorg,
de Mensch köös op de Duer
op en Nummer tesameschrompe.
We-i modde os jo-e do-emöt ofvönge,
dat et jenn Trük mi-er jöv
en vröijere efte Tiete.
Mar lot os derteäjen aanjo-en,
dat am Eng de Nummere
mi-er bedü-e als de Names.
Lot os opposse,
dat eiter Zahl on Computer
de Mensch blivt,
de si-en, de hü-ere, de versto-en.

Th. Wierichs

Rufus Metellus, 'Volksschullehrer' im römischen Gellep

von Fritz Edmund Wagemann

Infolge einer während seiner Dienstzeit als Unteroffizier (tesserarius) in der römischen Armee erlittenen Verwundung ist Rufus Metellus etwas gehbehindert geblieben und daher als kriegsbeschädigter Veteran Anno 157 n. Chr. aus der römischen Wehrmacht bzw. aus seiner damals gerade in der Garnison Gelduba (Gellep) stehenden Einheit ausgeschieden. Von dem ihm ausbezahlten „Eisernen Sparkonto für Soldaten“ hat er sich im Geschäfts-, Händler- und Zivilviertel vor den Toren des Kastells Gelduba (Gellep) ein kleines dreiräumiges Landhäuschen gekauft und dessen nach der Straße zu liegendes großes Gemach als Schulzimmer eingerichtet. Da Rufus in seiner Jugend über den ludus literarius (Spiel mit den Buchstaben = Elementarschule) hinaus auch die Grammatik- und die Rhetorikschule besucht hatte, besitzt er eine gute Ausbildung und beschließt daher nach seiner Anno 157 n. Chr. erfolgten ehrenvollen Entlassung aus dem Heeresdienst, sich als Lehrer in Gelduba (Gellep) niederzulassen und eine Elementarschule zu eröffnen. Zwar ist der Lehrerberuf nicht sehr angesehen und finanziell auch nicht ergiebig. Den meisten Elementarschullehrern geht es nicht rosig. Lediglich die Pauker an den „Höheren Schulen“, den Grammatik- und Rhetorikschulen in den großen Städten haben ein gutes Auskommen.

Aber Rufus Metellus ist mit seinem Schicksal zufrieden. Als Versehrter hat er sowieso beruflich keine allzu großen Chancen und zudem macht es ihm Freude, Kinder zu unterrichten. Es ist ihm gelungen, nicht nur in Gelduba (Gellep) Söhne und Töchter der dort ansässigen Handwerker, Kaufleute und Offiziere als Schüler zu gewinnen, sondern auch aus der näheren Umgebung Geldubas (Gelleps) kommen einige Mädchen und Jungen in seine Schule.

Am 10. Januar des Jahres 158 n. Chr. konnte Rufus mit dem Unterricht beginnen. Heute - am 3. Julius desselben Jahres - sitzen in seinem Schulraum 12 acht- bis zehnjährige Knaben und fünf gleichaltrige Mädchen auf Schemeln, halten eine Tafel oder eine Buchrolle vor sich auf den Knien und lauschen aufmerksam den Worten ihres praeceptoris (Schulmeister) Rufus Metellus, den sie alle gern mögen. Letzter muß

manchmal sehr laut sprechen, um die von draußen hereindringenden Geräusche der Handwerksbetriebe wie auch des Straßenverkehrs zu übertönen. Da seine Schüler (innen) strebsam sind, braucht Rufus sie wegen mangelnden Eifers nicht zu strafen. Nur selten muß er mal wegen eines dummen Streiches einen Schüler mit der Rute züchtigen. Der Delinquent muß sich dann auf den Rücken eines gebeugt vor ihm stehenden, ihn an den Armen festhaltenden Kameraden legen, während ein anderer Mitschüler die Beine des Übeltäters packt, damit sich letzter nicht bewegen kann, wenn er nun je nach der Schwere seiner „Missetat“ eine genau festgesetzte Zahl von Schlägen - fünf, zehn, fünfzehn, keinen mehr und keinen weniger - erhält. Die Mädchen haben es besser: sie bekommen, wenn sie mal unartig sind, nur ein paar Hiebe auf die Finger.

Groß ist das Lehrpensum nicht, welches in vier Jahren in der Elementarschule vermittelt wird. Man lernt schreiben, lesen und ein wenig rechnen. Die erste Schülergruppe, die abecedarii, lernen, wie ihr Name sagt, das Abc der Reihe nach und rückwärts. Dann werden die Buchstaben paarweise - AM, BR, KD zum Beispiel - in wechselnden Verbindungen durcheinander geübt, wochen- und monatelang. Kein Wunder vielleicht, daß sich gar mancher Schüler dabei langweilte und auf dumme Gedanken kam...?! Die syllabarii, die zweite Gruppe, muß dann Silben lernen, erst solche mit zwei, dann mit drei und mehr Buchstaben, ohne sie aber zu Wörtern zusammenzusetzen. Erst wenn auch der Silbenunterricht genau wie der Buchstabenunterricht absolviert ist, werden in der dritten Gruppe der nominarii ganze, erst ein- und dann mehrsilbige Wörter gepaukt. Ist auch das geschafft, beginnt das Schreiben auf Tafelchen, unter deren Wachsschicht eingravierte Buchstaben erkennbar sind. Diese Buchstaben muß man so lange nachziehen, bis man sie auswendig kann. Dann endlich geht es weiter, Gedichte, Sprüche und Verse werden gelernt und geschrieben. Und damit ist dann das Lehrziel der Elementarschule im allgemeinen erreicht.

Auf die von Ende Juli bis Anfang Oktober des Jahres dauernden Ferien freuen sich nicht nur die Schüler(innen), sondern auch

Rufus. Er kann dann für diese Zeit seine Schule in Gelduba (Gellep) schließen und zu seinem Bruder Calixtus und dessen Familie in Asciburgium (Asberg) fahren. Calixtus besitzt dort - direkt an der großen Handels- und Heerstraße, der heutigen B 57 - ein gutgehendes Lebensmittelgeschäft, in dem man außer den einheimischen Bodenerzeugnissen - wie z. B. der besonders in Gelduba gedeihenden Gemüsepflanze siser - auch Oliven, aus Indien importierten Reis, Feigen, Südfrüchte aller Art, Weizen, Fleisch sowie südliche und aus dem Anbaugebiet an der Mosella (Mosel) stammende Weine kaufen kann. Das Geschäft geht bestens, denn Calixtus beliefert nicht nur Asciburgium (Asberg) und die vielen Durchreisenden, sondern auch Gelduba (Gellep) und verschiedene Kastelle und bürgerliche Siedlungen. Wenn er irgendetwas gerade mal nicht auf Lager hat, er kann es bestellen, Calixtus macht's möglich! Er und seine Frau haben sich daher schon ein großes Landhaus (Villa) mit allem Komfort (Hypokausten = Zentralheizung und WC) bauen können. Kein Wunder, daß sich der unverheiratete Rufus, der in seinem Häuschen in Gelduba (Gellep) recht bescheiden lebt, bei seinem Bruder, seiner Schwägerin und bei den beiden Neffen Cassius und Fabricius recht wohl fühlt. Der Abschied fällt Rufus daher jedesmal schwer, obwohl es ja von Gelduba (Gellep) nach Asciburgium (Asberg) und umgekehrt nicht weit ist.

Wenn Rufus Metellus nach Beendigung der Ferien seine Schüler(innen) frühmorgens wieder mit ihrer capsula, der Tasche mit dem Schreibzeug, von allen Seiten auf sein kleines Schulhaus heranspazieren sieht und dann im Klassenzimmer seine „Trabanten“ alle um sich versammelt hat, dann freut er sich, daß sie alle wohlbehalten wieder da sind und daß er ihnen für ihr weiteres Leben in dem ihm gesteckten Rahmen eines Elementarschulunterrichts Wissen vermitteln kann, das sie später bestens gebrauchen können! Bei Ausgrabungen in Gellep (Gelduba) wurden viele viele römische Baufundamente entdeckt. Auf einem von ihnen stand vielleicht das kleine Schulgebäude des praeceptoris (Lehrers) Rufus Metellus, der in römischer Zeit in Gelduba (Gellep) lebte und als 'Volksschullehrer' wirkte...!!!

Ein bedeutender Unbekannter

von Waltraut Fieck

Krefelds an eine Person gebundene Beziehungen zur Musik kulminieren in der Gestalt des Hamburgers Johannes Brahms. Dieses Thema ist ungezählte Male von allen Seiten her ausgiebig abgehandelt worden. Man schmückt sich nun einmal gern mit denen, die einen Ruhm erworben haben vor der Öffentlichkeit. Wer könnte das nicht nachfühlen! Einen anderen aus dem Bereich der Musik, sogar Krefelder von Geburt, weist man nicht so gern mit kontinuierlicher Beharrung vor: Carl Wilhelm, der mit dem markigen Lied von der Wacht am Rhein einmal unerhört zum nationalen Hochgefühl beisteuerte, ist nicht ganz so gesellschaftsfähig.

Was viele Krefelder, die ansonsten mit dem neuesten Konzertrepertoire auf dem laufenden sind, wohl kaum einmal wußten: In ihrer Stadt lebte zwanzig Jahre lang ein Mann, der Außerordentliches im Bereich der Musik geleistet hat. Das Nichtwissen ist gar nicht sehr verwunderlich, denn Professor Werner Danckert, der 1970 in Krefeld starb, arbeitete als Musikwissenschaftler, sehr zurückgezogen, wie es seiner Art und dem Wesen seiner Arbeit entsprach. In der Öffentlichkeit sah man ihn selten, vielleicht einmal bei Konzertabenden im Rittersaal der Burg Linn, wenn das alte „Collegium musicum“ und die „Menestrels“ alte Musik aufführten. Professor Danckert schrieb eine Reihe von Sätzen und Bearbeitungen alter Weisen, und sie bekunden sein ausgeprägtes Bemühen um historische Genauigkeit.

Solches Bemühen um originalgetreue Wiedererweckung alter Musik charakterisierte schon früh die Arbeit des jungen Werner Danckert. Der Kaufmannssohn, der am 22. Juni 1900 in Erfurt geboren wurde, hatte als Knabe einen anderen Traum: Das Konzertpodium wollte er erobern, Pianist werden. Schon der Unterprimaner hatte erste Erfolge mit eigenen Klavierabenden. Doch dann kam sehr bald die entscheidende Richtungswende: In Leipzig begegnete er den Musikhistorikern Hugo Riemann, Arnold Schering, Hermann Abert und Gustav Becking. Das war zwingend: Der junge Danckert studierte fortan Musikwissenschaft, dazu Philosophie und Physik. 1923 promovierte er in Erlangen mit dem Prädikat „summa cum laude“. Seine Dissertation

 **LAND THÜRINGEN** *Ministerium für Volksbildung*

Nr. 5

ZULASSUNG
für
MUSIKER



für Danckert Prof. Dr., werner
wohnt in Erfurt,
Straße Gartenstr. 65
Instrument Pianist u. Cembalist

Gültig im Lande Thüringen
bis auf Widerruf

Weimar, den 26. März 1949

Land Thüringen
Ministerium für Volksbildung

I. A.  (Stempel)

T/17

„Die Geschichte der Gigue“ war die erste Schrift in einer langen Reihe wichtiger musikhistorischer Publikationen. Die Zusammenarbeit mit Becking brachte zur Theorie die Praxis: Aufführungen alter Musik auf Originalinstrumenten oder deren Nachbildungen.

1926 habilitierte sich Werner Danckert in Jena für das Fach Musikwissenschaft. Das einige Jahre später erschienene Buch „Ursymbole melodischer Gestaltung“ basiert auf seiner Habilitationsschrift „Personale Typen des Melodiestils“. Hier klingt das große Thema an, das in seinem letzten, posthum erschienenem umfassenden Werk „Symbol, Metapher, Allegorie im Lied der Völker“ ein großangelegtes Finale fand. Forschung und das intensive Bemühen, das musikalische Erbe auf dem wissenschaftlich-theoretischen Bereich herauszulösen und für jeden, dem Musik etwas bedeutet, sinnlich wahrnehmbar neu erstehen zu lassen, gingen Hand in Hand. Es wurden fruchtbare Jahre, doch materiell keine sehr gesicherten. Und bis ans Ende seines Lebens hat ihn nie Öppigkeit gelei- tet.

Sehr ruhig ist sein Weg nicht verlaufen, bevor sich Professor Werner Danckert Krefeld als seinen Wohnsitz wählte, als er den anderen Teil Deutschlands verlassen hatte. Doch wenn man seine Lebensstationen und die mit ihnen verknüpften Arbeiten betrachtet, mag man vielleicht in den äußeren Umständen manches auslösende Moment für das Geschaffene sehen. Die Nähe Weimars mußte einem so geprägten, begierig die geistigen Ströme aufgreifenden Mann auch gleich ein Thema zuspielen: Es entstand die umfassende Monographie „Goethe. Der mythische Urgrund seiner Weltanschauung“.

Der Bereich des Mythischen war immer mehr zu dem großen Leitmotiv der Forschung und Arbeit des Professor Danckert geworden. Und wo anders konnte er es in einer so reichen und bildmächtigen Ausprägung finden als in den Liedern der Völker? Am Ende solcher Musikethnologie und des Kennenlernens fremder, ferner Kulturbereiche steht dann das Verstehen. Und über das bewußte, erstaunte Sehen der Ursymbole und Mythen anderer Völker führt dann auch ein Weg zu einem ganz

neuen, anderen Verstehen der eigenen Kultur, der eigenen Vergangenheit, Verstehen auch der Tiefen in sich selbst. Das, was C. G. Jung vom kollektiven Unbewußten und von den Archetypen lehrte, findet in den Arbeiten der Musikethnologie von Werner Danckert eine fesselnde Entsprechung, und nicht ohne Grund hat der Autor in seiner Arbeit viel auf Jung zurückgegriffen. Dies, sein letztes, vier Bände umfassendes Werk vom Lied der Völker, das in den Krefelder Jahren entstand, ist die großartige Summe seiner Forschung. Und dies ist auch ein Erfreuliches: Dem interessierten Laien, der sich darum bemüht, kann diese wichtige Arbeit durchaus zugänglich werden. Ist es ein Zufall, daß dies Ergebnis lebenslanger Forschung jetzt erst vorgestellt wird, in einer Zeit der Wende weg vom platten Rationalismus, auch der Bilderstürmerei? Werner Danckert hat diese Krönung, die seinem Leben mit dem Erscheinen dieses Werkes zuteil wurde, nicht mehr erlebt: 1970, am 5. März, starb er an Lungenkrebs. Krefeld, die Stadt seiner letzten zwanzig Jahre, sollte sich dieses stillen, bedeutenden Gelehrten erinnern.

Et Mötterke

Wi ich et Pörtsche oepe meek,
Duh kriej ich onverhotts Besök.
E Mötterke stong an de Hegg,
Verwirk, jeböj, an enne Steck.

On sätt: „Wat hat örr doe vüel Blomme!
Zag, dörf ich neet ens kike komme?“
Ich häu joe schleit nä könne sage
On habb et örr neet aavjeschlage.

Wi se nou op mi Bänkske soet
On soehr dää jruete Blommestoet,
Duh habb ich stöil en mich jedeit:
Wenn se sich sue an Blomme freut,

Dann mosste örr jett Blomme duen!
On plout e Strückske nätt on schuen.
Wi hät dat Fräuke sich jefreit,
Kee enzig Woert erutjebreit!

Örr Hond voll Jech, verwerk, voll Falde,
Ding sennij breet et Strückske halde,
On wie se jing, sätt se förr mich:
„Vanoevend bäen ich och förr dich!“

Jakob Engels
Mundart: Viersen

Fröhjoahr

Pengsruöse stont bald en dö Stoot,
die Knoppefüskes quölle,
Öt ös, als wä sö noch vondag,
sonntäje löte welle.

Die Ooppelblumm steht ok jereet,
jau en dö Welt dö sprönge.
Dä Merling wett von fruch bis laat,
partou jen Eng dö fönge.

On all dat anger Vurelsvolk,
dat well ne-it eiterblieve,
ek seng all möt, minn Hart dat twönk
det Le-id, mech op dö schrieve.

Hannes Martens
Mundart: St. Hubert

Onderschied

Et göw Ärbeier on Angestellten.
Blau Tüch on
Schlips on Krag.
Maschinen on
Schrievdöschen.

Wenn die Firma tumäk,
ös et met denn Onderschied gedohn.
Dann setten all enn denn selwen Aak.

Aletta Eßer
Mundart: Rheinhausen-Oestrum

Steen onn Wuot

Süüs-de enne Wejjer, klor onn spejeljatt:
Hald jo dä Steen teröck!
Hü-esch-de över emmes Schleites
örjeswatt:
Hald jo dii Wuot teröck!
Jeschmi-ete Steen, jespruoke Wuot
hannt bedds eso jett an sech:
Se rö-ere opp, d'r Jronk kütt hu-ech,
Onn träcke immer jröttere Reng,
Se mü-ere jliikerwis
Datt klore Waater onn dat jo-e Aansenn.

Peter Erdweg
Mundart: Mönchengladbach

Dat Knusperhüske



von Theo Mülders

„Et ös aller Ihre wert“, seit Küppersch Karl,
„dä Overdicks Hännes hät mech on min
Jetta op de selwere Hochtiet enjelade. Mar
op dä Ro'et van die ahl Beckersch, bee os
en't Hus, hei ech neet hüre modde.“

„Woröm? - Hät die dech dat utjekallt?“

„Im Gegentum, - die hät mech jett opje-
kallt.“

„On - - - ?“

„En Jeschenk. Jrad für son Jeläejehi'ed
hei die jett utjefalle Senniges. Dat köb ech
für en Appel on Ei van ühr hääbe. Se hei op
en Verlosung en de Mütter-Bazar vör
Chresmes en Knusperhüske jewonne. On
wäjes dat dä Overbecks möt de Vürnam
„Hännes“ hett, on däm sin Frau „Gretche“,
do wör son Hüske möt „Hänsel on Gretel“
wie jemäckt. Bowendrenn heie die Twi'e
noch en Tant be'i sech wohne, en ahl
Knipptang, do'e wör och die „Hex“ aanje-
breit.“

„Öm Joddeswelle! Dou häb doch neet - - - ?“

„Jja, - ech häb! Twi'e Mark wor jo'e kin Jeld
für son komplett Hüske möt en Prente-
Daak on dä janze Wäeg voll selwere Liebes-
perle jeklävvt. Blu'eß dä Ji'ewel ut sure
Brocke, dä klävde wie Jummi-Arabicum.“

„On wie ös din selwer Eigenheim opjenoh-
me worde?“

„Och, - dä Overbecks on däm sin Frau
hääbe wahl jeseit, wir heie os neet su'e en

Koste schmiete solle, mar die Tant, die ahl
Knipptang, die fing möt „Stäekbiere“ aan.
Die minnde, ein üewer de anger Kiehr,
enne Frühstückskörv wör doch jett scheck-
licher jewäß. Wir seiten ävver, jrad dat poe-
tische an dat Hüske wär doch dä „Hänsel“
on die „Gretel“ on dä Wäeg voll selwere
Liebesperle, dat paßde doch op sonne Fier-
dag, wie nix en de Welt.“

„Hm, - hm - - - !“

„Wat soll dat: „Hm! Hm!?“ Mar, wie die Tant
aanfeng möt et Jranke van die kläewrige
Brocke, do'e ko'em die op ens och van die
„Hex“ an't kalle, on wolde wi'ete, wäe die
„Hex“ dann vürstelle soll. Dat wor jenog
für Striet. Do'e ös min Frau de Quent je-
spronge, on seit möt et onschödigste Je-
si'ech van de Welt: „Wenn mer em bettsche
Fantasie hät, köb mer do'e ahl dropku'e-
me.“

„On ös die Tant dropjeku'eme?“

„Dat ös et jo'e jrad. - Ech seit nix, - dä Over-
becks seit nix, on su'e jo'ev i'en Wort et
angere. Wie dat Wort „Knietefiester“ on
„Jizzknöngel“ fiel, do'e mi'ek min Frau möt
ühre Knirps enne Luftangriff op dat Knu-
sperhüske, - on - wie alles vörüwer wor,
do'e wor ut dat sennige Jeschenk en Trüm-
merjronkstock, on dä Overbecks sinne Fox
hät direkt dä janze Verputz avtuknabbere
aanjefange -.“

„Nix ös ondankbarer, wie de Welt op van-
dag.“

Der Verein für Heimatkunde 1977/78

von Reinhard Feinendegen

Am 15. Februar konnte der Verein für Heimatkunde, Krefeld, auf eine 60jährige Geschichte zurückblicken; bei der Jahreshauptversammlung am 11. März wurde auch dieser Tatsache gedacht. Sie sollte aber weniger Anlaß sein, die Hände in den Schoß zu legen und selbstgefällig zurückzublicken als vielmehr aus der Verpflichtung diesem langen Erbe gegenüber umso tatkräftiger die Aufgaben anzupacken, die von Gegenwart und Zukunft auch und gerade dem Heimatkundler gestellt werden.

Zu diesen Aufgaben gehört vor allem immer wieder die Herausgabe der „Heimat“. Nur wenigen dürfte klar sein, wie arbeitsintensiv ein solches Unterfangen ist, wie viele Hürden genommen werden müssen, bevor das neue Heft auf dem Tisch jedes Mitgliedes liegt. Der Jahrgang 1977 brachte mehr Seiten, besseres Papier und einen besseren Einband, daneben einen Rückgang an Anzeigen, der dem Aussehen des Heftes gut bekam, aber die Situation bei den Finanzen verschlechterte. Das Echo war außerordentlich positiv, nur zu einigen wenigen Beiträgen wurden kritische Stimmen laut. Der Vorstand, der sich auf mehreren Sitzungen mit der Vereins-Zeitschrift befaßte, wird auch weiter bemüht sein, zusammen mit dem Schriftleiter die „Heimat“ zu verbessern. Wer zum nächsten, dem 50. Jahrgang, einen besonderen Beitrag beisteuern kann, ist herzlich dazu eingeladen.

Bei der gut besuchten Jahreshauptver-

sammlung wurde der Vorstand einstimmig entlastet. Ernst Tapper und Dr. Hans Marchand wurden in ihren Vorstandsämtern bestätigt; Josef Lichtenberg wurde erneut in den Vereinsrat gewählt, als neue Mitglieder kamen Edith Heinzelmann und Dr. Oskar Burghardt hinzu. Der Lichtbilder-Vortrag von Heinz Bosch über Venlo als strategischen Punkt im Zweiten Weltkrieg fand großen Anklang.

Die beiden Studienfahrten waren wieder kurz nach der Ankündigung ausverkauft. Die Tagesfahrt am 3. Juni führte unter der ausgezeichneten Führung des Klever Kreisarchivars Gregor Hövelmann nach Emmerich und Elten, die Halbtagsfahrt am 7. 10. galt einem Besuch in Schloß Rheydt, wo Frau Dr. Eva Brües ihr Haus und Museum in glänzender Weise vorstellte.

Der Verein wirkte in gewohnter Weise beim Tag der Heimat mit. Er beteiligte sich an einer vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und vom Verein der Freunde der Linner Museen gemeinsam mit der Volkshochschule veranstalteten Vortragsreihe zur Denkmalpflege. Vor allem gelang es ihm, Herrn Professor Dr. Helmuth Croon für drei Vorträge zur Geschichte Krefelds zwischen 1870 und 1919 zu gewinnen und damit einen der besten Kenner dieser Epoche der westdeutschen Stadtgeschichte zu Wort kommen zu lassen. Diese Vorträge wurden ebenfalls in das Programm der Volkshochschule für das 2. Semester 1978 aufgenommen. Das Interesse der Öffentlichkeit war erfreulicherweise sehr groß.

Bei den Bemühungen, dem Stadtarchiv endlich zu einem besseren Domizil zu verhelfen, zeichnet sich ein möglicher Erfolg ab. Es liegen recht ordentliche Pläne für einen Umzug in die ehemalige Verseidag-Lagerhalle beim Stadthaus am Johannes-Blum-Platz vor; doch sind zunächst noch größere Umbauarbeiten erforderlich. Es ist zu hoffen, daß die benötigten Mittel bald zur Verfügung gestellt werden, damit das Archiv seine Aufgaben für die ganze Stadt und insbesondere für die große Zahl ihrer Verwaltungs-Dienststellen in der vorgeschriebenen und angemessenen Weise erfüllen kann.

Der Mitgliederstand hält sich auf der Höhe des Vorjahres. Austritte sind äußerst selten; der Verein verlor aber eine Reihe von Mitgliedern durch den Tod. Wenn es mit den Neuzugängen günstig weitergeht, könnte die Zahl von 600 Mitgliedern bald überschritten werden. Alle sind aufgerufen, bei der Werbung mitzuhelfen; Probe-Exemplare der „Heimat“ können auf Wunsch zur Verfügung gestellt werden.

Abschließend wird um die Zahlung des Beitrages für 1979 gebeten (und um die Überweisung etwaiger Rückstände aus den Vorjahren). Die Konten des Vereins sind vorne im Heft zu finden. Der Mindestbeitrag beläuft sich nach wie vor auf DM 20,-. Spenden werden immer gerne entgegengenommen. Der Kassenwart stellt Spendenquittungen aus, falls dafür Bedarf besteht. Für Beträge unter DM 100,- sind sie normalerweise nicht erforderlich.

Einbruch-Alarm-Anlage
Brandschutz nach Maß

BW



BERGS+
WILDERMUTH Niederheinische
Elektrizitäts-Gesellschaft



Breiten Dyk 109, 4150 Krefeld,
Telefon 0 21 51 / 75 50 81 / 82

Glasbilder von Jupp Strater

Krefeld-Forstwald
Erikapfad 32 · Ruf 3 1527

Maria Verkündigung \varnothing 50 cm
Edelmann 45 x 20 cm
Madonna mit Kind 62 x 27 cm



Bücher

Tagebau Hambach und Umwelt

- Auswirkungen eines geplanten Tagebaues im Rheinischen Braunkohlenrevier, 127 S., 19 Abb., 9 Tab., 38 Anl., Krefeld 1977, Preis 56,- DM

Im Rheinischen Braunkohlenrevier zwischen Aachen und Köln lagern Braunkohlenreserven für viele Jahrzehnte. Sie liegen jedoch nicht an der Erdoberfläche, sondern bis 500 m unter dem Meeresspiegelniveau.

Im Oktober 1978 wurde mit dem Aufschluß des geplanten Tagebaues Hambach I zwischen Jülich und Eisdorf begonnen. In diesem Tagebau werden in einem Zeitraum von 50 Jahren 2,4 Mrd. t Braunkohlen, die von 15 Mrd. m³ Abraum überlagert sind, abgebaut und der Energieversorgung zugeführt werden. Zusammen mit dem im Osten anschließenden Abbaufeld Hambach II können dort 4,5 Mrd. t Braunkohle gefördert werden, die einem energiewirtschaftlichen Potential von 1,6 Mrd. Steinkohleneinheiten entsprechen. Es bedarf keiner Frage, daß ein Aufschluß von dieser Größenordnung mit einem erheblichen Eingriff in den Naturhaushalt, mit weitreichenden Auswirkungen auf Boden, Wasser und Vegetation, auf Klima, Tierwelt und Oberflächennutzung verbunden sein wird. Deshalb hat der Regierungspräsident Köln als Vorsitzender des Braunkohlenausschusses bereits 1973 einen aus verschiedenen Fachbereichen zusammengesetzten „Ökologischen Arbeitskreis“ beauftragt, die voraussehbaren Eingriffe in den Naturhaushalt zu untersuchen und - noch vor der räumlichen Festlegung des Abbaugeländes - in einem umfassend angelegten Gutachten darzustellen.

Um die gewonnenen Erfahrungen hinsichtlich der voraussichtlichen Auswirkungen des geplanten Tagebaues Hambach allgemein zugänglich zu machen, wurden die geowissenschaftlich bedeutsamen Kapitel des Ökologischen Gutachtens, d. h. die Teile

- Bergbau
- Geologie und Boden
- Wasserwirtschaft

in unveränderter Form als Sonderveröffentlichungen des Geologischen Landesamtes Nordrhein-Westfalen herausgegeben. Das von der Dienststelle des Regierungspräsidenten Köln für diesen Band neu bearbeitete Kapitel „Braunkohlenplanung als Teil der Landesplanung“ erläutert allgemein die Aufgaben des Braunkohlenausschusses und die Stellung der Braunkohle im Energieprogramm des Bundes und des Landes Nordrhein-Westfalen.

Berthold Dolezalek: Nutzbare Lockergesteine in Nordrhein-Westfalen

96 S., 11 Abb., 1 Tab., 1 Kt., Krefeld 1978, Preis 10,- DM

Das Land Nordrhein-Westfalen mit seiner starken Massierung von Industrie und Bauwirtschaft hat einen hohen Bedarf an mineralischen Rohstoffen. Unter diesen Rohstoffen nehmen Steine und Erden, und darunter besonders die nutzbaren Lockergesteine, einen bedeutenden Platz ein. In Nordrhein-Westfalen werden etwa 20 % der in der Bundesrepublik Deutschland verbrauchten nutzbaren Lockergesteine gewonnen.

Von den nutzbaren Lockergesteinen steht die Produktion von Sanden und Kiesen an erster Stelle. Etwa 95 % der geförderten Sande und Kiese im Land Nordrhein-Westfalen werden in der Bauindustrie, ca. 5 % als Spezialsande z. B. in der Glasindustrie, in der chemischen Industrie und bei der Stahlerzeugung verwendet. Lehme und Tone finden in erster Linie als keramische Rohstoffe Verwendung.

Das reichhaltige Angebot nutzbarer Lockergesteine darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß besonders in den Ballungsräumen in naher Zukunft Raum- und Transportprobleme auftreten werden, die die Versorgung mit mineralischen Rohstoffen erschweren. Häufig decken sich lohnende Abbaugelände mit ergiebigen Grundwasservorkommen, schützenswerten Landschaftsteilen oder ertragreichen Agrarflächen. Dadurch entstehen zwangsläufig Interessenkollisionen.

Angeichts der immer stärker geführten Diskussionen über Bodennutzung, Rohstoffsicherung und Immissionsschutz soll diese Veröffentlichung einen breiteren Leserkreis, aber auch die mit Planungsaufgaben betrauten Behörden in knapper Form über die lagerstättenkundlichen Grundlagen informieren. Die Broschüre gibt einen Überblick über die Verbreitung, die Ausbildung, den Abbau und die Verwendung der nutzbaren Lockergesteine im Land Nordrhein-Westfalen. Sie enthält neben einer geologischen Übersicht ein ausführliches Stichwortverzeichnis. Beigefügt ist eine farbige Karte der Gewinnungsgebiete im Maßstab 1:750 000.

In gleicher Aufmachung erschien im Jahr 1977 Hermann Vogler: Nutzbare Festgesteine in Nordrhein-Westfalen, 65 S., 11 Abb., 1 Tab., 1 Kt., Preis 10,- DM

Schultheiss Pils



FÜR KREFELD UND DEN NIEDERRHEIN BEI TIVOLI GEBRAUT

Geologie am Niederrhein

48 S., 15 Abb., 3 Tab., Krefeld 1978, 5,- DM

Im August 1971 fand in Krefeld der 7. Internationale Kongreß für Stratigraphie und Geologie des Karbons statt. Aus diesem Anlaß stellte das Geologische Landesamt Nordrhein-Westfalen elf allgemein verständliche Einzelbeiträge zur Geologie des Niederrheingebietes zusammen. Sie wurden in der Zeitschrift „Der Niederrhein“ (38. Jahrgang, Heft 3, Juli 1971) unter dem Titel „Übersicht der Geologie des Niederrheingebietes“ vom Verein Linker Niederrhein e. V. herausgegeben.

Dieses Heft war schnell vergriffen. Nach wie vor besteht aber eine rege Nachfrage nach einer kurzgefaßten Übersicht über die erdgeschichtliche Entwicklung und die natürlichen Ressourcen der niederrheinischen Landschaft. Aus diesem Grund gab das Geologische Landesamt NW eine überarbeitete Neuauflage heraus.

Durch neue Bohrungen und insbesondere durch die Fortführung der geologischen und bodenkundlichen Landesaufnahme konnten die Kenntnisse über die Untergrundverhältnisse seit dem Erscheinen der ersten Auflage weiter vervollständigt werden. Die Beiträge behandeln die in der Niederrheinischen Bucht auftretenden geologischen Formationen, ihre Gesteinsausbildung, Lagerungsverhältnisse und Verbreitung, den tektonischen Bau, die Grundwasservorkommen, die Böden und ihre Nutzung sowie die Vorgeschichte. Ein ausführliches Verzeichnis von Schriften und Karten am Schluß dieses Bandes erschließt dem näher interessierten Leser wichtige Literatur über die Erdgeschichte am Niederrhein.

Die Schrift wendet sich nicht nur an den Fachmann, sondern vor allem an den natur- und heimatkundlich Interessierten. Dieser Überblick über den geologischen Bau des Niederrheingebietes wird beigetragen zum Verständnis des geologischen Werdeganges dieser eindrucksvollen Landschaft.

Geologische Karte der nördlichen Eifel 1:100 000

mit Erläuterungen (152 S., 9 Abb., 9 Tab., 1 Taf.), 2. Aufl., Krefeld 1978, Preis 25,- DM
Die Geologische Karte der nördlichen Eifel 1:100 000 erschien in 1. Auflage 1962. Sie war schon nach wenigen Jahren vergriffen. Die starke Nachfrage nach der Karte beruht zum einen auf dem Fehlen geologischer Karten größeren Maßstabs für diesen Raum, zum anderen auf der außergewöhnlichen geologischen Vielfalt des dargestellten Gebietes, die es zu einem

bevorzugten Exkursionsziel und Studienobjekt macht. Außerdem sind in dem dicht besiedelten und an Rohstoffen und Grundwasser reichen Gebiet am Nordrand des Mittelgebirges praktisch-geologische Fragen von besonderer Bedeutung.

Seit der Herausgabe der 1. Auflage hat sich die Kenntnis über den Untergrund des dargestellten Raumes sehr erweitert. Für die 2. Auflage wurde daher die Karte weitgehend überarbeitet und die zugehörigen Erläuterungen neu verfaßt.

Diese Karte stellt das Ergebnis einer umfassenden geologischen Bestandsaufnahme dar. In ihr werden auf topographischer Grundlage die nach Zusammensetzung und Alter unterscheidbaren Gesteine und ihre Lagerung mit unterschiedlichen Farben und Zeichen dargestellt. Vertikale Schnitte veranschaulichen die Lagerungsverhältnisse und Mächtigkeit der Schichten.

Das Erläuterungsheft (152 S., 9 Abb., 9 Tab., 1 Taf.) enthält ergänzende Angaben zu vertiefter Auswertung. Als Anlage ist den Erläuterungen eine Karte der Geologischen Struktur im Maßstab 1:100 000 beigefügt.

Die Geologische Karte eignet sich als Planungsunterlage für viele praktische Zwecke, für die wissenschaftliche Forschung und die Natur- und Heimatkunde. Bei der Beurteilung von räumlich eng begrenzten Objekten kann allerdings die Karte infolge ihres Maßstabes nur zur Orientierung dienen. In solchen Fällen sind spezielle Untersuchungen für Gutachten und Beratungen erforderlich.

Jürgen Schwalm / Marianne Junghans „Aus den Gebirgen der Schwermut ins große Crescendo“

- in Japanblock - Verlag der Steg im Kreis der Freunde, Dülmen - DM 6,-

Die in Krefeld geborene und in Tönisvorst lebende mehrfache Preisträgerin Marianne Junghans las den erstaunlichen Lyrikband „Aus Nimmermehr ein Immermehr“ des in Lübeck lebenden Autors Jürgen Schwalm und war von dieser Sekunde an fasziniert - unentrinnbar 'im Sog' seiner Worte. „Deine Zeilen/ schleifen mich/ durch alle Höllen und Seligkeiten“. Sie fühlte sich betroffen, getroffen, herausgefordert. Schwalm's chiffrierte Bilder schmerzhafter Verlorenheit, sein verzweifelt Ringen um Existenz lösten ihre Antwort aus. Die Autorin nahm zwölf der Gedichte Schwalm's und ließ sich spontan zu einer direkten poetischen Erwiderung inspirieren. Gedicht und Gegen-Gedicht stehen sich gegenüber. Entstanden ist ein Partnerbuch - Ruf und Antwort.

Marianne Junghans sucht eine Antwort als Frau und Mensch, bietet den Weg des Trostes und der Gesundung. „Komm in den Wald,/ ich habe die Quellen besprochen,/ daß sie dich heilen.“ Oder: „Ich habe deinen Notruf gehört./ Aufgefangen hab ich/ die roten Schmerzsignale./ Deine Beben durchliefen mein Herz.“

Die Antwortgedichte sind Gebilde großartiger Sensibilität. Einer Fuge gleich werden die von Melancholie durchzogenen Gedanken Schwalm's von der Autorin aufgegriffen, variiert und weitergespielt hin bis zum großen Crescendo: Erlösung von Schmerz und Verlassenheit durch das Wort. Der Leser wird hineingezogen in diesen Erlösungsprozeß. „Ich/ erfleh dir den Cherub,/ er hebt dich auf,/ singend,/ ins Immermehr:// ich erfleh dir den Cherub.“

Es ist ein interessanter Versuch zweier Poeten, die sich im Wort begegnen. Zuerst liegt die Erstveröffentlichung Schwalm's. Von Marianne Junghans ist es bereits der fünfte Lyrikband, metaphernreich und von überzeugender Dichte. Es ist Bekenntnislyrik und weckt Erinnerungen an Else Lasker-Schüler. Aus ihr leuchtet die ungebrochene Freude an Existenz, überwindend und brückenschlagend.

Wolfgang Schmidt

Axel Föhl: Technische Denkmale im Rheinland

Arbeitsheft 20; hrsg. vom Landeskonservator Rheinland, Köln 1976

Daß auch technische Bauwerke schutz- und erhaltungswürdige Kultur-Denkmäler darstellen, hat sich noch nicht allzu lange herumgesprochen. Zuerst brach sich diese Erkenntnis in England Bahn, wo sich nach dem Kriege der Forschungs- und Arbeitsbereich „Industrial Archaeology“ entwickelte. Wolfhard Weber berichtet hierüber in einem Aufsatz, der dem Buch von Föhl dankenswerter Weise beigegeben wurde; er schildert darin auch den Wandel, der sich im technischen und industriellen Bauen im Verlauf der letzten 150 Jahre vollzog.

Föhl selbst gibt in Wort und Bild ein umfangreiches, imponierendes Verzeichnis technischer Denkmale, wobei er nach der Zweckbestimmung der einzelnen Bauten gliedert. Am Anfang stehen die Fabrikgebäude der Textilindustrie - darunter auch die inzwischen abgerissene Crefelder Baumwollspinnerei -, den Schluß bildet der Arbeiterwohnungsbau - mit der, zur Sanierung anstehenden, um 1900 entstandenen Ulmenstraßen-Siedlung in Krefeld. Den 1973 niedergelegten Wasserturm findet man in Ansicht und Schnitt wieder; nach Krefeld führen auch die mächtigen Mühlen- und Lagerhausbauten im Rheinhafen, die Werkhallen der ehemaligen Reinhold-

Erstklassige Erzeugnisse in bester Qualität so frisch wie möglich an unsere Kunden zu liefern, war und bleibt unser Grundsatz.

Der Krefelder Milchhof ist mehrfacher Landessieger und Wanderpreisträger für Markenbutter, Speisequark, Trinkmilch, Schlagsahne, Kakaotrunk und Joghurt.

KREFELDER MILCHHOF GMBH



hütte und das Klärwerk in Uerdingen. Eine kleine Auswahl von Bauten aus den Nachbarräumen möge verdeutlichen, wie weit gespannt der Bogen ist, den der Leser in diesem Buch vorfindet: Gladbacher Aktienspinnerei & Weberei, Girmes-Kesselhaus Oedt, Malakowturm der Zeche Rheinpreußen in Homburg, Bahnhof Osterath, Eisenbahnbrücke Düsseldorf-Hamm, Nordkanalschleuse Straelen, Stadtwerke Viersen, Zechensiedlung Mülheim/Ruhr.

Das vorliegende Heft kommt noch gerade rechtzeitig. Es wird - so ist zu hoffen - dazu beitragen, daß an die Stelle eilfertigen Abreißen die Überlegung tritt, ob nicht technische Denkmäler, die gerade im Rheinland schon so lange die Umwelt mitgeprägt haben, erhalten bleiben und weiter genutzt werden können; nicht weil ihnen unbedingt besondere ästhetische Schönheit zuzusprechen ist, sondern weil sie Teil eines geschichtlich gewachsenen Lebensraums sind, den man nicht ohne Not zerstören darf. Darauf weist vor allem Georg Mörsch in einem kurzen Beitrag zu dem hier besprochenen Buch hin. Seine Ausführungen kann man den verantwortlichen Stellen in den Städten und Gemeinden nicht nachdrücklich genug ans Herz legen. Dann müßte eigentlich auch die Botschaft der von Föhl zusammengetragenen und erläuterten Bilder verstanden werden. Fd.

Der Kreis Viersen am Niederrhein

hrsg. von Oberkreisdirektor Rudolf Müller; Stuttgart und Aalen, 1978

Ein stattlicher Band - 350 Seiten Text, 170 Fotos, zahlreiche Karten und ein beachtlicher Bild- / Text-Anhang über die Wirtschaft im Kreisgebiet - beschreibt den Kreis Viersen, so wie er sich nach der Neugliederungsphase 1970 bis 1975 darstellt. Es ist unmöglich, auf knappem Raum alle Beiträge zu diesem Sammelwerk hinreichend zu würdigen, zu groß ist der Umfang und zu vielfältig ist das Panorama, das vor den Augen des Lesers entsteht. Es dürfte nur wenige geben, die das Buch von der ersten bis zur letzten Seite lesen; umso mehr werden es als zuverlässiges und modern gestaltetes Nachschlagewerk benutzen. Die Großgliederung: Landschaft, Geschichte / Kultur, Kreis / Städte / Gemeinden, Verkehr / Wirtschaft / Handel / Gewerbe ist brauchbar; für die meisten Artikel wurden namhafte Fachleute gewonnen. Auf 70 Seiten handeln Hans Helmut Wegner, Hans Kaiser, Leo Peters und Dieter Hangebruch die Geschichte des Kreisgebietes von den Jägern und Sammlern bis zum Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit ab, und es fehlt nicht an interessanten

Einsichten und Anmerkungen, auch für den, der nicht im Kreisgebiet wohnt. Über das kirchliche Leben wird ebenso berichtet wie über die Kunst, die Literatur und die Denkmalpflege. Dieter Pesch behandelt das niederrheinische Volksleben, Walter Tillmann gibt einen wirtschaftsgeschichtlichen Überblick; die natur-räumlichen Darlegungen stammen von Karl Thome, Hans Mertens, Wilhelm Paas, Hans-Volkmar Herbst und Jochen Hild. Wulf Habrich ordnet den Kreis in die rheinische Stadtlandschaft ein, Verwaltungsbeamte - an ihrer Spitze Oberkreisdirektor Müller - schildern die Aufgaben, die der Kreis heute zu bewältigen hat und die Formen, in denen dies geschieht. Die wichtigsten Angaben über die neun einzelnen Städte und Gemeinden wurden von Jürgen Karsten beigegeben. Das Bild der Wirtschaft zeichnen sachkundige Mitarbeiter aus den verschiedenen Wirtschaftsbereichen. Bibliographische Hinweise runden den Band ab; sie sind allerdings im wesentlichen bewußt auf eine - verdienstvolle - Zusammenstellung wichtiger Aufsätze aus den 29 Jahrgängen des Heimatbuches des Kreises Kempen-Krefeld (bzw. Viersen) beschränkt worden. Die Bebilderung ist ausgezeichnet. 50 Jahre nach dem Erscheinen des „Heimatbuches des Landkreises Kempen“ besitzt der neue Kreis Viersen mit diesem Werk eine Gesamtdarstellung, auf die er stolz sein kann. Fd.



PITT VAN TREECK - BÜTER OHG

1912

Glasmalerei

1978

Blei und Messing in Isolierverglasung eingebaut

• Dreifachscheiben •

Gewölbte Scheiben in Verbindung mit Sicherheitsgläsern.

Ein Lager aller Gläser steht Ihnen zur Verfügung.

KEFELD-HÜLS, Brustert-Kirchpfad 10-12, Telefon 02151 / 73 0256

Besuchen Sie uns, wir beraten Sie gern und unverbindlich.

Heinz Bosch: Der zweite Weltkrieg zwischen Rhein und Maas

eine Dokumentation der Kriegereignisse im Kreise Geldern 1939-1945; 4. erweiterte Auflage, Geldern 1977

Das 1970 erstmalig erschienene Standardwerk des Gelderner Historikers und Gymnasiallehrers liegt nun dankenswerter Weise in einer neuen Auflage vor. Ein Bildanhang ist hinzugekommen, der einige eindrucksvolle neue Bild-Dokumente enthält, so die Luftaufnahmen von den Bombenangriffen auf Geldern, Kleve und den Venloer Flugplatz oder den Aufruf des Kommandeurs des Infanterie-Regiments 192 an seine Soldaten zu Beginn des Westfeldzuges 1940.

Das Grundwerk selbst fasziniert immer wieder. Hier wird erzählt, berichtet - im besten Sinne -, „wie es gewesen ist“. Der Autor zeichnet in Wort und Bild die Ereignisse der Jahre 1939/40 nach (ca. 80 Seiten); er schildert den Bombenkrieg (weitere 80 Seiten) und läßt dann den „Kriegschauplatz Niederrhein“ (ca. 160 Seiten) vor unseren Augen wieder lebendig werden. Neben der gedruckten Literatur über den Zweiten Weltkrieg ist eine Fülle ungedruckten Materials aus deutschen und ausländischen Archiven ausgewertet worden. Persönliche Augenzeugenberichte sind in großer Zahl in die Darstellung eingeflossen. Das Ergebnis ist ein materialgesättigtes Kolossalgemälde, dessen Detail-Fülle den Leser schier erdrückt. Aber immer wieder wird man von einer Aktion, einem Kampfplatz gepackt, ob es sich nun um den Einmarsch in Holland am 10. Mai 1940 handelt, um den Luftkrieg vom Flugplatz Venlo-Herongen aus oder um das Unternehmen „Veritable“ - die 31 Tage im Februar/März 1945, in denen der Niederrhein in eine Trümmerwüste verwandelt wurde.

Aus der Sicht des Krefelder Lesers bedauert man etwas, daß das Buch fast aus-

schließlich den nördlichen Niederrhein behandelt. Eine ähnliche Arbeit für den mittleren und den südlichen Niederrhein wäre sehr erwünscht. Für das Ende des Krieges - die Operation „Grenade“ - füllt das 1974 erschienene Buch von Ludwig Hügen „Der Krieg geht zu Ende“ teilweise die Lücke.

Das Werk von Heinz Bosch liest man nicht wie einen Abenteuer- oder Kriegsroman. Immer wieder hält man inne, man fragt, auch ohne daß der Autor direkt dazu den Anstoß gibt, was wohl der Sinn dieser unsagbaren Leiden, dieser gewaltigen Anstrengungen gewesen sein könnten. Man entdeckt, daß die nüchternen Berichte, die aussagekräftigen Bilder das Buch für den, der noch nicht ganz abgestumpft ist, eher zu einem Anti-Kriegs-Buch machen als zu einem Helden-Gedenk-Werk. Dem Autor sei Dank!

Fd.

Alt Hüls

- Ein Hülser Bilderbogen - Gesammelt und erläutert von Josef Lichtenberg. Hrsg.: Heimatverein Hüls e. V., 1978

Wie ein Familienalbum aus Großmutterns Zeit mutet der stattliche Bildband an, den der Heimatverein Hüls aus Anlaß seines 25jährigen Bestehens den alten und jungen, den eingewessenen und den zugereisten Hülser Bürgern auf den Tisch legt. Die ältesten Bilder stammen - mit Ausnahme eines einzigen früheren Bildes - aus der Zeit um 1900, die jüngsten aus der Zeit um 1970. Viele Aufnahmen zeigen das Bild des Ortes, markante Gebäude, Straßen und Plätze. Auch Blicke auf interessante Details, auf die Innenarchitektur einiger Räume, öffnen sich dem Betrachter. Die Landschaft um Hüls herum, das Bruch, der Hülser Berg sind vertreten. Vor allem fällt die Fülle der Personenaufnahmen, insbesondere der Gruppenbilder auf: kirchliche Feiern, Schützenfeste, Schulklassen und Vereine sind reich dokumentiert. Auch der Karneval fehlt nicht; die 30iger Jahre wer-

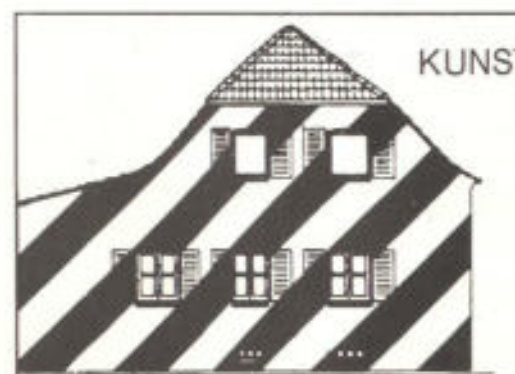
den zum großen Teil durch ihn repräsentiert. Daß erster und zweiter Weltkrieg Hüls nicht unberührt ließen, läßt sich ebenfalls ablesen. Bilder und Texte fügen sich in der stilgerecht-nostalgischen Gestaltung Heinrich Kaltenmeiers zu einem respektablen Band zusammen, der gewiß das Herz manchen alten Hülsers in der Erinnerung an vergangene Zeiten höher schlagen läßt.

Fd.

Rheinische Lebensbilder

Band 7, im Auftrag der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, hrsg. von Bernhard Poll, Rheinland-Verlag Köln, 1977

Der Band 7 der „Rheinischen Lebensbilder“ setzt die Reihe seiner Vorgänger würdig fort. Von Anno II., dem Kölner Erzbischof, der im 11. Jahrhundert die Geschichte des Reiches maßgeblich beeinflusste, bis zu Karl Arnold ist der Bogen gespannt. Dazwischen stehen bekannte Persönlichkeiten wie Ernst Moritz Arndt, dessen Porträt der inzwischen verstorbene Bonner Historiker Max Braubach zeichnet, Paul Clemen, dem der Beitrag von Albert Verbeek gewidmet ist und Robert Pferdengens, dessen Lebensbild aus der Feder von Wilhelm Treue stammt. Paul Egon Hübinger berichtet über Wilhelm Levison, Lutz Hatzfeld beschäftigt sich mit Ernst Poensgen, die übrigen Artikel gelten dem Trierer Abt Johannes Rode († 1439), der schillernden Johann der Prinzessin Jakobe von Baden, die als Gemahlin des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg am Ende des 16. Jahrhunderts am Niederrhein eine bedeutende Rolle spielte, ferner dem Aachener Journalisten und Politiker Franz Dautzenberg († 1828), dem Kölner Kunst- und Heimatfreund Matthias Joseph de Noel († 1849), dem Direktor des Moerser Lehrerseminars Franz Ludwig Zahn (Nachfolger Diesterwegs); ferner dem Komponisten Engelbert Humperdinck, dem katholischen Sozialwissenschaftler Heinrich Pesch und dem Kölner Politiker Paul Moldenhauer, der als Abgeordneter der Deutschen Volks-



KUNST UND ANTIQUITÄTEN

HAUS OELGART

In unserem Hause finden Sie Antiquitäten aus vielen Epochen

4150 Krefeld, Moerser Str. 502, Tel. (0 21 51) 56 22 59





Führendes Leiter- und
Stahlrohrgerüstbau-Geschäft für:

- Fassaden-
- Kirchen-
- Saal-
- Rüstungen

GEGRÜNDET 1903 MONTAGE AM GANZEN NIEDERRHEIN - REFERENZEN ERSTER FIRMEN

KREFELD - FISCHELN, HANNINXWEG 54 • RUF 3016 33

partei 1929/30 - in schwerer Zeit - Reichsfinanzminister war.

Allen Lebensbildern ist eigen, daß sie in prägnanter, materialgesättigter Form (mit Literatur-Hinweisen) eine bedeutende Gestalt der rheinischen Geschichte vorstellen. Der Leser wird immer wieder gefangen genommen von dem Geflecht bekannter und unbekannter Begebenheiten, von der Vielfalt der Tätigkeitsgebiete, von dem Reichtum der Ideen und von der Farblichkeit der menschlichen Schicksale. Der Band kann wie die ganze Reihe - nicht warm genug empfohlen werden. Fd.

Willy Hermes Kriewelsch van A bes Z

Das lang erwartete Krefelder Mundart-Wörterbuch von Willy Hermes ist da. Es erscheint in einer Zeit, einerseits der vermehrten Hinweise auf die Bedeutung regionaler Kultur, zu der die Volkssprache ja wohl gehört, andererseits der Schwindsucht des originalen Platt, wie man bei jüngeren Dialektschreibern feststellen kann. Wenn man auch jeder Generation die ihr eigene „Verbalisierung“ ihrer Gefühle zwischen „high“ und „frustriert“ zugestehen muß, auch wenn sie nur Allerwelts-Klischees hervorbringt, so wird man doch die Bewahrung jener Sprache zu schätzen wissen, die aus unserer geographischen Gegebenheit, aus unserem Naturreich und aus unseren besonderen Lebensumständen sich entwickelte und in Begriff und Klang unser ausschließlicher Besitz war.

Als Krefelder Straßenjunge der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg verfügt der Schreiber dieser Zeilen über „kriewelschen“ Ausdruck für fast alle Lebenslagen. Bei Willy Hermes aber kann er noch lernen. Dieser Heimatdichter steht, ohne sich einen poetischen Dämon zu geben, in einer tiefen Schicht der Mundart. Ihm nämlich

Willy Hermes

Kriewelsch van A bes Z

Ein Wörterbuch

Zu haben im Buchhandel

sind Seide und Weberei noch ganz und gar vertraut und damit die Bilder, oder, wenn man will, die Metaphern, die das heimische Gewerbe den kleinen Leuten zur Lebensbewältigung hergab. Aus dieser Kenntnis schöpft Willy Hermes nicht nur die Fülle der Wörter in ihrer engeren Bedeutung, sondern auch deren Übertragung in geläufige Redensarten, die Erfahrungen und Lebensweisheit formulieren und oft in schöner Schlichtheit jene Bescheidung aussprechen, die das Volk für sein Los zu halten gewöhnt ist. Da ist bei aller Gemüthlichkeit noch etwas mehr am Krefelder Platt als etwa eine humorige Derbheit, der die gebildeten Stände ein Schmunzeln schuldig zu sein glauben, wenn sie es sich buchstabierend aneignen.

Bei vielen Wörtern verfolgt Willy Hermes die oft fremdsprachlichen etymologischen Spuren oder Beziehungen. Wenn sich der Rezensent da für linguistisch nicht zuständig erklärt, so darf er wohl des Autors fleißigem Studium einschlägiger Werke vertrauen, die dieser im Anhang als „Benutzte Literatur“ anführt. Eingangs des Buches hilft er den Unkundigen mit zwei Exkursen „Sprachkunde“ und „Sprachgebrauch“ auf

die Sprünge. Das Vorwort in Mundart schrieb „als alde Kriewelsche van de Hölser Strooet“ Oberbürgermeister Hansheinz Hauser.

Eine Reihe von Zeichnungen bringt Abwechslung ins 190 Seiten lange Krefelder Alphabet. Es sind auf dem Wochenmarkt gesichtete Beobachtungen des Krefelder Volkes, wie es sich als jung-biegsame oder als stattlich-weibliche Hausfrau mit Qualität und Preis der Landesprodukte befaßt oder auch als Opa die Bekömmlichkeit der Rente spazieren führt. Mit dem Verfertiger der Zeichnungen ist der Schreiber zu eng verwandt, als daß er, wie er möchte, auf ihre Trefflichkeit besonders hinweisen dürfte.

Ein großes Lob gebührt dem Verlag Joh. van Acken, Krefeld, der mit diesem ansehnlichen und inhaltsreichen Band sich wieder einmal Verdienste um Krefeld erwarb.

Ernst Hoff

Neuer Niederrhein-Kalender 1979

Geschaffen nach Aquarellen des St. Töniser Künstlers Günther Hoff erscheint auch in diesem Jahre der bei vielen Heimatfreunden so schnell beliebt gewordene Niederrhein-Kalender. Bereits im Vorjahr konnten wir an dieser Stelle den eigenwilligen Blättern bescheinigen, daß sie fast alle aus einem besonderen Blickwinkel heraus gestaltet wurden. Neben Motiven aus und um Krefeld, findet sich auch der untere Niederrhein gut vertreten. Mit forschem Pinsel hingesezt, sind es vor allem die Blätter „Kloster Kamp“, „Kevelaer“ und „Haus Brempt“, die gefallen. Auf leicht gelblich getöntem Papier gedruckt, sind die in schwarz-weiß Manier gehaltenen Motive von besonderem Reiz. Den Druck besorgte die Fa. Stammes K. G., St. Tönis. Erhältlich in den Buchhandlungen und durch den Verlag. Der Preis ist DM 8,50. Ein empfehlenswerter Wandschmuck. t-s

Richard Klapheck: Die Baukunst am Niederrhein. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1915/1916. Frankfurt 1978/1979.

M. Dicks: Die Abtei Kamp am Niederrhein. Nachdruck der Ausgabe von 1913. Moers 1978/1979.

Wolf-Dietrich Penning: Die weltlichen Zentralbehörden im Erzstift Köln von der ersten Hälfte des 15. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Bonn 1977

Wolfgang Burkhard: Abriß einer Wirtschaftsgeschichte des Niederrheins. Duisburg 1977.

Rheinische Briefe und Akten zur Geschichte der politischen Bewegung 1830-1850, 2. Bd., 2. Hälfte; hrsg. von Joseph Hansen und Hein Boberach, Köln-Bonn 1976.

Der Rheinische Provinziallandtag bis zum Jahre 1874; bearbeitet von Dr. G. Croon, 1918; unveränderter Nachdruck 1974.

Alt- und mittelsteinzeitliche Fundplätze des Rheinlandes; zusammengestellt von Stephan Vell; Nr. 81 der Reihe „Kunst und Altertum am Rhein“; 2. erweiterte Auflage, Köln 1978.

Willi Dittgen: Zwischen den Kriegen: 1919-1939; Unruhige Zeit zwischen Ruhr und Lippe, Dinslaken.

F. Köhler und E. Stier: Das Erbe der Hunde des Herrn; Geschichte der Pfarre St. Mariä Himmelfahrt und der Kirche der Dominikaner in Wesel, Wesel 1977.

Stadtrecht und Bürgerbuch von Kranenburg; hrsg. v. Fr. Gorissen, Kranenburg 1977.

Horst Körner: Die Medizingeschichte der Stadt Xanten, Münster 1977.

Heinz Bosch: Das alte Geldern, Bildokumentation, Geldern 1977.

Das Gesicht einer Stadt - Erhaltenswerte Gebäude in Kleve (Bildband) Kleve 1977.

Heinrich Brinkmann: Moers in alten Ansichtskarten, Moers 1978.

E. Günter Piecha: Kamp-Lintfort im Spiegel der Geschichte; hrsg. von der Stadt Kamp-Lintfort; Rheinland-Verlag, Köln.

H. Mockenhaupt: Weg und Wirken des geistlichen Sozialpolitikers Heinrich Brauns; Verlag Schöningh, Paderborn.

Wolfgang Hoth: Die Industrialisierung einer rheinischen Gewerbestadt (Wuppertal), 1976.

Franz Joseph Schröteler: Die Herrlichkeit und Stadt Viersen; Nachdruck der Originalausgabe von 1861, 1977.

Ulrich von Hehl: Katholische Kirche und Nationalismus im Erzbistum Köln (1933-1945), 1977.

Axel Kuhn: Linksrheinische deutsche Jakobiner, 1978.

Wolfgang Trees, Charles Whiting: Drei Jahre nach Null. Geschichte der britischen Besatzungszone 1945-48, 1978.

Friedrich Gorissen: Geschichte der Stadt Kleve, 1977.

Entnazifizierung in Nordrhein-Westfalen, Veröffentlichung der Staatl. Archive des Landes NRW, bearb. von Irmgard Lange, 1976.

Jakob Germes: Ratingen im Wandel der Zeiten. A. Henn Verlag, Kastellaun.

Heinrich Valentin: Veerter Heimatbuch, Geldern-Veert 1977.

Otto Ottsen: Geschichte der Stadt Moers, 3 Bde., 1950; Nachdruck mit Ergänzungstexten, Moers 1977.

Manfred Schulz: Die Entwicklung Duisburgs und der mit ihm vereinigten Gemeinden bis zum Jahre 1962, Duisburg 1977.



Monika Kühn **Rettet den Stuck!**
Scherpe Verlag



Ornamente an Krefelder Bürgerhäusern der Jahrhundertwende
Ladenpreis **DM 22,00**





Schwänen

Markt

Krefeld, Hochstr.

Edmund Spohr: Düsseldorf - Stadt und Festung, Düsseldorf, 1978.

Hans Erich Kubach - Albert Verbeek: Romanische Baukunst an Rhein und Maas, 3 Bde. Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin.

Flugschriften in Gestapo-Akten; hrsg. vom Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, bearb. von Peter Dohms, Siegburg 1977.

Ernst Köppen: Altes Krefeld, Bildband, Frankfurt 1978.

Unvergessenes Krefeld; Mappe mit Radierungen von Karl Görgemanns. Einführung: Ernst Köppen. Frankfurt 1978.

Peter Goebel: Sammel-Ladung. (Uerdingen als Hintergrund der fiktiven Memoiren eines Spediteurs). Hamburg 1978.

Christian Morgenstern: Palmström. Mit 80 Zeichnungen von Fritz Hühnen. Berlin/Krefeld 1918/1975 (Faksimile-Druck K. U. Düsseldorf).

Wolfgang Paul: Brennpunkte. Die Geschichte der 6. Panzerdivision 1937-1945. Krefeld 1977: Höntges-Verlag [Die in Krefeld kasernierte Aufklärungsabteilung 6 kämpfte im Verbands dieser Division].

Jürgen Reulecke: Die deutsche Stadt im Industriezeitalter. Wuppertal 1978: Peter Hammer Verlag.

Monika Kühn: Rettet den Stuck! Ornamente an Krefelder Bürgerhäusern der Jahrhundertwende. Krefeld 1978: Scherpe.

Rheydter Jahrbuch, Bd. 12, 1977, darin: Ekkehard Krumme: Die Täufer in Gladbach; August Hermann, Pastor der Evangelischen Gemeinde in Odenkirchen (1828-1843).

Neusser Jahrbuch 1977 darin u. a. Aufsätze über Grabsteine aus dem römischen Neuss; Silber aus Neuss; den Bau der Eisenbahnbrücke zwischen Neuss und Hamm (1868-1870); einen alten Gebetszettel von Clemens Sels.

Heimatbuch des Kreises Viersen 1978; darin u. a. Aufsätze über Scharfrichter und Abdecker im Amt Brüggem und in der Herrlichkeit Grefrath; eine bedeutende Kempenener Stiftung (Ratsbürgermeister G. A. Mühlen); Die Kaiser-(Abrahams-) Mühle in Viersen; das „Kölner Ereignis“ (1837) im Kreis Kempen; Kinderarbeit im Kreis Kempen; die Pfarrer Peter Norrenberg (Süchteln) und Wilhelm Lindemann (Niederkrüchten); Landrat Karl von Hartmann-Krey; einen wilden Streik in der Firma Girmes, Oedt (1922); das Schicksal der Juden im Kreis Kempen (1933-45); die sakralen Denkmäler der ehemaligen Stadt Süchteln; Zeichnungen (eines Rembrandt-Schülers) von Anrath; die Bildsammlung des Kreisarchivs.

Rheinische Kunststätten: Heft 197: Elten am Niederrhein Heft 198: St. Martinus in Linnich Heft 202: Gärten und Parks in Kleve Heft 204: Die Salvatorkirche in Duisburg Heft 205: Schloß Rheydt.

Rheinische Landschaften: Heft 11: Nordrheinische Feuchtgebiete.

Der Niederrhein, Heft 1-4, 1978 darin u. a. Aufsätze über: Kopfwäiden im Gebiet der Nette; Ziegeleien im niederrheinischen Tiefland; die Bildung der Burgenfachsprache; Fischerei am Niederrhein; Mühlen des Niederrheins; Donsbrügger Kirchenbücher des 17. Jahrhunderts; Nachbarschafts-Reglements in Geldern 1652 und 1843; die Notwendigkeit eines Geschichtsbewußtseins heute; den Maler, Grafiker und Bildhauer Siegfried Dorschel; den niederrheinischen Maler Otto Marx; vergessene Richtstätten im Kempener Land; den Namen „Düffel“ (t).

Rheinische Heimatpflege, Hefte 4/77 bis 3/78; darin u. a. Aufsätze über die Reichswaldsiedlung bei Kleve; gefährdete Vogelarten; die Restaurierung von Archivalien; den Zeichner und Radierer Roland Anheisser; naturkundliches Schrift-



Tapeten gut und gern gesehen.

Für Wand und Leute

Hinderer & Thomas KG
Tapetenfabrik seit 1895
Schönwasserstr. 8-10
4150 Krefeld 1



TEXTILAUSTRÜSTUNGS-GESELLSCHAFT SCHROERS & CO

KREFELD

Unser Programm:

Färbung, Druck und Ausrüstung von Garnen,
Webware, Wirkware, Tufting und Non-woven.
Kaschierung und Kunststoffbeschichtung.



Sanitäre Anlagen

Gasheizungen

Heimsauna

Neuanlage und Reparatur

Krefeld

Fabrikstraße 14

Tel. 61166

Krefeld: Kulturstadt



Für 5,3 Millionen Mark baut die Stadt Krefeld am Andreasmarkt in Linn das neue Textilmuseum. Auf über 1000 Quadratmeter Fläche werden über 16 000 Stücke der wertvollen Textilsammlung archiviert. Außerdem ist Platz für Ausstellungen. Für Kultur stehen im städtischen Etat 1979 fast 30 Millionen Mark, das sind 21 Millionen Mark mehr als vor zehn Jahren, und 13,8 Prozent mehr als im vergangenen Jahr. Wichtigste Positionen im Kultur-Haushalt der Stadt sind: Über 10 Millionen Mark für das Theater, 265 000 Mark für Kultur-tage und Spectrum, 110 000 Mark für Neuerwerbungen der Kunstmuseen 380 000 Mark für mehr Bücher in der Bücherei, 332 000 Mark für die zweite Autobücherei, 100 000 Mark für archäologische Grabungen in Gellep, 20 000 Mark für den zweiten Band "Krefelder Studien" usw. usw.

PORSCHE CENTER V.A.G.



TÖLKE & FISCHER

Audi



Krefeld · Gladbacher Straße 345 · Ruf 0 24 51 - 33291

das Center mit der ganz großen Auswahl

tum über das Siebengebirge; die Schlachthaus-Anlagen in Wuppertal-Elberfeld; sprichwörtliche Bilder am Niederrhein; das Gebäude der Kölner Stadtbibliothek; belgische Pflaster im Rheinland; Balthasar Neumann in Bonn und Brühl; rheinische Bauten aus der Zeit des Expressionismus; die Niederrhein-Ansichten von August de Peellaert (1793-1876); das Römergrab in Weiden bei Köln; die ehemalige Kunstgewerbesammlung der Stadt Düsseldorf; ehemalige Färbepflanzen in der heimischen Vegetation; spätgotische Kirchtürme am Niederrhein; die Waldfunktions-Kartierung in Nordrhein-Westfalen; die Steinbrüche des Siebengebirges.

Hülser Heimatblätter, Heft 25, 1978; darin u. a. Aufsätze über: 25 Jahre Heimatverein Hüls; den Hülser Markt; einen Prozeß zwischen den Gemeinden Benrad und Orbroich, die Geschichte des „Hülser Bottermaats“; Ärzte, Apotheker und Hebammen in Hüls (1860-1930); die Geschichte von Hüls; die Geschichte der Limnologischen Station Niederrhein; die Kopfweiden im Hülser Bruch und ihre Bedeutung.

St. Töniser Heimatbrief Nr. 92, 93 und 94; darin u. a. Aufsätze über: die Aufgaben des Heimatbundes; die Mundart der engeren Heimat; Saal und Kino Wirchs; Kirmes-Strafen;

das 25jährige Jubiläum der evangelischen Kirchengemeinde; alte Straßen und Weiher.

Broschüren: Krefeld - Alte Häuser - neuer Glanz (Hrsg. Stadt Krefeld), Text: Christel Darmstadt, 1977; Inrath-Report (Hrsg.: Bürgerverein Inrath), 1975; Henger de Bahndamm (Hrsg.: Bürgerverein „Südwest“), 1977; 115 Jahre Marianum Krefeld (Hrsg.: Katholische Armenverwaltung), 1973; Panta Rhei(n) - der Rheinhafen Krefeld (Hrsg.: Ing.-Büro Krawinkel), 1978; Burg Uerdingen (Hrsg.: V. I. G.), 1978; Der große Pogrom - die Kristallnacht in Krefeld - Dokumente, zusam-

mengestellt von Aurel Billstein, Krefeld 1978; Verfolgung - Widerstand 1933-45, die Tätigkeit der Gestapo-Außendienststelle Krefeld, Dokumente, zusammengestellt von Aurel Billstein, Krefeld, 1978; Museen im Rheinland, hrsg. vom Rheinischen Museumsamt, 1977.

Kataloge: Brigitte Menzel: Stoffe um 1900, Textilmuseum Krefeld, Scherpe, Krefeld 1977; Krefeld, Gesicht einer Stadt, Ausstellung im Krefelder Kunstverein 1976; G. Fiedler-Bender: Der Krefelder Architekt Karl Buschhüter (1872-11956), Ausstellung im Kaiser Wilhelm Museum, 1978.



Erlesene
Pralinen-Spezialitäten
aus der
Samt- und Seidenstadt
Krefeld

Confiserie-Café Schragmann Krefeld am Hauptbahnhof

Heinz Schages
4150 Krefeld-Bockum
Gewerbegebiet Nord
Emil-Schäfer-Straße 20
Ruf (02151) 51496

Schages

Metallbau
Feineisenbau
Feinblechbearbeitung
Schweißtechnischer Betrieb nach DIN 4100
Gehäuse · Schränke
Einschübe und Frontplatten

Schwietzke - Metallwerke Krefeld

gegründet 1876

Schwermetallguß

Leichtmetallguß

Schleuderguß

Maschinen-

und Apparatebau

Eisenkonstruktionen

STEMPEL · SCHILDER · GRAVUREN



RICHARD NIESCHER
GMBH & CO KG.

4150 KREFELD · TEL. 54 10 24 · TELEX 85 33 50 · POSTFACH 21 70

Personalien

Dr. Rudolf Brandts,

der 24 Jahre lang Leiter der Archivberatungsstelle Rheinland war, trat am 31. März 1978 in den Ruhestand. Sein Wirken vollzog sich weitgehend in der Stille, war aber für die Bewahrung, Aufbereitung und Erschließung des Archivgutes im nördlichen Rheinland von größter Bedeutung. Fd.

Hannes Martens

Seinen 70. Geburtstag feiert im Januar 1979 der St. Huberter Architekt, Heimatforscher und Mundartdichter Hannes Martens. Den Lesern der „Heimat“ ist er durch seine vielen Beiträge zu unserer Zeitschrift gut bekannt. Seine exakten, aus den Quellen erarbeiteten Untersuchungen über das bäuerliche Leben im

Kempener Land haben viele interessante Erscheinungen und Vorgänge der Vergessenheit entrissen. Die Sache der Mundart, in der er sich ebenso zu Hause fühlt wie im Hochdeutschen, findet in ihm - wie die gesamte Heimatpflege - einen engagierten Verfechter. Fd.

Willy Hermes

Am 8. November 1978 wurde Willy Hermes, Mundartschriftsteller und Volkskundler, 75 Jahre alt.

Bekannt als Autor von drei Mundartbüchern und Verfasser des Krefelder Wörterbuches „Kriewelsch van A bes Z“ hat er sich in hunderten von Vortragsabenden in unserer Mundart einen Namen gemacht. Darüber hinaus war er im Rahmen des Bildungswerkes ein bewährter Führer

am Niederrhein. Er leitete Orgel- und Krippenfahrten, war tätig im Landschulerhulungsheim Herongen bei der Krefelder Jugend und schrieb rund 1 000 Wochenplaudereien in der Tagespresse. Als Mitglied vom „Kreis 23“, einem Zusammenschluß von Freunden Krefelder Art und Brauchtum, gestaltete er mit seinen Freunden viele Abende. Wir wünschen, daß er noch viele Jahre seine Arbeit zur Freude aller heimatbewußten Bürger fortsetzen möge. tm

Ernst Klusen

Professor Dr. Ernst Klusen, Viersen, erhielt für seine Verdienste um die Erforschung der rheinischen Musikgeschichte den Rheinlandtaler. Außerdem verlieh ihm die Stadt Mönchengladbach den „Benediktinerpreis“.

Heinrich Rösen

Am 12. 9. 1978 starb Studienrat i. R. Heinrich Rösen im Alter von 86 Jahren. Vor seiner schweren Krankheit gehörte er zur Gruppe der kenntnisreichen und engagierten Heimat- und Familienforscher des Niederrheins. Die „Heimat“ verdankt ihm eine Reihe wichtiger Aufsätze. Fd.

Ernst Tapper,

der von der „Heimat“ schon vielfach gewürdigte Heimatfreund, langjährige Schriftführer des Vereins für Heimatkunde und Vorsitzende des Krefelder Landschaftsbeirats, erhielt die silberne Ehrennadel des Verbandes deutscher Gebirgs- und Wandervereine. Fd.

„Zu Ihrem Glück: Sparkassen-Kredit“



Packen Sie das Glück beim Schopf! Der Start in die Ehe darf nicht von ein paar Äußerlichkeiten abhängig sein. Mit einem günstigen Allzweck-Kredit von der Sparkasse sind die fehlenden Möbel und Teppiche schnell angeschafft, und aus der ersten gemeinsamen Wohnung wird ein gemütliches Nest. Sagen Sie uns, wieviel Geld Sie brauchen und wieviel Sie monatlich zurückzahlen können. Dann machen wir Ihnen einen Vorschlag, der zu Ihren Möglichkeiten paßt.



wenn's um Geld geht . . .

Sparkasse Krefeld

überall in Ihrer Nähe

... übrigens
Königstraße 32
ist am Parkplatz
zwischen Stephan-
und Dreikönigenstraße



JOHST PFEIFEN & TABAKE

Ernst Doffiné

Im Juni vollendete in Linn Ernst Doffiné sein 85. Lebensjahr. Als kenntnisreicher und exakter Erforscher der heimatischen Industriegeschichte hat er sich einen Namen gemacht. So erschienen von ihm zahlreiche Aufsätze über bedeutende Betriebe des Krefelder Raumes in der „Heimat“, zuletzt eine Arbeit über das frühere Kathreinwerk in Uerdingen. Auch der Linner Geschichte galt immer sein Interesse.

Fd.

Paul Wember

Der frühere Direktor des Krefelder Kaiser Wilhelm Museums, Dr. Paul Wember, der für seine unermüdliche Förderung der modernen Kunst viele Ehrungen, aber auch manche Kritik erntete, vollendete am 25. Juli 1978 sein 65. Lebensjahr. Ministerpräsident Rau verlieh ihm im September den Professoren-Titel, wie

auch dem aus Uerdingen stammenden „Licht- und Materie“-Künstler Adolf Luther.

Fd.

Laurens Goossens

80 Jahre alt wurde am 1. 9. 1978 Laurens Goossens. Der gebürtige Niederländer war jahrzehntelang Dozent an der Krefelder Werkkunstschule. Seine vielfältigen künstlerischen Arbeiten (Gemälde, Plastiken, Keramiken) wurden auf vielen Ausstellungen gezeigt. Am Niederrhein und darüber hinaus stößt man an vielen Stellen auf sie.

Fd.

Wilhelm Böttger

Der frühere Krefelder Beigeordnete und Verkehrsexperte Professor Dr. Dr. Wilhelm Böttger vollendete am 30. 12. 1977 sein 80. Lebensjahr. Als Dezernent für Uerdingen hat er die dortige Heimatarbeit aktiv gefördert, sein Dezernat zeichnete u. a. für die heimatkundlichen Bände „Krefeld

zwischen den Zeiten“, „Krefeld- klassisch und anders“, verantwortlich.

Fd.

Josef Maria Lenzen

Im Januar 1978 starb Josef Maria Lenzen, der „Baas“ der niederrheinischen Mundart-schriftsteller. Mit ihm verlor die heimische Mundart einen ihrer engagiertesten Vertreter. Sein Nachfolger wurde Hannes Martens aus St. Hubert.

Fd.

Hubert Woelfle, Hugo Ziegler

Auch zwei Künstler, die lange Jahre in Krefeld gelebt und gearbeitet haben und deren Werke an vielen Stellen in und um Krefeld zu finden sind, starben im Januar 1978: der Maler und Bildhauer Hubert Woelfle und der Maler Hugo Ziegler.

Fd.

Johannes Junkers

Vor 150 Jahren wurde in Krefeld der spätere Seidenhändler Johannes Junkers geboren, der als Entdecker des Naherholungsgebietes Hülser Berg / Hülser Bruch gelten darf. Er war der Gründer des Krefelder Wanderbundes, stiftete 1887 den nach ihm benannten „Johannesturm“ auf dem Hülser Berg und vermachte seinen Grundbesitz der Stadt, die ihn planmäßig erweiterte und erschloß.

Fd.

August Biebricher

Vor 100 Jahre, am 4. 6. 1878, wurde August Biebricher geboren, wohl der wichtigste in Krefeld zwischen 1905 und 1932 tätige Architekt (Gymnasium am Moltkeplatz, repräsentative Wohnhäuser an der Hohenzollernstraße und Wilhelmhofsallee und vieles andere mehr). Er lehrte auch an der Krefelder Kunstgewerbeschule und erhielt 1922 den Professoren-Titel.

Fd.

GUSTAV THEURER

Inhaber: Erwin Becker GmbH



Die Spezialwerkstatt für

AUTO-ELEKTRIK
AUTO-RADIO
BATTERIEN
EINSPRITZPUMPEN
CAV/LUCAS SIMMS IHC
ROOSA-MASTER

Krefeld

nach Geschäftsschluß

56 13 79 Ernst Lauer

Steeger-Stipendiaten

Die Steeger-Stipendiaten des Jahres 1978 heißen Surenda A. Arora und Jörg Schalich. Dr. Arora erhielt das Stipendium für seine Forschungen zur mittleren Steinzeit im Rheinland, Dr. Schalich für seine Arbeiten über die rheinischen Lössböden und die Entstehung der jüngeren Talstufen in der niederrheinischen Bucht. Fd.

Frau Dr. Mechthild Scholten-Nees

die langjährige Leiterin des „Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte“ in Kevelaer, wurde 70 Jahre alt. Besonders bekannt wurde sie als Expertin für niederrheinische Bauerntöpferei. Das Standardwerk darüber stammt aus ihrer Feder. Der Verein Linker Niederrhein verlieh ihr 1975 die Albert-Steeger-Plakette. Fd.

Herbert Casemir,

der aus Ostpreußen stammende und jetzt in Krefeld-Hüls lebende Fachmann für die Spinnen-Arten unserer Umgebung, erhielt für seine Forschungen über dieses Thema den Rheinlandtaler. Fd.

Dr. Karl Heinz Knörzer,

Neuss, erhielt für seine Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzen-Soziologie und des Landschaftsschutzes am Niederrhein das Bundesverdienstkreuz. Fd.

Roman Bach

Am 9. April 1978 feierte Dr. Roman Bach seinen 70. Geburtstag. Als Theatermann, Leiter des Krefelder Bildungswerkes und Schriftleiter der Zeitschrift „Der Niederrhein“ hat er sich einen Namen gemacht. Der Kulturausschuß der Landschaftsversammlung Rheinland verlieh ihm dafür den Rheinlandtaler. Fd.

Gerd Vielhaber

Sein 70. Lebensjahr vollendete Gerd Vielhaber. Als Theaterrezensent, Lyriker, Erzähler und Essayist hat er die rheinische Literaturszene seit vielen Jahren kritisch beobachtet und mit geprägt. Fd.

Ferdinand Oppenberg

70 Jahre alt wurde auch Ferdinand Oppenberg, der in Duisburg geborene und lebende Schriftsteller und Verleger, dessen Interesse für den niederrheinischen Lebensraum an einer Fülle vorzüglicher Publikationen abzulesen ist. Fd.

Josef Böttges

Der frühere Hülser Gemeindevorstand Josef Böttges erhielt die Ehrenplakette der Stadt Krefeld. Böttges, der auch Träger des Bundesverdienst-

kreuzes ist, hat zeitlebens mit nimmermüdem Einsatz dienstlich und außerdienstlich die Belange der Heimatpflege vertreten und gefördert. Die Schriftleitung der Hülser Heimatblätter lag von Anfang an in seinen Händen. Seit 1973 ist er auch Vorsitzender des Hülser Heimatvereins. In dieser Eigenschaft war er auch verantwortlich für das glanzvolle Fest zum 25jährigen Bestehen des Vereins, das kürzlich gefeiert wurde. Daß in der Hülser Bevölkerung ein lebendiges Gemeinschaftsleben und ein waches Traditionsbewußtsein anzutreffen sind, ist weitgehend sein Verdienst. Fd.

Hansheinz Hauser

Der Krefelder Oberbürgermeister Hansheinz Hauser M. d. B., ein waschechter Niederheimer von ungewöhnlicher Aufgeschlossenheit für Heimatpflege, Mundart und Brauchtum, war am 30. 5. 1978 zehn Jahre im Amt. Fd.

Wir arbeiten bei jedem Wetter... für Sie.



Betriebsverwaltung Krefeld · Preußenring 31-49 · 4150 Krefeld · Telefon: 0 21 51/84 81

Zwei unserer Monteure, die bei jedem Wetter, ob Sturm oder Regen, ob sengende Sonne oder klirrender Frost, die notwendigen Arbeiten im Freien durchführen. Viele Montagestunden im Freien haben unsere Monteure während des vergangenen Jahres für Sie geleistet. Damit Sie Strom haben. Ständig.

Wir arbeiten damit der Strom Tag und Nacht für Sie arbeitet

RWE

Georg Opdenberg

Der Vermessungsingenieur Georg Opdenberg (Krefeld, Dionysiusstr. 166) beschäftigt sich mit historischen Grenzsteinen und bittet um Auskünfte darüber, wo weitere Grenzsteine dieser Art zu finden sind, was die Zeichen auf den Grenzsteinen bedeuten könnten, ob irgendwelche Veröffentlichungen über dieses Thema bekannt sind.

DG

IO

Linn
(de Greiff?)

H·R

Traut
Hermann Rinseh

W·J

Bockum

~~zu~~

zu

Kempen

Hüls an Krefeld

KP

Oppum

L·V

M·G·K

Fischeln

~~GS~~

Verdingen

Z 8 9

Oppum

Verdingen

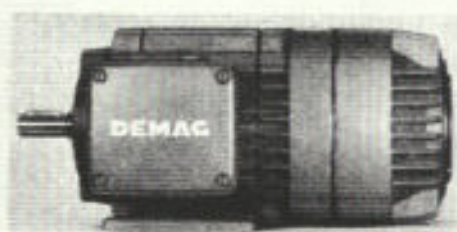
I) (M

Hüls

Verberg

4 Z 8

Oppum



DEMAG-CONZ - Reparaturdienst

- Ersatzteillager für DEMAG-Bremsmotoren und Aufzüge
- Elektromaschinenbau
- Ankerwickerei
- Verkauf

Instandsetzung von Gleich- und Drehstrommaschinen bis 250 kW - Rollgangmotoren - Trommelmotoren - Schweißmaschinen - Bohr- u. Schleifmaschinen - Elektromagnete. Sämtliche Neuwicklungen auf andere Spannungen und Frequenzen.

**Elmo-Voß-Kunden:
Immer zufrieden!**

Heinrich Voß

Seidenstraße 57, Krefeld, Telefon 02151 / 69600

„ . . . wenn Sie mich fragen . . .
van acken *druckt gerne für Sie!* „

van acken – das heißt Lösung Ihrer Druckprobleme!

Modernster Computer- und Foto-Satz
Eigene Reproduktions-Fotografie
Ein- und mehrfarbiger Offsetdruck

*„Der Betrieb für die
Ansprüche unserer Zeit“*

 **12 46**



Joh. van Acken · Druckerei + Verlag · Krefeld · Luth.-Kirch-Str. 63-65

Die Autoren

Dr.-Ing. Ludwig Beck, Müller Brüderlinstr. 11b, 4150 Krefeld.
Dr. Antonius Beermann, Kastanienallee 25, 4154 Tönisvorst 1.
Msgr. Dr. Rudolf Besouw, Studiendirektor i. R.,
Liebfrauenplatz 8, 4150 Krefeld.
Werner Böcking, Erpratherweg 32, 4132 Xanten 1.
Dr. Eva Brües, Museumsdirektorin, Gutenbergstr. 21,
4150 Krefeld.
Ernst Doffiné, Ing., Schleswiger Str. 5, 4150 Krefeld.
Dr. Bertold Dolezalek, Geologiedirektor, Schlehdornweg 29,
4150 Krefeld.
Waltraut Fieck, Uerdinger Str. 306, 4150 Krefeld.
Dr. phil. Marie-Therese Füngling, Kunsthistorikerin,
Westparkstr. 4, 4150 Krefeld.
Marianne Gatzke, M. A., Hinter Sollbrüggen 27, 4150 Krefeld.
Dr. phil. Bernhard Hafner, Roonstr. 9, 4150 Krefeld.
Dieter Hangebruch, Stadtarchivamtsrat, Heimendahlstr. 57,
4150 Krefeld.
Jakob Hermes, Stadtarchivar, Postfach 14, 4152 Kempen 1.
Franz Heckmanns, Schulrat i. R., Marienstr. 54,
4150 Krefeld-Fischeln.
Ernst Hoff, Pressezeichner, Küperstr. 1, 4150 Krefeld.
Klaus Homey, Postfach 25, 4154 Tönisvorst 2-Hochbend.
Hermann Jung, Eselspfad 2, 8780 Gemünden.
Ernst Köppen, Städt. Verwaltungsdirektor i. R., Breiten Dyk 51,
4150 Krefeld.

Monika Kühn, Blumenstr. 28, 4150 Krefeld.
Arthur Klein, Tenderingstr. 7, 4150 Krefeld.
Dipl.-Ing. Paul Kleinewefers, Heydeveltshof,
4054 Nettetal 1 - Leuterheide.
Dr. Ursula Leonhardt, Stadtmedizinaldirektorin, Goethestr. 79,
4150 Krefeld.
Josef Lichtenberg, Westwall 201, 4150 Krefeld.
Hannes Martens, Architekt BDA-DWB, Bellstr. 2, 4152 St. Hubert.
Theo Mülders, Kassen-Oberinspektor i. R., Pappelallee 26,
4154 Tönisvorst.
Franz Nießen, Oberpfarrer, Burgstr. 7, 4150 Krefeld-Uerdingen.
Dr. Leo Peters, Schul- und Kulturdezernent, Gartenstr. 26a,
4054 Nettetal 2.
Dr. Renate Pirling, Museumsdirektorin, Burg Linn,
4150 Krefeld-Linn.
Dr. Helmut Rommerskirchen, Nernststr. 23-25, 4150 Krefeld.
Dr. Guido Rothhoff, Stadtarchivdirektor, Luth.-Kirch-Str. 27,
4150 Krefeld.
Heinrich Röhm, Stadtbaudirektor, Wollhausstr. 95/2,
7100 Heilbronn.
Dr. Ulrich Rein, Vizepräsident a. D., Am Hohen Haus 15,
4150 Krefeld.
Kurt Rehnelt, Ing.-chem., Marconistr. 9,
4000 Düsseldorf-Holthausen.
Georg Schrooten, Postfach 25, 4154 Tönisvorst 2-Hochbend.
Theo Schultes, Justizamtsrat a. D., Marktstr. 76, 4150 Krefeld.
Hermann Stappmann, Architekt/Stadtplaner BDAao,
Stippergath 58, 4150 Krefeld-Bockum.
Fritz Edmund Wagemann, Renoisstr. 16, 5300 Bonn.
Renate Wilkes-Valkyser, Redakteurin, Friedrich-Ebert-Str. 383,
4150 Krefeld.
Dr.-Ing. Ernst Wüstehube, Oberbaudirektor a. D.,
Sommerberg 18, 7801 Buchenbach/Breisgau.

Fotonachweis

in () Seitenzahlen, bei mehreren Fotos, Anzahl in [].
Manfred Ehrich, Titelbild (106 [3], 107, 111).
Archiv Rheinische Post (Altgaßen, Beier) (7-12).
Johanna Klein (13-22) [21].
Franz Höniger (29).
Hermann Ege (29).
Pressefoto Lengwenings (26 [2], 28 [3], 30).
P. Heinen (38, 40).
Werner Tressat (41 [2], 42 [2]).
Stadtbildstelle Krefeld (44, 45, 46, 135).
Gerd Olfen (56 [3]).
Kreisbildstelle Viersen (24, 25, 34, 85, 86, 120).
Stadtarchiv Kempen (36, 37).
Werner Böcking (54 [2], 57, 59 [4], 60 [3]).

Archiv Werner Böcking (56 [3], 57).
Zeichnungen Werner Böcking (55 [2], 57 [2], 58 [2], 59).
Produktfoto S. Korn (65).
Archiv Uerdinger Heimatbund (75).
Landesbildstelle Rheinland-Pfalz, Koblenz-Ehrenbreitstein (77).
Rheinisches Bildarchiv Köln (79).
Archiv Fachhochschule Niederrhein (81-84).
Museumszentrum Burg Linn (87, 89 [2]).
Hermann Jung (100, 101 [3]).
Monika Kühn (103 [2], 104 [4], 110 [5], 111 [2]).
Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (119).
Archiv Theo Mülders (122, 123).
Pfarrarchiv St. Foillan Aachen (131).
Stadtarchiv Krefeld (155).
Firmenarchiv Kleinewefers (167-174).
Archiv Schulzahnklinik (176 [2]).
Archiv Westdeutsche Zeitung (179).
Die Fotos auf den Seiten 106, 107 und 111 wurden entnommen
der Broschüre „Alte Häuser - neuer Glanz“, Herausgeber
Stadt Krefeld, der Oberstadtdirektor (Amt für Stadtwerbung
und Verkehrsverein Krefeld e. V.).



Henkel & Cie, Casino Süd
Düsseldorf-Holthausen
Planung und Bauleitung
Henkel & Cie
Bereich Bauwesen

Kreishaus Siegburg
Planung:
Dipl.-Ing. van Dorp & Schmidt, Bonn
Bauleitung:
v. Waldegg & Grützmaker, Siegburg

Vegla, Vereinigte Glaswerke AG
Aachen
Planung und Bauleitung
Hentrich-Petschnigg & Partner KG
Köln

TÜV-Rheinland, HV Köln-Poll
Planung und Bauleitung
Hentrich-Petschnigg & Partner KG
Köln



WAHLEFELD
Fassaden

Gebr. Wahlefeld
Stahl-Metall-Maschinenbau

4150 Krefeld-Linn
Ruf (0 21 51) 59 03 21 · FS 08 53 881



Sein Reichtum
öffnet Herz und Sinne.

No 1810

Dujardin Imperial
REICHER ALTER WEINBRAND



ANNO
1810

Dujardin
MARKE
Imperial

Reicher, alter Weinbrand
aus der Weinbrennerei Dujardin & Co
in Gebr. Melcher gegründet 1810

Dujardin
Herdingen
am Rhein

